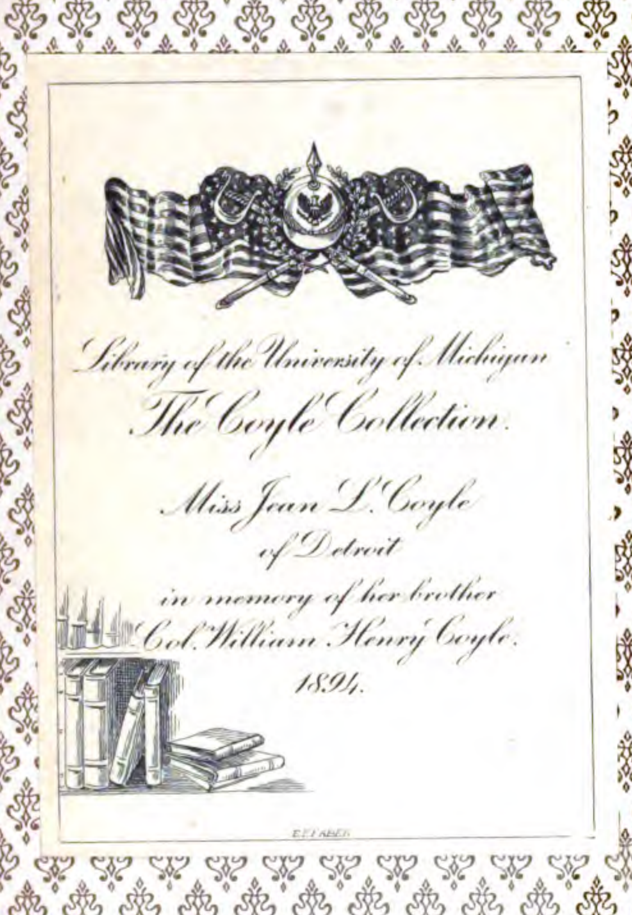
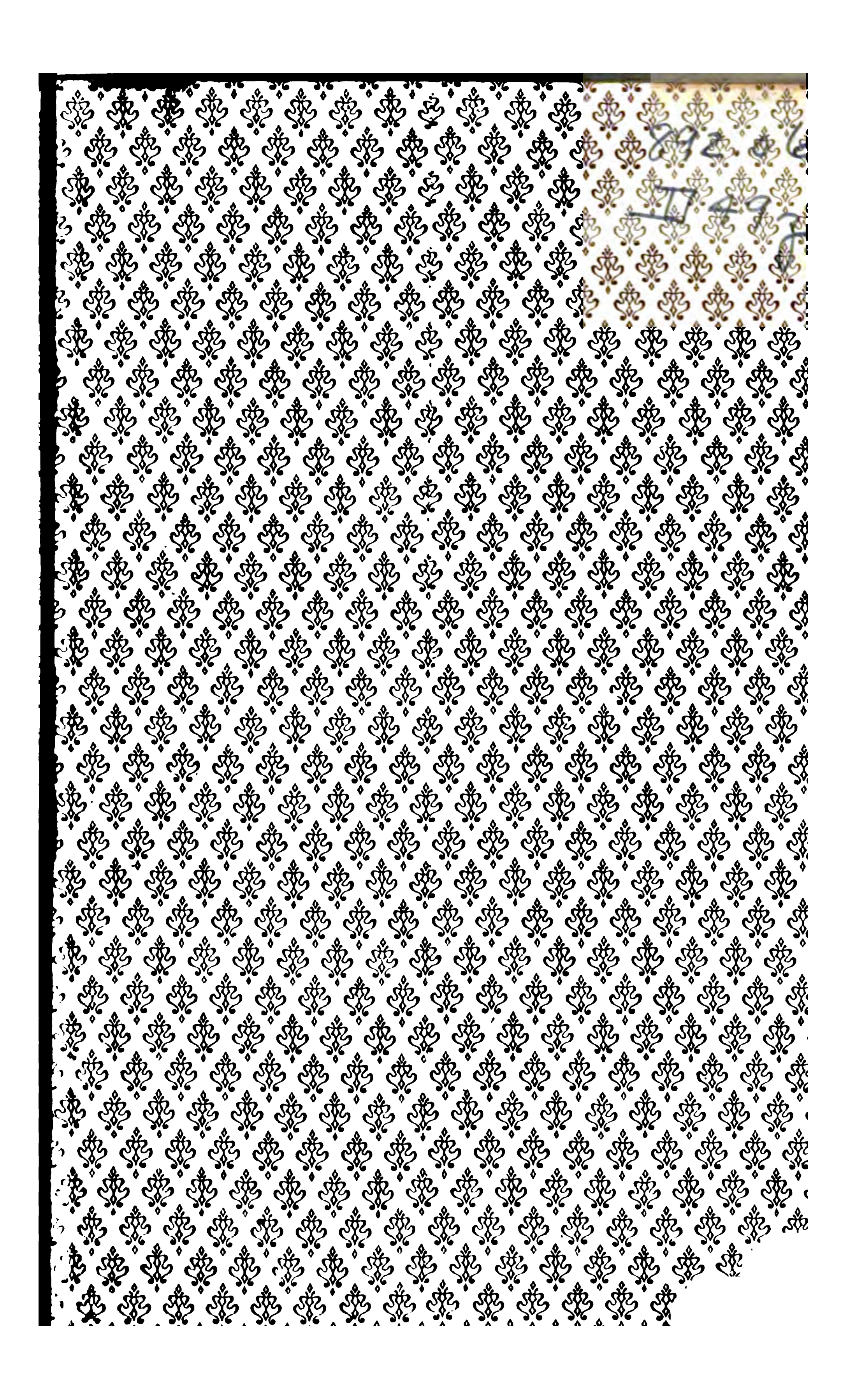

B 1,082,411


Library of the University of Michigan
The Coyle Collection.
Miss Jean L. Coyle
of Detroit
in memory of her brother
Col. William Henry Coyle.
1894.



Zeitschrift

der

Deutschen morgenländischen Gesellschaft

herausgegeben

von den Geschäftsführern.

Erster Band.

Mit einer lithographirten Tafel.

Leipzig 1847

in Commission bei Brockhaus und Avenarius.

Inhalt

des ersten Bandes der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Seite

Drittes und viertes Heft.

Anhang.

Wissenschaftlicher Inhalt
der Verhandlungen der deutschen Orientalisten, bez. der Jahresberichte der Deutsch. morgenl. Gesellschaft.

A. *für das Jahr* 1844 [1]).

1) Verhandlungen der ersten Versammlung deutscher und ausländischer Orientalisten in Dresden 1844. Lpz., Engelmann. 1845.

Seite

B. *für das Jahr* 1845 [1]).

C. *für das Jahr* 1846 [2]).

---

1) Jahresbericht d. Deutschen morgenl. Gesellsch. für d. J. 1845. Lpz. in Comm. b. Brockhaus u. Avenarius. 1846.

2) Jahresbericht d. Deutschen morgenl. Gesellsch. für d. J. 1846. Lpz. in Comm. b. Brockhaus u. Avenarius. 1847.



Berichtigungen.

S. III Z. 14 v. o. lies *welchen* statt *welcher*
— 3 — 8 v. u. — *Havash* — *Hanash*
— 10 — 7 v. o. — *Enárea* — *Enárca*
— — — 12 v. o. — *Ubie* — *Ubia*
— — — 14 v. o. — *sein* — *seine*
— — — 2 v. u. — *Enárea* — *Enárca*
— 11 — 9 v. o. — *verschlungen wurden* statt *verschlungen*
— 13 — 7 v. u. — *von* statt *bei*
— 20 — 2 v. u. — *Duftes ist* statt *Duftes*
— 31 — 12 v. u. — *uns* statt *uns nun*
— 58 — 17 v. o. — *festes* — *Festes*
— — — 2 v. u. — ܟܠ ܐܟܪܒ statt ܟܠ ܐܟܪܒ
— 59 — 20 v. o. — ܕܡܬܪܥܡܘܗ statt ܕܡܬܪܥܡܘܗ
— 90 — 25 v. o. — *Jacut's* — *Jacub's*
— 123 — 7 v. u. — *ausgerottet* statt *ausgerotte.*
— 148 — 3 v. u. — In Betreff der 24 Blätter findet sich eine frühere Berichtigung von Tischendorf selbst in den Wiener Jahrb. d. Lit. Bd. CXII. S. 42, wonach sich „nur 22 Blätter vorgefunden haben."
— 150 — 4. v. u. — اوفيميس statt اوقوميس
— — — 6 v. u. — 27*stem* statt 27*sten*
— 152 — 4 u. 3 v. u. lies *der Suren des Korans* statt *des Korans*
— 167 — 8 v. u. lies *Hasbân* — *Hosbân*
— 181 — 7 v. u. — nach *gedenkt* setze hinzu: *Ps.* 29, 8.
— 192 — 7 v. u. — *sind aus* statt *aus sind*
— 218 — 14 v. u. — *Leang* statt *Krang*
— 223 — 5 v. o. — *Kongtse* — *Kongsse*
— 225 — 4 v. o. — *Reeves* — *Steeves*
— — — 1 v. u. — *Fahien* — *Fasier*
— 228 — 11 v. u. — *Reeves* — *Steeves*
— 230 — 2 v. o. — *Topaze* — *Tropaze*
— 253 — 10 v. o. — *wir* — *wie*
— 288 — 3 v. o. — *die* — *der*
— — — 4 v. o. — *der* — *die*
— 312 — 14 v. u. — *Philopatoren* statt *Philapatoren*
— 328 — 3 v. o. — تولّى statt تولّى
— 331 — 9 v. o. — *Auflehnung* statt *Anflehnung*
— 344 — 22 v. o. — *Handschrift* — *Haudschsift*

Zeitschrift

der

Deutschen morgenländischen Gesellschaft

herausgegeben

von den Geschäftsführern.

Heft I.

Leipzig 1846

in Commission bei Brockhaus und Avenarius.

Vorwort.

Die vor einem Jahre gestiftete Deutsche morgenländische Gesellschaft, deren erster Jahresbericht gleichzeitig mit diesem Hefte erscheint, hat in §. 11. ihrer Statuten eine von ihr herauszugebende Zeitschrift angekündigt. Unterhandlungen mit Herrn Prof. Lassen in Bonn hatten schon früher zu der Uebereinkunft geführt, dass die neue Zeitschrift sich an die von ihm redigirte, mit dem siebenten Bande abzuschliessende „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes" anreihen sollte. Bald nach Gründung der Gesellschaft aber rieth Herr Prof. Lassen als Mitglied des Vorstandes selbst dazu, dem jungen Vereine in der versprochenen Zeitschrift möglichst bald ein ordentliches Organ zu geben, um so mehr, da er für die seinige auf den Charakter der Allgemeinheit, welcher jene an sich tragen müsse, jetzt noch vollständiger als früher Verzicht geleistet habe. Nur ein zufälliges Missverständniss über diese Wendung der Angelegenheit liess bei einem Theile der geschäftsleitenden Vorsteher den Gedanken aufkommen, bis zum Erlöschen der Lassen'schen Zeitschrift die ihnen von Mitgliedern der Gesellschaft zukommenden Aufsätze, mit Ausschluss alles einer Zeitschrift Eigenthümlichen, als „Abhandlungen und Mittheilungen der Deutschen morgenländischen Gesellschaft" in zwanglosen Heften herauszugeben, um die auch ausser den jährlichen Zusammenkünften rege wissenschaftliche Thätigkeit der Gesellschaft einstweilen auf diese Weise zu beurkunden, — ein Gedanke, der sich

den andern Vorstehern ebenfalls zu empfehlen wusste. (Daher der Ausdruck: „Abhandlungen und Mittheilungen“ in dem obenerwähnten Jahresberichte S. 70 vorl. u. l. Z., wofür nun „Zeitschrift“ zu lesen ist.) Als aber genauere Erörterungen das wahre Sachverhältniss festgestellt hatten und zugleich das Verlangen nach dem Erscheinen der Zeitschrift sich von allen Seiten immer dringender aussprach, fiel jene Idee von selbst hinweg, das bereits Gedruckte wurde für das erste Heft der Zeitschrift bestimmt, die Gewähr für dieselbe bis auf Weiteres von den unterzeichneten Vorstehern übernommen, einiges Allgemeine über ihre Einrichtung verabredet, der buchhändlerische Vertrieb dem auf dem Titel genannten Commissionär, einem Mitgliede der Gesellschaft, übergeben, die Entscheidung über einige andere wesentliche Punkte aber den in Jena versammelten Repräsentanten der Gesellschaft vorbehalten. Das Ergebniss ihrer dessfallsigen Beschlüsse wird in dem nächsten Hefte mitgetheilt werden.

Diess die äussern Verhältnisse, unter welchen die Zeitschrift entstanden ist und in's Leben tritt. Ueber ihren Plan können wir kurz sein. Wir beziehen uns in allem Wesentlichen ausdrücklich auf die leitenden Ideen, welche im Eingange des ersten Bandes der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes dargelegt sind. Gestützt und getragen von einer ganzen Gesellschaft und darunter von den Mitarbeiten jener Zeitschrift selbst, hofft die gegenwärtige den dort entworfenen Plan vollständig und nachhaltig auszuführen. Dabei fordert ihre besondere Natur und Bestimmung ausser der Aufnahme von Gesellschaftsnachrichten u. dgl. eine grössere Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der literarischen Notizen, Anzeigen, Uebersichten und kurzgefassten Beurtheilungen. Schriften, die man uns zu diesem Zwecke zuschickt, sollen — insofern sie in unsern Bereich gehören — sobald als möglich besprochen und dann der Bibliothek der Gesellschaft übergeben werden. Hiermit sind zu verbinden: Correspondenz-Artikel und Be-

richte über die gegenwärtigen Zustände des Morgenlandes, namentlich über die Entwicklung seiner Beziehungen zu Europa und die Arbeiten und Entdeckungen dort wohnender oder reisender Europäer. Wir stecken die Grenzen hier absichtlich nicht enger ab, wohl wissend, dass das geistige und wissenschaftliche Leben, mit dem es die Zeitschrift zunächst zu thun hat, durch tausend sichtbare und unsichtbare Fäden mit den Dingen der Aussenwelt zusammenhängt und davon bedingt wird, so dass sich die wahre Einsicht in jenes Leben von der Kenntniss dieser Dinge nicht trennen lässt. Einige unserer correspondirenden Mitglieder, die theils im Morgenlande selbst, theils in dessen Nähe leben, haben uns in dieser Beziehung bereits die erfreulichsten Zusicherungen gegeben, deren Erfüllung, zusammengenommen mit der besondern Beihülfe einiger ordentlichen Mitglieder, uns in den Stand setzen wird, nicht bloss durch Zuverlässigkeit, gute Auswahl und anziehende Darstellung, sondern auch durch Neuheit der Nachrichten unsere Zeitschrift ihren ausländischen Schwestern allmälig gleichzustellen, im Vaterlande selbst die Theilnahme an ihr über den Kreis der Gesellschaft hinaus zu erweitern und auch die Blicke der Staats- und Geschäftsmänner auf sie zu lenken. Man wolle übrigens gerade dieses erste Heft in seiner zweiten Abtheilung nicht als eine Probe von dem betrachten, was wir nach dieser Seite hin künftig zu leisten hoffen; denn bei der Schnelligkeit, mit welcher nach Fassung des entscheidenden Beschlusses das Heft vervollständigt und abgeschlossen werden musste, um es der Versammlung in Jena noch vorlegen zu können, war es nicht möglich, jener Abtheilung die Reichhaltigkeit zu geben, welche in unserem Plane liegt.

Was die Art und Weise des Erscheinens betrifft, so werden einzelne Hefte, durchschnittlich von der Stärke des gegenwärtigen, in Zwischenräumen von etwa zwei Monaten auf einander folgen, ohne vor der Hand an bestimmtere Zeitbedingungen gebunden zu sein, jedoch so dass innerhalb eines

Jahres — von jetzt an bis Ende 1847 — bestimmt sechs Hefte mit fortlaufenden Seitenzahlen erscheinen, welche zusammen einen Jahrgang bilden und deren letztem ein Gesammttitel beigegeben wird.

Schliesslich empfehlen wir unsere Zeitschrift allen denen, welche von dem jetzigen Aufschwunge der morgenländischen Studien in Deutschland irgendwie berührt werden oder selbstthätig daran Theil nehmen, zu geneigter Förderung. Wohl wissen wir, dass sich zur vollständigen Lösung der Aufgabe, die wir uns hier stellen, noch manche günstige Bedingungen vereinigen müssen; doch das Wichtigste ist ja schon gelungen: die Verbindung der edelsten Kräfte des deutschen Orientalismus zu einigem, wetteiferndem Vorwärtsstreben und der Anschluss so mancher wackern Männer des Auslandes zu gleichem Zweck. Was so begonnen, trägt die Bürgschaft seiner Zukunft in sich selbst; und ist manches Andere bis jetzt nur Wunsch und Hoffnung, so wollen wir diesen Idealen durch den Realismus der Thatsachen wenigstens eine immer festere Unterlage bereiten.

Rödiger, Pott } in Halle.
Fleischer, Brockhaus } in Leipzig.

Ueber eine zweite Sammlung Aethiopischer Handschriften in Tübingen

von H. v. Ewald.

Das einst sogenannte Land des Priesters Johannes tritt seit den neuesten Zeiten immer vollständiger an das Europäische Tageslicht, als geschähe dies auch zu dém Zwecke damit ganz deutlich werde ob es noch das von unserm Mittelalter gepriesene glückselige Land sei oder nicht. Alle Wege durch die man zur vollkommnern Kenntniss dieses Landes nach seiner jezigen und seiner ältern Lage gelangen kann, laufen uns immer enger zusammen, wiewohl die einen schwerer zu gebrauchen sind als die andern.

Zunächst ist es ein Glück dass dieses Land in den neuesten Zeiten von Europäern der mannichfaltigsten Art, Reisenden und Naturforschern, Gesandten mit ihrem Gefolge und Glücksrittern, Sendboten evangelischen und römischen Glaubens durchzogen und durchforscht wird. Wenn noch Bruce's Reisebeschreibung im vorigen Jahrhundert von vielen und zumtheil recht achtbaren Männern für halb mährchenhaft gehalten werden konnte, so ist das imgrossen nur ein Zeichen wiewenig man damals Abyssinien in Europa richtig würdigte; denn zur Rechtfertigung Bruce's haben die neuern Reisenden wesentlich beigetragen. Dennoch ist nicht zu läugnen dass jener Schottische Reisende den Verdacht gegen seine Darstellungen wenigstens theilweise selbst verschuldet hat: wer seine Weise etwas näher prüft, wird ihn nichtnur

etwas selbstruhmredig sondernauch etwas leicht und lose finden; und wenn solche Leichtigkeit im Leben besonders einem Reisenden wie damals Bruce war in den unwegsamsten und gefahrvollsten Gegenden der Erde zu dem besten Mittel sich glücklich durchzuschlagen werden kann, so wird sie im Urtheilen dagegen nur schädlich wirken. Wie mangelhaft troz aller geschmückten Darstellung namentlich die geschichtlichen Berichte in Bruce's Werke seien, wird unten an einem einleuchtenden Beispiele dargethan werden.

Um desto befriedigender ist die „Reise in Abyssinien“ von unserm Deutschen Landsmanne Eduard Rüppell, ein Werk nichtnur aus länger fortgesezten anstrengenden und gewissenhaften Untersuchungen aller Art hervorgegangen, sondernauch voll gesunden nüchternen Urtheils frei von falscher Anmassung und in jener ruhigen Fassung gehalten welche allein sich für beschreibende Werke ziemt. Das im Jahre 1829 vorausgegangene Werk desselben Reisenden über Nubien genügte zwar der streng wissenschaftlichen Darstellung noch mehr, indem es sich ganz frei hielt von der Beschreibung der mehr rein persönlichen einzelnen Eindrücke und Empfindungen oder gar der winzigen Tagsvorfälle womit soviele neuere Europäische Reisende ihre Leser zu unterhalten sinnen, nur dem nächsten Augenblicke und dem gesunkenen Geschmacke abgestumpfter Leser zu dienen begierig, vergessend aber was die Wissenschaft fordere und was die strengern Leser. Wenn jedoch das Werk über Abyssinien wieder mehr eine Beschreibung einzelner Reisetage und Reisevorfälle gibt, so kann das bei einem verhältnissmässig noch so unbekannten Lande als Abyssinien ist leichter entschuldigt werden; und auchso überwiegen die allgemeinern Bemerkungen welche das Werk enthält weit die Auseinandersezung rein persönlicher Begegnisse. Dazu holt der im Jahre 1840 erschienene 2te Band des Werkes auch in der wissenschaftlichen Seite welche dem Verfasser ansich ferner liegt, in der sprachlichen und

geschichtlichen, manches nach was in dem 1838 herausgegebenen ersten Bande mangelhafter blieb.

Noch mehr als von Rüppell sollte man von dem Werke des Major Harris erwarten welches in 3 Bänden zu London 1844 erschien [1]), da der Verfasser desselben an der Spize einer zahlreichen und glänzenden Englischen Gesandtschaft an den Hof des Königs - von Shoa und Efát zu Ankóbar reiste, in diesem Lande mit allen Hülfsmitteln Europäischer Bildung Kunst und Untersuchung wohl versehen etwa anderthalb Jahre lang sich aufhielt und dazu von einem auserlesenen Kreise Europäisch gebildeter Gelehrten umgeben war. Und inderthat kann man die bedeutenden Dienste nicht verkennen welche sein Reisewerk der Wissenschaft im weitesten Sinne des Wortes geleistet hat. Insbesondere ist es kein geringer Vortheil dass diese Englische Gesandtschaft einen bis dahin fast unbetretenen grossen Theil des alten Aethiopiens zumerstenmale näher untersucht hat. Bruce Rüppell und die meisten andern unwichtigern Reisenden hatten Abyssinien nördlich von Massova und Arkiko aus betreten, waren dann über Axum und Adova südwestlich bis Gondar vorgedrungen, von da aber wenig weiter gegen Süden gekommen. Die Englische Gesandtschaft dagegen, dem Wege des vor mehrern Jahren nach Shoa gekommenen Missionars Krapf folgend, betrat von der Bay Tadshura aus südwestlich von der Strasse Babelmandeb das Land, überschritt den mit dem Nil in keiner Verbindung stehenden grossen Binnenfluss Haoash, und durchstreifte weit und breit in Wegen nie von einem Europäischen Fusse berührt die südlichen Länder wohin nur die Herrschaft des Königs Sáhela - Selásе reicht. Es hat sich so glücklich getroffen dass Aethiopien in der neuesten Zeit sowohl im Norden als im Süden Europäischer Untersuchung

1) unter der Aufschrift: the *Highlands of Aethiopia*, by Major W. Cornwallis Harris.

sich geöffnet hat, während freilich viele Gebiete dieses weiten Gebirgslandes bisjezt noch garnicht von Europäern betreten oderdoch nochnicht beschrieben sind. Wenn wir indess insofern dem Reisewerke Harris' ein wahres Verdienst zuschreiben, so müssen wir von der andern Seite gestehen, dass es von dem was es sein sollte weit entfernt geblieben ist. Ich will hier absehen von der sprachlichen Seite des Werkes welche glänzende Schwächen darbietet, weil der Verfasser sich anstellt als verstehe er die Landessprachen und daher unter anderm sogar jeden Eigennamen erklären will, während die Sachverständigen wohl wissen dass in jeder Sprache nichts so schwer richtig zu verstehen sei als der ursprüngliche Sinn der Eigennamen, und während wiewenig der Verfasser von den Literaturen und Sprachen des Landes verstand sowohl sonst überall leicht erhellt alsauch unten an einem besondern Falle deutlich gezeigt werden soll. Aber dass der Verfasser sein grosses Reisewerk mehr in einem leichten novellenartigen Gewande als in wissenschaftlicher Strenge, mehr in anlocken sollenden Bildern und anmuthig umgrenzten Geschichtchen als in tiefer eindringenden und erschöpfenden, straffer und sicherer gehaltenen Darstellungen gibt, ist ein trauriges Zeichen wie stark zwei völlig unverträgliche Mächte, die Wissenschaft und der Romanzauber, jezt auch in dem ernsten England sich durchdringen wollen, und daher eine Verfehlung an der Wissenschaft welche durch die Widmung des Werkes an die erhabene junge Königin Victoria schwerlich entschuldigt werden kann. Auch alles Wissenschaftliche kann anmuthig gelehrt werden, aber nicht durch ihm fremdartige Zusäze.

Zu diesen wichtigen Reisewerken (die schon von Rüppell richtig gewürdigten unbedeutendern Werke der neuesten Zeit übergehe ich) kommen nun noch die Berichte der verschiedenen Glaubensboten welche in den neuesten Zeiten zuerst von Evangelischer dann auch aus ähnlichen Gründen wie auf

den Südseeinseln von Römischer Seite aus in jenes weite Land gesandt sind. Die bescheidenern Berichte dieser Männer füllen manche in jenen Werken offene Lücke aus, ja sie haben selbst oft den ersten und den zuverlässigsten Stoff für die weitern Untersuchungen der eigentlichen Reisenden gegeben. Es sind dies die Berichte von Gobat, Krapf, insbesondere auch das von Dr. Nitzsch in Bonn herausgegebene Werk über die neueste Missionsreise Isenbergs [1]); über einige Berichte d'Abbadie's habe ich im 5ten Bande der Ztschr. für die K. d. M. näher gesprochen. Durch die Bemühungen solcher Männer haben wir sodann auch das zweite Hülfsmittel erhalten welches uns zur Erkenntniss jenes Landes dient, die Alterthümer. Zwar das Werk Harris' lehrt uns garkeine eigentlich so zu nennende Alterthümer kennen, und vielleicht finden sich solche im Süden überhauptnicht, da nach allem was wir bisjezt wissen nur von dem Reiche Axum's im Nordosten die alte Bildung und Kunst Aethiopiens ausging. Salt dagegen und nochmehr Rüppell haben bereits einige höchst merkwürdige Alterthümer Aethiopiens kennen gelehrt, aus denen wenigstens soviel schon jezt deutlich erhellt dass Aethiopien längst in vorchristlicher Zeit eine eigenthümliche, aber doch eine Semitische und daher von der Aegyptisch-Nubischen Bildung ziemlich verschiedene Kunst gehabt haben muss. So sind zwar auch dort Obelisken gefunden, aber diese haben eine etwas andre Gestalt als die Aegyptischen und zeigen auf ihrer Oberfläche statt einer bedeutungsvollen Schrift nur gleichgültige Zierbilder.

Doch es sollte hier vielmehr ein drittes Hülfsmittel zur Kenntniss Aethiopiens besprochen werden, dessen Herbeischaffung man grösstentheils ebenfalls jenen Reisenden und nochmehr den Missionarien verdankt, die Aethiopische Literatur. Ihre Schäze treten in der neuesten Zeit in einem

---

1) doch ist mir dieses nochnicht näher bekannt geworden.

Umfange hervor, von welchem Ludolf vor anderthalb Jahrhunderten noch keine klare Vorstellung haben konnte. Im 5ten Bde der Zeitschr. vom Jahre 1843 habe ich eine erste Sammlung Aethiopischer Handschriften näher beschrieben, welche der Missionar Dr. Krapf nach Württemberg sandte. Ich wusste damals nochnicht, dass Rüppell in seinem Reisewerke auch auf die von ihm nach Frankfurt gebrachten Handschriften vielfach Rücksicht nehme und eine kurze Beschreibung derselben gebe welche indess sehr mangelhaft und theilweise unrichtig ist; einige Stunden die ich im vorigen Herbste bei eintägiger Anwesenheit zu Frankfurt auf ihre Untersuchung verwenden konnte, gaben mir eine etwas nähere Ansicht. Ebenso war mir damals die Beschreibung zweier kleiner Petersburger Sammlungen unbekannt welche der Akademiker Dr. Dorn gegeben hat [1]) und worin man besonders das aus einer Handschrift mitgetheilte Verzeichniss einer Kloster-Bibliothek von 39 Bänden mit Nuzen vergleichen kann. Das Verzeichniss ferner von 110 Aethiopischen und Amharischen Handschriften, welches Harris im Anhange zu seinem Reisewerke gibt, ist ihm obwohl er nicht sagt woher er es habe gewiss von Dr. Krapf in Shoa mitgetheilt, da es mit dem kleinern Verzeichnisse von 62 Handschriften welches ich nach Krapf's frühern Untersuchungen im Jahre 1843 bekannt machte [2]), wesentlich übereinstimmt; enthält aber eine solche Fluth der entstellendsten Druckfehler, dass es nur von einem ganz geübten Sachkenner zu gebrauchen ist. Jezt füge ich die Beschreibung einer zweiten Sammlung hinzu, welche von demselben ebenso unermüdeten als geschickten

---

1) in dem Bulletin der Petersburger Akademie vom 26sten Mai und 26sten October 1837.

2) Ztschr. f. die K. des M. 1843 S. 172—175. Einige Schreibfehler darin werden unten verbessert; ich bemerke hier noch dass bei Nr. 9 für Tabita zu lesen ist Tebaba d. i. Weisheit der Weisen, also ein philosophisches Werk.

Missionar im vorigen Herbste (1844) nach Tübingen gesandt und für die Tübinger Universitäts - Bibliothek angekauft wurde. Diese Handschriften wurden von Krapf nicht, wie die der ersten Sammlung, in Shoa, sondern in Tigré erworben, als er aus jenem Reiche durch die Ränke der Missionarien der Römischen Kirche vertrieben nocheinmal Tigré auf kurze Zeit besuchte. Nachdem er und Isenberg jezt auch aus diesem Theile Aethiopiens vertrieben ist, wird diese Quelle zur Kenntniss des Landes und seiner alten Literatur zu gelangen wohl für längere Zeit verstopft seyn; und wir haben deshalb desto mehr die Werke zu beachten welche uns während der günstigen Zeit zugekommen sind.

Nehmen wir die Spuren der bisher bekannten Werke Aethiopischer Literatur zusammen, so können wir gegenwärtig schon gegen 200 solcher Werke nennen; und dass diese Zahl den ganzen Umfang jener Literatur treffe, ist unwahrscheinlich. Noch sind viele Klöster des Landes in unwegsamen Gegenden garnicht untersucht; manches nicht unbedeutende Werk mag seitdem das ganze Reich in die äusserste Zerrüttung gerathen ist an schwer zugängliche Orte verschleudert seyn; und am merkwürdigsten ist die in ganz Shoa verbreitete daher von Krapf und Harris [1]) gemeldete Nachricht, dass im 16ten Jahrh. als der wilde Islâmische König Grânge von Adél mit seinen Horden Aethiopien überschwemmte, eine Menge Bücher mit andern kirchlichen Heiligthümern nach den Inseln des Sees Zuai in dem damals von Aethiopien ganz abgerissenen noch jezt christlichen Reiche Gurágue geflüchtet seien und dort noch jezt aufbewahrt werden. Kein Europäischer Fuss hat bisjezt dies von wilden Galla's und Muhammedanern umschwärmte christliche Reich nahe am Aequator betreten, noch weniger hat jemand jene Nachricht bestätigt oder widerlegt: doch liegt an ihrer

1) Tom. 3 p. 74.

Richtigkeit zu zweifeln kein Grund vor, und vielleicht fänden sich gerade dort noch manche ältere Werke welche seit der furchtbaren Zerstörung des nördlichen und mittlern Aethiopiens im 16ten und 17ten Jahrh. (denn das jezt bekannte südlichste Reich Shoâ lag ehedem etwa in der Mitte des ganzen grossen Reiches) sonst verloren gegangen sind.

Was den Inhalt dieser Literatur betrifft, so getraue ich mir zwar nach den mir bisjezt näher bekannten Werken nicht zu behaupten, dass in ihr etwas anderes als eine rein christliche und zwar monophysitische Literatur zum Vorschein kommen werde. Dazu stammen die meisten jezt sich vorfindenden Bücher erst aus den lezten Jahrhunderten vor der Adélischen Verwüstung als dém Zeitalter welches die lezte Blüthe der Aethiopischen Literatur zur Reife gebracht haben muss; sowohl was jünger als was älter als das 14te und 15te Jahrh. ist, findet sich selten; und eine tiefere Untersuchung würde es zuvor fordern auch nur annähernd zu bestimmen welche Bücher schon in den Jahrhunderten des frühern Mittelalters wirklich in Aethiopischer Sprache vorhanden gewesen. Dennoch leidet es keinen Zweifel dass wir wünschen müssen diese Literatur in ihrem ganzen Umfange zu erhalten. Ich will hier nicht von dén Arten des Nuzens reden, welche man leicht nach dem schon sonst aus ihr bekannten von ihr erwartet: nur auf einige bisher weniger beachtete Gegenstände möchte ich hier aufmerksam machen, um den Eifer dérer zu spornen welche künftig in den Afrikanischen Bergen und Einöden noch Aethiopische Handschriften suchen sollten.

Einmal wird es bei genauerm Untersuchen doch noch gelingen gewisse Ueberbleibsel des uralten Heidenthums dieser Gegenden in der Literatur zu finden und auch daraus die Frage nach den ursprünglichen Einwohnern Aethiopiens zu beantworten. So findet sich in der unten zu beschreibenden Handschrift des Werkes Savâsev ein doppelter Stammbaum der Aethiopischen Kaiser mit einigen geschichtlichen Bemer-

kungen, und es leuchtet bei näherer Ansicht ein dass der eine an rein christliche der andre an ursprünglich heidnische Stoffe sich anschmiegt. Nach dem einen stammt das Kaiserhaus vermittelst der bekannten Ableitung von einem Sohne Salomo's zulezt von Adam selbst ab, ganz nach biblischen Begriffen. Nach dem andern aber steht ein König Arvae d. i. *Schlange* an der Spize, und noch weit später erscheint in der Königsreihe zweimal ein gleichnamiger König Arvae dessen tägliche Nahrung aus 10 Stieren 10 Kühen und 30 Schafen bestand. Die Handschrift ist leider gerade an dieser Stelle lücken- und schadhaft geworden: soviel leuchtet aber ein dass unter diesen Schlangenkönigen ursprünglich nur heidnische Götter gemeint gewesen seyn können welche in der Urzeit als die Beherrscher des Landes gedacht wurden. Damit stimmt nun merkwürdig überein dass noch die neuesten Reisebeschreiber in einigen entlegenen Gegenden Aethiopiens heidnische Schlangenverehrung vorgefunden haben [1]). Von einem solchen Arvae hatte nun zwar auch Ludolf durch seinen Aethiopischen Freund gehört, aber wenn er noch zweifelte ob damit nicht der biblische Satan gemeint sei [2]), so sehen wir nun überzeugend wie grundlos diese Vermuthung sei und wie gewiss wir hier einen Rest des alten Aethiopischen Heidenthums mitten in der christlichen Literatur erhalten vor uns haben. Man kann sich also die Sache nur so denken, dass die heidnischen Könige Aethiopiens ihren Ursprung von den Landesgöttern ableiteten und dann auch manche christliche Könige diese freilich für sie wenig passende Ableitung ihres Geschlechtes beibehielten.

Zweitens können wir, dass schon vor den Zeiten des Christenthumes in Aethiopien eine höhere Bildung und Kunst vorhanden gewesen seyn muss, auch ohne weitere ausdrückliche

---

1) vgl. Harris T. 3 p. 50.

2) Hist. aeth. 3, 3, 4—6 vgl. 2, 2, 13.

Meldung aus gewissen Zeichen der jezigen Literatur abnehmen. Zwar erstreckte sich das alte Reich von Aksûm als der Siz dieser Bildung allen erkennbaren Spuren zufolge bei weitem nicht soweit als die uns gewöhnlich bekannten Grenzen Aethiopiens. Wir wissen jezt aus einem bestimmten Zeugnisse [1]) dass die südlichsten Gebiete des ehemaligen Kaiserreiches wo Christen wohnen, wie Enárca und Kaffa (das wahre Vaterland des Kaffee's), erst spät und zwar rein durch Waffengewalt zum Christenthume gebracht sind; ähnliches wird mit den mittlern Gebieten des grossen Landes der Fall gewesen seyn. Das höchste Gebiet Aethiopiens Samän, das Vaterland des jezigen Wüthrichs Ubia in Tigré, weit im Norden von Shoa gelegen, muss einst die südlichste Grenze des Reiches von Aksûm gebildet haben, da seine Name selbst soviel als Süden bedeutet; ähnlich wie der indische Dekhan noch immer durch seinen Namen beweist dass er einst südlich vom Brahmanenlande lag. So gestaltet sich uns die Geschichte des Christenthumes in Aethiopien ähnlich wie im mittelaltrigen Europa: anfangs auf das Gebiet zwischen Hamâzen und Samän mit Aksûm als Hauptstadt beschränkt und hier mit einer althergebrachten volksthümlichen Bildung sich verschmelzend, breitete es sich erst allmählig durch Waffengewalt über weite Gebiete bis zum Aequator hin aus, wurde also zugleich ein Mittel für weltliche Herrschaft und Zerstörungslust, verwilderte aber eben dadurch immer unheilbarer und gerieth auch durch diese scheinbaren Siege in den traurigen Zustand worin wir es dort jezt erblicken. Allein eben in jenem engern nordwestlichen Gebiete muss einst eine höhere Bildung auch der Literatur geherrscht haben: darauf weisen alle Zeichen zurück, ja schon aus der sehr eigenthümlichen Aethiopischen Schrift lässt sich dies erschliessen. Diese Schrift

---

1) in der oben genannten Handschrift des Savâsev bei dem Leben des Kaisers Sherfsa-Dengel, in dessen 21sten Jahre Enárca christlich wurde, d. i. 1588 n. Ch.; vgl. Ludolfi hist. 1, 3, 18. 2, 6, 40.

nämlich ist zwar in allen mir zu Gesicht gekommenen Handschriften sich wesentlich gleich: nur allmählig etwas flüchtiger werdend erscheinen ihre einmal feststehenden Züge in einigen Handschriften. Dennoch aber kann man aus vielen Gründen als gewiss annehmen dass sie einst die mannichfaltigsten Wechsel durchlief, als zu den grossen schlanken Buchstaben zuerst die Vocalzeichen hinzukamen, dann diese allmählig auf die bunteste Weise mit den Zügen der Buchstaben selbst eng verschlungen und so die jezige nicht einfache sondern höchst mannichfach ausgebildete Schrift hervorging. Eine Zeit wo die Schrift in demselben Lande viele und starke Veränderungen durchläuft, muss immer auch eine Zeit ihres häufigsten Gebrauches, folglich eines regen literarischen Schaffens und Lebens seyn: und welches war nun in Aethiopien diese Zeit? was wurde damals dort geschaffen, ehe die Landes-Schrift in die starre Gestalt überging welche sie in allen jezt gefundenen Handschriften trägt? wird man noch ausser den Inschriften auch Handschriften finden in denen eine ältere Schriftart wie aus einem Zeitalter erscheint wo Aethiopien auch in der Literatur nochnicht so erstarrt war wie seit den lezten Jahrhunderten?

Eben dies führt uns endlich auf die Frage über die Gesammtgeschichte des Christenthumes in Aethiopien; und noch ist das Räthsel nicht gelöst wie die Kirche jenes weiten Landes mitsammt dem ganzen Volke in den überaus bejammernswerthen Zustand herabsinken konnte in dem wir sie jezt sehen. Nicht alsob es dort der Kirche an Macht und Einfluss gebräche: diesen hat sie hinreichend, und den seligen Zustand von Kloster- und Kirchenherrschaft den viele Deutsche jezt bei uns sehnlich herbeiwünschen, kann man dort längst verwirklicht sehen. Auch nicht alsob es dort an Dogmatik und Glaubenswerten fehlte: nicht ein Kalb wird dort geschlachtet ausser im Namen der Dreieinigkeit, und der dogmatischen Streitigkeiten, dieser auserlesenen Lust

sovieler Neudeutschen, ist dort eine stete Fülle. Aber diese herrschende Kirche hat das ganze ihr blind ergebene Volk so furchtbar verderben lassen, dass Rüppell unter allen etwas hervorragenden Männern, Laien und Priestern, kaum einen oder zwei antraf die auch nur einer ganz gemeinen Ehrbarkeit des Lebens fähig waren; und wie in anderer Hinsicht unsre Hengstenberge, so thäten auch unsre französischen und deutschen Fleischesbefreier am besten sämmtlich nach Aethiopien auszuwandern wo sie ihre Träumereien über Ehe und Besiz bereits vollkommen verwirklicht finden würden. An diesem wie es scheint unheilbar gewordenen Verfalle der sittlichen und daher auch der volklichen Macht Aethiopiens tragen nun freilich zwei geschichtlich leicht erkennbare Ereignisse viele Schuld: die Muhammedanische Eroberung in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts welche wenigstens einige Jahre lang dem Lande tiefe Wunden schlug, und nochmehr der Einfall der Jesuiten welche auch dort hervorgerufen haben was sie überall wo man sie einmal aufnimmt hervorrufen müssen, nämlich ihre eigne Vertreibung, aber erst nachdem sie das Land welches sie endlich ausspeiet völlig verwüstet und vielleicht für viele Jahrhunderte vernichtet haben. Allein sovielauch diese beiden Landesplagen seit dem 16ten Jahrhunderte dort geschadet haben: dennoch muss das Christenthum dort schon lange vorher tiefer gesunken gewesen seyn, weil sonst auch jene beiden Uebel nicht soviel geschadet haben könnten. Und doch hat Aethiopien seine eigenthümlich christlichen Heiligen aus einer bessern Zeit, seinen Tekla-Haimanoth und andre unstreitig einst grosse Helden der Religion. Welches ist also näher betrachtet der wahre Verlauf seiner Geschichte seitdem es christlich wurde? Die Beantwortung dieser Frage, welche Ludolf schon wegen der Dürftigkeit seiner Quellen kaum entfernt versuchen konnte, ist zwar auch nach den jezt eröffneten reichern Quellen sehr schwer: doch kann sie jezt wenigstens richtiger

als zur Zeit der Scaliger und Ludolfe versucht werden; und einen eigenthümlichen Vorzug würde die Wiederherstellung einer Geschichte des christlichen Aethiopien auch dadurch besizen dass dort das einzige Reich ist in welchem sich eine Monophysitische Kirche stets herrschend erhalten hat. Hoffen wir also dass die eröffneten Quellen aller Art bald immer vollständiger benuzt werden; und einen kleinen Beitrag dazu mag auch dieser Aufsaz geben.

Die Handschriften zweiter Sammlung welche Dr. Krapf nach Tübingen gesandt hat, sind sämmtlich in demselben Zustande in welchem sie in Tigré angekauft wurden hieher gekommen, und haben insofern einen höhern Werth als die der ersten Sammlung. Ich gebe von ihnen hier nur eine kurze Beschreibung, wie es mir jezt die Zeit gestattet; und befolge dabei dieselbe Ordnung welche ich bei der vorigen Sammlung einhielt.

I. Biblische Bücher.

1. *Sirakh* (Ms. aeth. 19).

Diese Aufschrift ist ungenügend: der Band enthält vorn das apokryphische Buch Sirakh's, hinten das kanonische der Sprüche Salomo's, da bekanntlich in dem altchristlichen Kanon gewöhnlich alle Spruchbücher näher verbunden wurden. Bei den eigenthümlichen Verhältnissen in welchen der griechische Text dieser beiden Bücher uns erhalten ist, muss uns eine altäthiopische Uebersezung bei ihnen sehr willkommen seyn; und da die englischen Bibelgesellschaften nie Uebersezungen apokryphischer Bücher drucken lassen, so ist wenigstens für die Aethiopische Uebersezung des Buches Sirakh nicht sobald ein Druck zu hoffen. Vorliegende Handschrift ist dazu sichtbar eine sehr alte, obwohl ich keine Jahrzahl in ihr finden konnte. Wie nüzlich die Vergleichung

der bisjezt nochnie benuzten ja kaum gekannten Aethiopischen Uebersezung dieser Bücher sei, mag hier an dem éinen Beispiele Sir. 50, 25 f. gezeigt werden. Hier nennt Sirakh als ihm verhasst die 3 bekannten Völker Edóm Philistäer und Samaritaner; während aber die zwei erstern ganz einfach ihrer Lage oder ihrem blossen Namen nach beschrieben werden, fällt bei dem dritten das sittliche Beiwort *ὁ λαὸς μωρὸς ὁ κατοικῶν ἐν Σικίμοις* auf; warum soll bloss dies dritte das thörichte genannt werden, da es vielmehr den beiden vorigen gleichgesezt wird? Der Aethiope las hier im griechischen Texte *Ἀμωραῖος* für *μωρὸς*, und man sieht bei einigem Nachdenken dass dies die allein richtige Lesart seyn muss.

2. *Taâmra Jasûs* (Ms. aeth. 21),

d. i. Wunder Jesu, eines der vielen apokryphischen Evangelien. Es besteht aus 30 Wundererzählungen, eine verhältnissmässig geringe Anzahl wenn man damit die Hunderte von Wundern vergleicht welche in andern Werken z. B. von der Maria erzählt werden [1]). Da indess das lezte hier erzählte Wunder bei weitem nochnicht an das Ende des irdischen Lebens Jesu fällt, und da das Werk wie es hier vorliegt keinen eigentlichen Schluss trägt, so ist möglich dass es nur Theil eines grössern Werkes ist. Welcher Art die hier erzählten Wunder seien, möge éin Beispiel verdeutlichen. Gleich nach Jesu Geburt kommt zufällig eine Wehemutter namens Salome nach Bethlehem, hört dass Maria nach der Geburt Jungfrau geblieben sei, und will dies Wunder selbst untersuchen. Allein kaum streckt sie ihre Hand danach aus, so verdorrt sie bis zum Schulterstücke; als jedoch Maria das Kind Jesu auf dieselbe legt, wird sie sofort wieder gesund u. s. w. Es versteht sich dass dies dort etwas saftiger erzählt wird.

1) vgl. die 4te Handschrift bei Dorn a. a. O. I. S. 4.

3. *Mafshafa Tomâr* vgl. unten unter II. 1.
4. *Gespräch Christi mit Sinodâ* vgl. unter II. 2.

II. Kirchliche Werke.

1. *Haimânôta Abau*, ein starker Foliant (Ms. aeth. 18).

Von diesem grossen Werke hat Bruce in Habesh zwar gehört [1]), er brachte es aber nicht mit nach Europa. Seine vollständige Aufschrift lautet „Glauben der gelehrten Väter der Christenheit", und es soll nach der Vorrede alles enthalten was Christus, die 12 Apostel, Paulus und der Bruder unsres Herrn zubenannte Jakobus Bischof von Jerusalem, die sieben Diakonen [2]), ferner die 72 Prediger-Gehülfen [3]), sowie die als Väter der Kirche berühmten Bischöfe und ähnliche Häupter der ältesten Kirche über den Glauben sowohl zur Stärkung der Gläubigen als zur Widerlegung der Kezer geredet haben. Die vielen Väter deren Aussprüche in dem Werke angeführt werden, sind meist aus der ältern Kirche, wie man aus ihrem auf dem lezten Blatte gegebenen Verzeichnisse sieht: doch findet sich unter ihnen auch der in der Handschrift des Snksâr (Ms. 17) genannte Johannes Bischof von Burlos. Aus lezterer Anführung kann das Zeitalter der Abfassung des Werkes gefolgert werden, worüber sich sonst in der Handschrift keine Bemerkung findet; die

---

1) Bruce's Reisen deutscher Uebers. II. S. 228; doch wusste man zu Bruce's Zeiten schon aus Ludolf hist. aeth. 3, 4, 41 dass dieses Buch bereits unter den Jesuitischen Unruhen in Aethiopien viel gebraucht war.

2) diese Zahl von Diakonen beruhet auf der Erzählung AG. 6, 1—6.

3) der äthiopische Name für diese aus Luc. 10, 1 genommenen Gehülfen ist ardĕêt: es wird ihnen eine in den 40 Tagen vor der Himmelfahrt empfangene Geheimlehre zugeschrieben, und die Zahl 72 weist auf eine Vermischung mit den 72 Dolmetschern hin. Wir können danach den ungefähren Inhalt des Apokryphon ahnen welches sich unter diesem Namen erhalten hat (Nr. 60 der Ztsch. 1843 S. 175 genannten Handschriften, wo Ardeet für Ardeel zu lesen ist).

Vorrede sagt nur aus, das Werk sei aus dem Koptischen ins Arabische, aus diesem in das Geez übersezt.

Dass der christliche Glauben den dies grosse Werk erklärt der Monophysitische sei, wird sogleich in der Vorrede angedeutet. Das Verdienst des Werkes besteht also darin dass es die ausführlichsten Belege für die Monophysitische Dogmatik gibt. Uebrigens schöpfte der Verfasser des Werkes, wie es auf dem lezten Blatte heisst, auch aus der Didascalia oder den Apostolischen Constitutionen wie sie in der Monophysitischen Kirche sich erhalten haben.

Vorliegende Handschrift, dem Ansehen nach viel jünger als die beiden des Snksâr, ward im 5ten Jahre Kaisers Jasu [1]) vollendet, oder im Jahre der Welt 7180; da dies Jahr mit 1688 unserer Zeitrechnung übereinstimmt, so muss man hier an Kaiser Jasu I denken. Der grössere Theil der Handschrift ist schon von einer sehr flüchtigen Hand geschrieben, woraus man sieht wie sogar die alterthümlich steife Geez-Schrift in neuern Zeiten zu einer Art von Eilschrift hinzuneigen anfängt. Hinten zeigt sich eine bessere Hand.

Vorgesezt aber findet sich wieder von einer andern Hand geschrieben ein seltsames Werkchen, welches ich mit einigen Abkürzungen hier überseze:

„Tômâr-Buch [2]) (etwa unser Foliobuch), welches vom Himmel auf Athanasios herabkam, am Sonntage kam dies Tômâr-Buch in Rom im Jahre 1056 Alexanders von seinem frühern Orte herab: es fiel dies Tômâr in die Kirche der heiligen Petros und Paulos, während darin waren 120 Priester mit Athanasios, zusammen mit Männern Weibern und Kindern

1) Jasu ist soviel als Josua, zum Unterschiede von Jasus d. i. Jesus, wie die Aethiopen keinen Menschen zu nennen wagen.

2) Dieselbe Aufschrift Mafschafa Tomar hat Nr. 62 des Verzeichnisses Aethiopischer Handschriften bei Harris: dort heisst es bloss es sei ein Brief den Christus geschrieben haben solle, es steht aber danach nichts im Wege sich zu denken dass es derselbe Brief sei den ich hier verkürzt überseze.

230 Seelen. Während diese beteten und um Gnade fleheten, verdunkelte sich über ihnen des Tages Glanz, sodass niemand sein eignes Antliz sehen konnte; da gingen die Gehülfen des Erzpriesters hinaus, huben ihre Augen gen Himmel, und sahen das Tômâr zwischen Himmel und Erde getragen. So gingen sie sogleich zu dem Erzpriester und baten ihn hinauszugehen um zu sehen was über dem Heiligthume geschehe; der aber empfahl ihnen zu verweilen bis sie das heilige belebende Opfer (Abendmahl) genommen hätten. Dann gingen alle verwundert hinaus um dies Wunder zu sehen: das Tômâr aber schwebte über dem Heiligthume, und da sie sich sehr fürchteten befahl ihnen der Erzpriester nicht wieder aus der Kirche zu gehen. Die Leute der Stadt aber hörten ein starkes Lärmen in der Kirche, gingen schnell dorthin und es versammelten sich hier 10700 Seelen, Greise Jünglinge Kinder Weiber Mädchen Jungfrauen und Andere, sodass in der Stadt auchnicht einer zurückblieb, ausgenommen solche Weiber welche die Kirche nicht betreten durften [1]). Als diese nun näher kamen, erhoben sie ihre Stimmen zu Gott dass er ihnen dieses Wunder zeige; der Erzpriester und die übrigen Priester zogen weisse Kleider an sich von Sünden zu reinigen; der Erzpriester ging dann wieder hinaus vor das Heiligthum und breitete Kleider [2]) über die Erde; und die Menschen baten zu Gott dass er ihnen jenes Wunder zeige. Da fiel das Tômâr mitten in die ausgebreiteten Kleider [3]) und der Erzpriester es ergreifend trat in das Heiligthum und sprach zu den Versammelten (die Worte waren aussen auf das Tômâr geschrieben): der heilige unsterbliche

---

1) wegen der in Aethiopien geltenden Geseze über Levitische Unreinheit.

2) ich seze „Kleider“ bloss des etwaigen Sinnes wegen: das qîlânôs der Handschrift ist vielleicht verwandt mit dem arabischen قلنسوة „Haube“.

3) auch das Wort haelânsn welches die Handschrift hier gibt ist mir unbekannt.

Gott lehrt uns: ich sandte zu euch einen Brief vor diesem im Jahre 1042 Alexanders und stellte bei euch meinen Befehl auf: doch ihr nahmt ihn nicht an und thatet nicht danach. So sende ich euch diesen Brief im Jahre 1056, damit ihr reuig werdet und von eurer Bosheit euch abwendet, keine Lügen redet noch in der Kirche hinter den Priestern hersprechet wann sie das Opfer (Abendmahl) heiligen. Hütet euch vor Lüge Uebelreden und Hass; beobachtet ferner meinen Tag den ich vor allen geheiligt geehrt und erhoben habe, nämlich den gesegneten Sontag: auch den Mittwoch und Freitag beobachtet und ehret, und bewahret die Geseze damit ihr dadurch lebet. Den Sontag aber müsst ihr von der ersten Tagesstunde bis zum Morgen des Montages halten; arbeitet an ihm nicht das mindeste, kaufet und verkaufet nicht, nehmet und gebet nicht, sondern thuet euern leidenden und armen Brüdern liebes und gutes. Achtet auf Waisen und Witwen, thuet keinem Unrecht und hütet euch vor Sünde: wonicht, so werde ich euch Hagel Heuschrecken Tod Gericht und alles andre derselben Art zusenden, aus der Erde reissen eure Wurzel und über euch böse Thiere senden dass sie euch fressen. Ich schwöre bei meinem hehren Namen und bei meinem hohen Arme: nicht wende ich mein Gesicht zu euch und lasse euch nichts gutes sehen; und bäte und flehete nicht bei mir der Erzengel für euch bis heute da ich euch belehre, so würde ich mit euch verfahren wie die bösen Menschen verfahren und wollen! Haltet also mein Gebot und thut keinem Waisen und Elenden Unrecht, verstosset sie nicht wann sie in eure Thüren treten und euch anflehen sie von euerm Ueberflusse zu erfreuen. Gleichet nicht der tauben Schlange (Ps. 58, 5 f.): ich Gott gab den Kindern Israel mein Gesez und meine Einrichtungen auf dem Berge Sinai, und solange sie dieselben hielten die Zehnten von ihrem Vermögen gaben und was sich geziemt entrichteten, war ich ihnen Vater und Mutter und sie waren mein Erzvolk; doch

als sie mein Gesez verwarfen, wandte ich mein Gesicht von ihnen, wählte und erhob euch, zog euch meine Taufe an und schmückte euch mit der belebenden heiligen Dreieinigkeit. Aber ihr verachtetet mein Gebot und hörtet meine Stimme nicht. So sage ich euch jezt: hört ihr meine Stimme nicht und haltet den Sontag nicht, verachtet ihr die Armen und Gefesselten, so sende ich von überall her schwere strenge Strafe auf euch, Löwen und wilde Thiere die euch mit euern Lug und Trug redenden Zungen fressen. Wisset, wenn ihr den heiligen Sontag nicht haltet noch thuet was ich euch deutlich geboten, kein Mitleid noch Gnade dem Nächsten den Witwen und Waisen erzeiget noch die Priester ehret, so sende ich über euch die Geissel meines Zornes. Und wisset, jeder der sein Weib verlässt und eine andere heirathet, wird das (Himmel)Reich nicht sehen [1]). Wisset, wenn ihr mein Gebot nicht haltet, es weder vor eure Augen leget noch in euer Herz dringen lasset, so sende ich über euch Hunger Durst und unnennbaren Schrecken. Wenn ihr aber meinen heiligen Sontag haltet, Almosen gebt und euerm Nächsten wohlthuet, werde ich meinen Segen und meine Gnade auf euch senken und euch vor euerm Feinde schüzen, wenn ihr mein Gebot höret; werde euch vor dem gefürchteten bösen Tage retten, und eure Macht wird bleiben. Wahrlich wahrlich ich sage euch, jeder der den Armen Almosen gibt und den Priestern wohlthut am Feiertage in der Kirche, den werde ich wie ich im heiligen Evangelium versprochen in diesem Leben 6000mal belohnen und in jener Welt seinen Namen in das Lebensbuch schreiben. Wer Zinsen nimmt, auf den

---

1) wirklich ein sehr strenges Gebot in einem Lande wo gegenwärtig die wirkliche und vom Priester geheiligte Ehe nur noch wie eine Mähre aus einer bessern Welt abergläubisch betrachtet wird, und die völligste Emancipation besteht welche unsre lüsternen Romanschreiber nur wünschen können. Ob aber diese Freiheit gute Früchte bringen könne, mögen unsre Frauen- und Männer-Emancipatoren dort ebenfalls lernen!

wird Sturm herabfahren; wer an seinem Bruder von den Taufkindern [Christen] Rache nimmt, der darf kein heiliges Opfer nehmen bis er sich versöhne. Wer seinen Bruder bei dem Kaiser verklagt, ist verrucht und verflucht, man soll sein Thun nicht annehmen noch mit ihm reden; sowie jeder der als Reicher zum Kaiser mit böser Absicht geht, wo er doch kein Mittel gegen die Sünden findet. Höret also dies mein Gebot und haltet meine Rede, versammelt euch am Sontag in der Kirche mit Liebe und Verzeihung unter einander, damit der heilige Geist euch überschatte; und ehret eure Priester welche für eure Sünden das Lamm Gott opfern. Wenn einer die Priester verspottet, wird meine Ruthe auf ihn fallen, weil sie bei mir für euch beten; und wer von euch dies mein Gebot verachtet, auf den sende ich schwere Krankheit und Strafen und er wird in seine eigne Verdammung verwickelt, Sonne und Mond werde ich vor euch verfinstern. — Als er nun die Worte dieses Briefes geendet, hörte er eine Stimme vom Himmel rufen: „dies ist mein Sohn den ich liebe den ich gern habe; haltet den Sontag!" und sofort füllte sich die Kirche mit einem Dufte den noch nie ein Sterblicher je so gerochen [1]). Und sie hörten eine zweite Stimme sagen: „gesegnet sei er der Herr und Mächtige, er ist wo's ihm gefällt!". und der Erzpriester die Stimme hörend sagte: „Gottes Stimme ist es und er hat sein Wort gesandt über die ganze Fläche der Erde, nach Ost und West Süd und Nord; ich Armer aber schwöre euch und sage bei Gott der es weiss mit der heiligen Dreieinigkeit, bei der Versammlung der Engel Kerubel und Sarafel und den gesegneten Petros und Paulos, und bei allen guten Martyrern und heiligen Lehrern: dieser Brief ist nicht durch Menschenhände geschrieben noch durch Sterblicher Thun gefertigt, noch konnte

1) das Zurücklassen guten Duftes in Aethiopien das Zeichen der Gotterscheinung, wie in Indien der Blumenregen.

irgend einer ihn erdenken oder schreiben; und jeder der ihn hört und ihn nicht mit sich in seine Stadt oder sein Land mitnimmt, um ihn den Leuten vorzulesen, sei gebannt! wer aber an ihn glaubt, auf den und seine Kinder und Habe wird Gnade kommen."

Es folgen dann noch eine Menge ähnlicher Beschwörungen und Betheuerungen; und zum Beweise dass wir hier ein rein Aethiopisches Erzeugniss haben, dient am Ende die Einführung des grossen Aethiopischen Heiligen Tekla-Haimânôt. Verkürzt sind in obiger Uebersezung insbesondre nur die stets mit wenig Veränderung wiederholten Drohungen und Verheissungen von allerlei Art: das Wesentliche des Briefes und seiner Einkleidung ist oben sicher wiedergegeben, und wir können nun einige Folgerungen daraus ziehen.

Zunächst wird gewiss niemand weder das späte Alter noch den rein Aethiopischen Ursprung dieses Christusbriefes verkennen: und es steht somit fest, dass eine Art von Literatur die man am besten die nachbiblische oder apokryphische nennen kann, sich noch lange nachdem sie in der übrigen Christenheit aufgehört hatte in Aethiopien fortgebildet hat. Finden wir daher äthiopische Bücher apokryphischer Farbe, so wissen wir damit noch garnicht ob sie zu dem ältern Stamme dieser Literatur gehören und also ausserhalb Aethiopiens entstanden, oder ob sie nicht vielmehr in Aethiopien selbst und daher in einer verhältnissmässig sehr jungen Zeit geschrieben wurden.

Nun ist aber zweitens eben dies eine denkwürdige Erscheinung, dass eine Literatur welche sich nichtnur völlig in biblischen Gedanken und Redefarben bewegt sondernauch das Ansehen der biblischen Bücher für sich selbst in Anspruch nimmt, noch so ungemein lange in jenem Lande sich fortgebildet hat. Aethiopien ist also auch in dieser Hinsicht auf einer Stufe stehen geblieben welche in allen übrigen christlichen Ländern seit anderthalb Jahrtausenden verlassen wurde.

Wie man während der nächsten Jahrhunderte vor und nach Ch. G. in allen Ländern leicht in dén Wendungen fortschrieb an welche man sich einmal durch die Bibel gern gewöhnt hatte, sobald man ähnliche Gedanken wie die biblischen verbreiten wollte; und wie daraus ein weites Schriftthum hervorging von dem manche unter uns sich noch keine rechte Vorstellung entwerfen können: so dauerte diese Literatur in Aethiopien ohne alles Bedenken bis in die spätesten Zeiten fort. Warum auch nicht? Die Bibel blieb ja dort allein das Grundbuch für alles im Leben, wie der Qorân im Islâm; Bücher der alten Heiden wurden wie die Pest gemieden, die einer eignen Volksthümlichkeit entspringenden nicht gesucht; man blieb also auf dér Stufe stehen worauf das Christenthum stand als es nach Aethiopien kam; und so konnte man sich auch von der apokryphischen Luft nicht loswinden welche damals so überwältigend wehete.

Und doch wieder — wiewenig konnte man in den reinen Gedanken auf derselben Stufe stehen bleiben! Sehen wir jenen Brief genauer an, so enthält er wesentlich nichts als eine Empfehlung die Priester zu ehren und reichlich zu belohnen, auch lieber sie als den König bei Streitigkeiten um Entscheidung anzusprechen: er gibt sonst noch mancherlei gute Gebote, doch was dem Verfasser sichtbar ammeisten am Herzen lag ist das eben gesagte. So tief war also diesem Verfasser Christus gesunken dass er ihn einen himmlischen Brief zum Besten der Priester schreiben lässt! Und wirklich, wiewenig dieser schöne Christusbrief ohne Wirkung geblieben sei, zeigt der jezige Zustand von Aethiopien, wie ihn die besten neuern Reisenden schildern; die Priester haben jezt dort vollkommen erreicht was sie nach diesem Himmelsbriefe einst wollten: warum lassen nicht auch manche unsrer Christen-Priester in Europa solche Briefe für sich wirken? denn dass manche derselben ähnliche Gelüste haben, ist jezt nur zu deutlich unter uns geworden. Ich rathe ihnen

nur dabei, auch den jezigen Zustand Aethiopiens recht genau kennen zu lernen, damit sie wissen wohin sie uns führen wollen.

2. *Tagsâfsa baeta Christijân* (Ms. aeth. 13).

Diese starke Handschrift enthält eine Menge kleinerer Werke, welche nur dadurch eine gewisse Aehnlichkeit haben dass sie alle auf kirchliche Einrichtungen und Würden sich beziehen und über dieselben Vorschriften geben. Es findet sich also hier 1) auf 15 Blättern das oben in der Aufschrift des ganzen Bandes genannte Werkchen „Zurechtweisung der christlichen Kirche", welches man nach der ausführlichen Vorrede ebensowohl serʿâtâta baeta christijân „Geseze der christlichen Kirche" nennen könnte. Den Namen des Verfassers habe ich nicht entdecken können; nach der Vorrede schrieb er dies Buch der grossen Misbräuche wegen welche zu seiner Zeit in die Kirche eingebrochen waren. — 2) auf Bl. 15—17 findet sich der Anfang derselben Abhandlung über die Pflichten der Priester Diakonen und Laien insbesondre bei der Eucharistie, welche vollständig in einer Handschrift der frühern Sammlung (Ms. aeth. 3. Bl. 78—91) zu lesen ist. — 3) Bl. 17—48 das Buch Faus manfasâvi, welches schon zweimal hier ist (vgl. Ztschr. 1843 S. 192. 198). — 4) Bl. 49—56 das Buch serʿâta kehenat und 5) Bl. 56—72 „Geseze der Kirche und ihrer Würden welche die heiligen Väter festsezten", welche beide Werke Ms. aeth. 8 wiederkehren (Ztschr. 1843 S. 197). — 6) Bl. 72—78 „Fragen der Väter und ihre Erklärung", kehrt ebenfalls in jener Handschrift wieder. — Zu Ende ist eine Unterschrift wonach alle diese Werke im J. 1136 der Aera Diokletian's vollendet wurden. Hier also muss diese Sammlung ursprünglich beendigt gewesen seyn. Doch finden sich in der vorliegenden Handschrift von derselben Hand geschrieben noch folgende Stücke: 1) „Stunden des Clemens, welche die heiligen

Väter festsezten“ auf Bl. 78, oder eine Anweisung wann zu beten und zu fasten sei; das Stück gehört in die Clementinische Literatur, worüber zu vgl. Ztschr. 1843 S. 180 ff. — 2) Bl. 79—87 eine Unterredung zwischen Christus und dem (unten Nr. 8 weiter vorkommenden) Abbâ Sinodâ über den jüngsten Tag, also ein neues Apokryphon. — 3) Bl. 87—95 ein Abriss von Geboten und Ermahnungen für Geistliche und Mönche, welcher ohne alle Einleitung gelassen und daher geschichtlich etwas schwerer zu verstehen ist.

3. *Philexiôs* (Ms. aeth. 15).

Das unter dieser Aufschrift erhaltene ziemlich starke Buch ist sowohl wegen seines Inhaltes als wegen seiner Aufschrift merkwürdig. Nach Bl. 23. 25 ging diesem Werke ein Buch „Geschichte der Einsiedler“ vorher, welches einem grössern Werke „Paradies (Gannat)“ genannt von Palladios einverleibt war. Wirklich hat sich ein griechisches Werk über die Mönchsgeschichte von Palladios erhalten [1]); die Aethiopen müssen von diesem Schriftsteller des 5ten Jahrh. viel mehr Werke gekannt haben als wir jezt griechisch lesen, da er bei ihnen öfter genannt wird [2]). In Bezug nun auf dieses Buch gibt das vorliegende „Fragen über die Geschichte der Aegyptischen Väter-Mönche“; und es besteht wirklich in fortgesezten Unterhaltungen zwischen fragenden Brüdern und einem antwortenden Sachverständigen. Für eine genauere Geschichte des altchristlichen Einsiedlerwesens wird also das Werk nicht ohne Nuzen seyn. Als seinen Verfasser nennt das Vorwort den „Syrer Philexios Bischof von Manbag“: aber gerade diese Angabe erregt eine Menge von Schwierigkeiten. Dass der Name Philexios nicht etwa in dieser einzelnen in Tigré gekauften Handschrift verschrieben

1) unter der Aufschrift Historia Lausiaca ed. Meursius. Lugd. Bat. 1616.
2) vgl. den vorigen Aufsaz, Ztschr. 1843 S. 188.

sei, sehen wir aus dem Verzeichnisse der in Shoa gesammelten Handschriften wo sich derselbe findet [1]). Allein kein Syrischer Bischof dieses Namens ist uns bekannt; auch führte schwerlich irgend ein christlicher Grieche einen solchen Namen. „Manbag" dagegen soll unstreitig das nicht weit von Haleb liegende Manbug oder Mabug, bei den Arabern Manbig' seyn. Von dieser Syrischen Stadt ist nun éin Bischof bei den Monophysiten als Verfasser vieler Schriften sehr berühmt, Philoxenos im 6ten Jahrh.: und obgleich Assemani's bibl. orient. in dem Verzeichnisse seiner vielen Schriften gerade eine der obigen entsprechende nicht nennt (vgl. Pfeiffer's Auszug S. 182 ff.), so ist doch kaum zu zweifeln dass der Name Philexios aus Philoxenos verderbt sei, wie solche oft tief sich festsezende Verderbungen fremder Namen bei den Aethiopen nicht selten sind. Dass die Aethiopen andre Schriften von ihm unter seinem rechten Namen kennen, erhellt aus der Handschrift Nr. 8.

Nach den Schluss-Worten wurde dies Werk zuerst aus dem Syrischen ins Arabische, dann ins Aethiopische übersezt; die äthiopische Uebersezung ward vollendet im Snae (Iunius) des Jahres 1020 der Martyrer d. i. Diocletian's. Wenn aber sodann in einem dichterischen Schlusse die Sorge für die Uebersezung des Werkes ins Geez auf den berühmten Urvater der Aethiopischen Kirche Abbâ Salâmâ zurückgeführt wird, so kann das nur als Ansicht späterer Mönche gelten, welche dies Buch sehr hoch hielten.

Weiter wird am Ende hinzugefügt: „Dieses Buch gleicht einem Jahrmarkte: was du nur wünschest, findest du bei ihm; frage es so wird es dich belehren, hab es gern so

1) die Namen in dem Verzeichnisse bei Harris Felekisus Nr. 78 und Feliksing Nr. 95 sollen gewiss nur soviel als Philexios bedeuten und sind daraus arg verdorben: da aber dort nichts weiter als diese dürren Namen sich angemerkt findet, so weiss man nicht ob beide nur unser Werk oder zwei verschiedene Werke bedeuten.

wird's dich weise machen, gebrauche es so wird es dich beleben damit du Miterbe seiest mit denen welche in diesem Buche redeten" u. s. w. Allein diese Lobpreisung des Buches verräth sich leicht ansich als späterer Zusaz; und die Schrift ist hier näher betrachtet von einer andern Hand.

Dieselbe Hand zählt dann noch eine Menge Einsiedler auf welche zu dem Kloster des Philexios gehört haben sollen, an ihrer Spize die berühmten Aegyptischen Einsiedler Antonios Makarios und Pachomios: allein auch diese Aufzählung gehört sicher nicht zum ursprünglichen Werke.

4. *A'mâda Mistir* (Ms. aeth. 23).

Die vollständige Aufschrift dieses kleinen Werkes lautet „die 5 Säulen (d. i. Grundlehren) des Mysteriums" d. i. des christlichen Glaubens [1]), nämlich die Lehren von der Dreieinigkeit, Menschwerdung, Taufe, Abendmahl und Auferstehung. Das Werk ist in Amharischer Sprache geschrieben, und gibt nebst dem in IV. 1 enthaltenen andern Amharischen Werke in dieser Sammlung den Beweis dass das Amharische, welches Ludolf nochnicht als eigentliche Büchersprache kannte, in den lezten Jahrhunderten sich bereits eine eigenthümliche Literatur zu schaffen angefangen hat.

Wenn die bisherigen Handschriften dieser Reihe mehr Vorschriften über den Glauben und die Sitten der Aethiopischen Christen betrafen, so folgen nun die mehr auf die bestehende Kirche sich beziehenden Schriften:

5. *Snksâr*, in 2 starken Folianten (Ms. aeth. 17).

Dieser aus dem griechischen *συναξάριον* entstandene Buchname bedeutet nach der Vorrede eine Sammlung der „hei-

1) das Mysterium also in demselben Sinne wie in dem Werke der vorigen Sammlung Ztschr. 1843 S. 194. Das Wort A'mâd der Aufschrift, welches ich erst jezt mit Aethiopischen Buchstaben geschrieben finde, ist also nicht aus dem Amharischen zu deuten, wie Ztschr. 1843 S. 172 nach den ungenauen lateinischen Buchstaben vermuthet wurde.

ligen Geschichten der Engel Propheten Gerechten und Blutzeugen sowie der heiligen Erzpriester und Einsiedler-Mönche", um ihr Gedächtniss zu feiern und ihre heiligen Geschichten an jedem Tage des Jahres nach der Kalender-Ordnung zu lesen. Wieauch es sich nun mit der richtigen Erklärung dieses griechischen Wortes verhalte [1]: das Werk enthält inderthat vollkommen was Aufschrift und Vorrede verheissen. Mit kurzen Bemerkungen über die Stundenzahl der Tage aller Monate gibt es an jedem Tage der 13 Monate des Koptisch-Aethiopischen Jahres eine Aufzählung der bei uns sogenannten Kalenderheiligen, jedoch mit dér bedeutenden Abweichung von der Art unserer Kalender dass fast jeder Tag des Jahres nicht éinem sondern zweien und meist noch mehreren Heiligen geweihet ist. Die Hauptsache ist sodann die Erzählung der Geschichte jedes Heiligen, welche kurz oder lang ausfällt jewie dem Verfasser der Stoff aus seinen Quellen zufloss. Die Geschichten der vielen hier eingereiheten Bischöfe und anderer Kirchenhäupter enthalten dabei so mancherlei Erinnerungen wirklicher Ereignisse, dass es keineswegs angeht diese ganze Sammlung sogleich vonvorn als eine ungeschichtliche und unnüze zu verwerfen. Am Schlusse einer Lebensbeschreibung wird immer ein dichterischer Salâm (Gruss) oder einige Verse zum Preise des Heiligen hinzugefügt; oft kommen auch diese dichterischen Ergüsse allein vor; worüber weiter die Handschrift III. 1 zu vergleichen ist.

Wir haben dazu den Vortheil Alter und Ursprung dieser Sammlung wenigstens imallgemeinen bestimmen zu können. Nach der bei beiden Bänden ähnlichen, bei dem zweiten nur etwas kürzer gefassten Vorrede haben Michael Bischof von

---

1) wiesehr auch noch die neuesten deutschen Schriftsteller über den rechten Sinn dieses griechischen Wortes im Unsichern schweben, kann man aus Augusti's Handbuch der christlichen Archäologie Bd. III. S. 702 vgl. S. 712 ersehen und demnach ein etwaiges Versehen dem Aethiopischen Gelehrten nicht zu hoch anrechnen.

Atrîb und Malîg [1]), Johannes Bischof von Burles [2]) und Andere dieses grosse Werk gesammelt; die Sammlung selbst fiel in das Jahr 963 der Aera der Martyrer, also in die erste Hälfte unseres 13ten Jahrhunderts. An der Richtigkeit dieser Angabe zu zweifeln liegt kein Grund vor; und es versteht sich dass die geschichtlichen Quellen welche jene Verfasser benuzten viel älter seyn können. Wie aber das Werk aus der Koptischen oder Arabischen Urschrift ins Aethiopische übersezt und gewiss damals zugleich nach den Bedürfnissen der Aethiopischen Kirche vermehrt wurde, ist aus der vorliegenden Handschrift nicht zu ersehen: dass es aber sehr stark umgearbeitet seyn muss, erhellt nichtnur aus seinen vielen Aethiopischen Versen, sondernauch daraus dass nur seine Grundlage Koptisch seyn kann, indem eine Menge Aethiopischer Heiligen hinzugesezt sind.

Hiob Ludolf hatte dies Werk nochnicht unter Händen, und sezte daher den Aethiopischen Kalender den er in seinem Commentarius hist. aeth. [3]) gibt aus minder reichen Quellen zusammen. Rüppell sah das Werk zu Gondar, brachte es aber nicht mit nach Europa [4]). In den vorliegenden zwei Bänden ist es vollständig enthalten: doch scheinen die beiden Bände nicht ursprünglich zu einander zu gehören; ich führe hier von den Beweisen dafür nur éinen an, weil er etwas

1) sind zwei Städte in Unterägypten, vgl. Edrisii Africa von Hartmann 2te Ausg. S. 395 f. 401 f.

2) Burles oder (was wohl damit einerlei ist) Burlos wird hier eine Stadt genannt: bekannter ist unter diesem Namen der See zwischen Rosette und Damiette, welcher noch heute so heisst.

3) S. 385 ff. Der Major Harris hat in seinem obengenannten englischen Werke diesen ganzen Kalender nach Ludolf wieder abdrucken lassen, ohne auch nur zu sagen woher er ihn genommen habe.

4) Rüppell's Reise in Abyssinien Bd. 2 S. 410. Die sonderbare Beschreibung welche Bruce von dem Werke macht, findet sich in der deutschen Uebersezung seiner Reise Bd. 2 S. 229; dass er es wirklich besessen und zwar in 4 grossen Bänden, erhellt aus der Liste seiner Handschriften (London 1827) S. 5.

allgemeiner merkwürdiges betrifft. Man findet nämlich in den hier zu beschreibenden Aethiopischen Handschriften nicht selten halbe oder ganze Zeilen von spätern Händen ausgekrazt; und das ist auf den dicken Thierhäuten aus welchen sie bestehen so vollständig gelungen dass man nicht mehr die geringste Spur der ursprünglichen Schrift bemerkt. Warum dies oft geschehen sei, zeigt der erste Band des vorliegenden Werkes deutlich. Die Aethiopischen Abschreiber haben gewiss unter allen am treuesten die uralte Sitte beibehalten, wonach ein Buch immer für eine bestimmte Person die es bestellt oder bezahlt abgeschrieben wird; deren Name wird also bei passender Gelegenheit angeführt, namentlich bei Segenssprüchen. Solche Segenssprüche sind nun eben in dem Buche aller Heiligen am häufigsten möglich: aber unstreitig weil dieser Band an einen neuen Besizer übergehen sollte, ist der Name des früheren Besizers überall ausgestrichen, der des neuen jedoch sehr selten gesezt. In dem andern Bande ist der Raum für einen solchen Namen offen gelassen: womit denn schon das wie aus der Urwelt gebliebene gemüthliche Wechselband zwischen Schreiber und Besizer eines Buches gelöst wird. Das gehört mit zu den vielen naiven Urzuständen worin keine Literatur so wie die Aethiopische geblieben ist; und findet sich ähnlich in vielen Handschriften.

Wir lassen hier als am passendsten Orte zwei Werke folgen welche zweien der grössten Heiligen der Aethiopischen Kirche gewidmet sind und die sich daher wenigstens für diese zwei Heiligen zu den kürzern Beschreibungen des vorigen Werkes wie ausführliche Quellenschriften verhalten können:

6. *Gadela Georgis* (Ms. aeth. 16)

ist die äussere Aufschrift eines Werkes welches offenbar alles den grossen Heiligen der Aethiopischen Kirche Georgios betreffende zusammenfassen sollte, aber in der vorliegen-

den Handschrift nicht ganz vollständig erhalten ist. Man findet in dieser Handschrift — 1) auf 8 Blättern die Wunderthaten des Heiligen in kurzer Erzählung zusammengestellt, jedoch nur von der 32sten bis zur 40sten That; es fehlen also hier zu Anfange des Werkes mehrere Blätter. — Dann folgt 2) auf 10 Blättern der Drsân d. i. die Kirchenrede Theodotos' Bischofs von Ankyra in Galatien zum Andenken an den Heiligen, am 23sten Mîjâzjâ (April) gehalten. Dieser Bischof Theodotos wird zwar hier unrichtig zu den 318 in Nikäa versammelten Bischöfen gerechnet, seine Werke aber waren auch ausser dieser Rede in Aethiopien immer gut bekannt [1]); und obwohl der Urtext der vorliegenden Rede verloren gegangen scheint [2]), ist an der Aechtheit derselben wohl nicht zu zweifeln. — Daran schliesst sich 3) die eigentliche Erzählung des ganzen Lebens und Sterbens des grossen Blutzeugen, und dieser ausführlichste Theil des Werkes ist es welcher zunächst den Namen Gadla Georgis verdient.

Dass das Werk ein verhältnissmässig altes seyn muss, ergibt sich auch daraus dass in ihm überall nur der 23ste Mîjâzjâ als der Todes- und Gedächtnisstag Georgios' erscheint, während in dem gewöhnlichen Aethiopischen Kalender noch mehrere andere Tage des Jahres diesem grossen Heiligen geweihet sind. Die vorliegende Handschrift meldet am Schlusse, das Werk sei aus dem Arabischen ins Geez übersezt, und zwar durch einen gewissen Michael, den wir als Uebersezer solcher Bücher schon anderswo trafen [3]). Sie selbst wurde im 2ten Jahre des Kaisers David Sohnes Nâʿôd's vollendet, d. i. 1509 n. Ch. [4]). Sie fällt daher in

1) s. Ztschr. 1843 S. 189 unter Nr. 1 und 9.

2) sie findet sich wenigstens nicht unter den in Gallandi bibl. Patrum T. IX p. 425—478 gedruckten Werken dieses Bischofs.

3) Ztschr. 1843 S. 186.

4) Vgl. Ludolfi hist. 2, 6, 10; Rüppell (Reise II S. 358) hat nur den

ein Zeitalter wo das alte Reich von Axum noch in voller Stärke dastand und seinen altererbten Glanz behauptete. Und es ist alsob man den damaligen blühenden Zustand des Reiches auch dieser Handschrift ansähe welche eine der ältesten hieher gekommenen zugleich unter allen am schönsten geschrieben ist: wobei freilich mitwirken mochte dass Georgios als der beliebteste unter den Martyrern der Aethiopischen Kirche auch das prachtvollste Buch zu verdienen schien.

Dennoch trägt selbst diese Handschrift mit den meisten spätern ein Zeichen an sich, woraus man allein schon schliessen kann wie fern doch auch jene bessere Zeit des Reiches von einer des Christenthums würdigen Sittlichkeit war. Es ist dies der scheinbar geringfügige Umstand, dass der Verfertiger dieser Handschrift am Ende sogleich den stärksten Fluch gegen jeden ausspricht der sie heimlich oder offen rauben wolle. Derselbe Fluch ist, wie gesagt, in fast allen Handschriften gewöhnlich. Wiesehr nun Stehlen und Rauben bei den jezigen Aethiopen zur stärksten Lebensgewohnheit geworden, kann man aus den Berichten aller neuern Reisenden ersehen: aber die stummen Zeugen dieser Bücher verkünden uns nun, wie tief diese Unsitte schon in ältern auch glücklicheren Zeiten eingerissen gewesen seyn muss. Als diese schöne Handschrift mit jenem Fluche schloss, hatte das Christenthum schon um 1000 Jahre dort sich befestigt, die Kirche hatte nach aller Lust ihre Herrschaft ausgebreitet, und dennoch hatte sie eine solche Unsitte fortwuchern lassen: wollen denn unsre den Abyssinischen sprechend ähnlichen Scheinchristen noch nicht begreifen dass das Christenthum als blosse Kirchen- und Schulsache ein ganz erbärmliches mattes Ding ist?

Namen Lebena Denghel bei diesem Kaiser, wie er in dieser Handschrift nicht genannt wird.

7. *Drsâna Michael* (Ms. aeth. 26).

Wie unter den Martyrer-Heiligen Georgios, so ist unter den Engel-Heiligen Michael in der Aethiopischen Kirche der hervorragendste und allgemein verehrteste. Ein ganzes Buch nun über einen Engel oder wie Michael immer genannt wird Erzengel geschrieben, scheint uns kaum einen erfassbaren Inhalt haben zu können: indessen zeigt ein näherer Einblick in das vorliegende ziemlich starke Werk, dass ein solches doch nicht so ganz müssig geschrieben wurde. Es besteht, nach einer einleitenden Ermahnung überhaupt die Grösse dieses Erzengels kennen zu lernen, aus zwei eng in einander verflochtenen Theilen. Einmal gibt es 12 Drsân d. i. Kirchenreden (Homilien) über den Erzengel, und zwar nach den 12 Jahresmonaten, obgleich die Reihe hier mit dem Chedâr (November) beginnt, welcher sonst als der 3te Monat geordnet erscheint; bei einigen dieser Monate ist bemerkt dass das Michaelsfest am 12ten gefeiert werde, wir wissen aber aus dem Aethiopischen Kalender dass Michael dort am 12ten jedes Monates seinen Erinnerungstag hat: als so überaus gewichtig erscheint dieser Erzengel jener Kirche [1]). An den Drsân schliesst sich sodann immer eine Aufzählung von Wundererscheinungen Michaels; und oft herrscht diese geschichtliche Darstellung in dem Drsân selbst vor.

Von den Homilien werden einige auf genannte grosse Kirchenlehrer zurückgeführt, wie die erste auf den heiligen Damäthios Patriarch von Alexandrien [2]), die zweite auf einen Orthodoxos Johannes, die 5te auf einen Patriarchen von An-

---

1) die Ursache dieser Abweichung ist gewiss, dass das ursprüngliche Michaelsfest, welches nur die Aethiopische Kirche verzwölffacht hat, in der Koptischen Kirche ursprünglich am 8ten oder nach anderer Zählung am 12ten November gefeiert wurde, vgl. Eutychii Annales I. p. 435 ff.

2) ein Heiliger ganz ebenso geschrieben kommt im Snksâr unter dem 17ten Jan. vor (nicht Dumatheos, wie bei Ludolf): doch ist wohl Timotheos nach Ztschr. 1843 S. 196 zu verstehen.

tiochien, die 8te auf einen Metropoliten Johannes an der Michaelskirche in der alten Hauptstadt Axum, „wo man Gott und den heiligen Michael liebt". Lezterer Angabe zufolge entstand dies ächt äthiopische Werk gewiss ziemlich früh, ehe Axum zerstört und der Siz des Abuna von dort entfernt wurde. Nach dem Vorworte zum 10ten Drsân wäre zwar dies Werk, geschrieben zum Preise Michaels und Gabriels sowie der 24 Himmelspriester und 4 Himmelsthiere [1]), von Jerusalem ausgegangen: allein diese Angabe ist schon deswegen nicht so geschichtlich zu nehmen, weil sogar die Koptische Kirche eine solche Einrichtung der Michaelsfeste nicht hat [2]).

Am Schlusse wird Michaels Fürbitte für den Kaiser Jasu und sein Volk bei den vielen Landesunruhen angeflehet. Da die Handschrift schon stark abgenuzt ist, so ist darunter wohl nicht Jasu II, sondern Jasu I zu verstehen, welcher um das Ende des 17ten Jahrh. herrschte.

8. *Basilios*

ist eine Aufschrift welche sich bei zwei ziemlich starken Handschriften Nr. 11 und Nr. 12 findet: beide enthalten dasselbe Werk, aber ein Werk wozu jene Aufschrift wenig passt. Es ist eigentlich ein grosses Gebetbuch nach den sieben Wochentagen, aber allerdings aus Werken berühmter Väter der alten Kirche zusammengetragen und insofern von grösserer Bedeutung. Es enthält — 1) Gebete auf den Montag, aus den Schriften Basilios' Bischofs von Kaisareia (in Kappadokien), der Grosse zubenannt. — 2) Gebete auf den Dienstag und Mittwoch, von dem berühmten Syrischen Kirchenvater Mâri (dieser syrische Ehrenname ist im Ae-

1) nach Apoc. 4, 4—6.

2) dieselbe Angabe, das Buch sei aus Jerusalem gekommen, findet sich wiederholt bei Ms. aeth. 14, aber hier sogar noch von einer fremden Hand hinzugesezt.

thiopischen und zwar in seiner alten vollen Aussprache beibehalten) Ephräm. — 3) Gebet auf den Donnerstag, von einem heiligen Johannes welcher Aragâvi manfasâvi (d. i. geistiger Greis) zubenannt wird. Dieser uns sonst unbekannte Kirchenvater war gewiss ein berühmter Mann, da er in den Koptischen und Aethiopischen Kalender aufgenommen ist [1]. — 4) Gebet auf den Freitag, von Abba (Abt) Sinodo (aus Synodios verkürzt), mit den Zunamen Arsâvi, Mandrit [2]) (d. i. Vorsteher) des Klosters. Auch von eines solchen Synodios Schriften weiss man jezt in den griechischen Resten der Kirchenväter nichts. Wir können aber Aethiopischen Nachrichten [3]) entnehmen, dass er einst ein sehr geachteter Einsiedler in Oberägypten war. — 5) Gebet auf den Sonntag, aus den Koptischen Liedern Athanasios' Patriarchs von Alexandrien. Hier sieht man also einmal den Durchweg deutlich bezeichnet auf welchem diese alten griechischen Werke nach Aethiopien kamen. — 6) Gebet für den Sonntag, von Kyrillos Patriarch von Alexandrien, unstreitig dem berühmten dieses Namens.

Man sieht dass hier Reden alter berühmter Kirchenlehrer ganz willkührlich auf die Wochentage vertheilt sind, um nach dem gesunkenen Geschmacke der Spätern ein geachtetes Gebetbuch daraus zu machen. Es ist daher auch ganz in

---

1) Unter den vielen Johannes welche der Aethiopische Kalender aufführt, bemerkt Ludolf comm. p. 400 zum 5ten Tachsâs (December) bei einem, er führe den Beinamen „geistiger Greis". Leider führt das Snksâr zwar unter diesem Tage einen Johannes an aber ohne nähere Erklärung. Ein ganzes Buch heisst nach ihm, Nr. 80 des Verzeichnisses bei Harris.

2) Das Wort matrjâdos oder matarjâdos nach der andern Handschrift, matrîdô nach dem Snksâr scheint mir aus *μανδρίτης* entstanden zu seyn.

3) Der Aethiopische Kalender führt viele Heilige des Namens Sinôdô auf, meist ohne alle nähere Bezeichnung: der hier gemeinte ist aber der zum 7ten Nachasae (Julius) gehörende, wo das Snksâr weitläufig von ihm redet. Er war aus einem Dorfe des Gebietes von Achmîm in Oberägypten, und führt den Beinamen Arsâvi oder Arsi wohl von dem Nomos Arsinoe.

der Ordnung dass in der ersten der beiden Handschriften noch andre Stücke ähnlicher Art angehängt sind, nämlich — 1) das in der Monophysitischen Kirche vielgebrauchte Gebet des Bischofs von Menbuǵ (oder Mabug) Philoxenos, über welchen berühmten Lehrer der syrischen Kirche des 6ten Jahrhunderts Assemani's bibl. orient. viele Nachrichten mittheilt; dort wird auch ein Gebet als ein Werk von ihm angeführt (vgl. Pfeiffer's Auszug S. 183). — 2) eine Reihe von 94 kleinen Gebeten, verfasst von Simeon Amdâvi. Dieser Beiname weist gewiss auf die Stadt Amida in Mesopotamien hin, da die kurzen Vocale u und i nach einer Eigenthümlichkeit der Aethiopischen Sprache sich wenigstens bei Wörtern Semitischer Wurzel gänzlich verflüchtigen. Ist nun dieser Simeon weil er Bischof von Amida war so genannt, so ist wahrscheinlich an den aus dem 5ten Jahrh. bekannten zu denken, welchen Assemani in der bibl. orient. (vgl. Pfeiffer's Auszug S. 196) nennt [1]).

Man kann daher nicht läugnen, dass vorliegendes Werk verschiedene noch ungedruckte Denkmäler aus dem 4ten 5ten und 6ten christl. Jahrhundert enthält. Der Hauptheil des Inhaltes dieser Handschrift findet sich auch in Nr. 5 (3) der Rüppell'schen Handschriften.

9. *Mafschafa Gnzat* (Ms. aeth. 14)

d. i. Leichenbuch, ein Name den dieses umfangreiche Werk zwar nicht vorn an der Spize trägt, der sich aber einigemale mitten in ihm findet und vollkommen zum Inhalte passt. Es enthält in aller Ausführlichkeit eine Beschreibung aller bei Begräbnissen zu beobachtenden heiligen Gebräuche, mit den dabei üblichen besten Gebeten Antiphonien Kirchenreden Ermahnungen und Segenssprüchen; unddas mit Rück-

1) ein Mönch dieses Namens wird auch genannt zugleich mit Antonios im Filexios (Hdsch. Nr. 15) Bl. 25.

sicht auf die verschiedenen Arten der Gestorbenen, insbesondre auch der Priester Diakonen und Mönche. Unter den Kirchenreden wird eine auf den berühmten Syrischen Kirchenlehrer Jakob Bischof von Sarug aus dem 6ten Jahrh. [1]), eine andre sogar auf den ersten Abuna der Aethiopischen Kirche Abbâ Salâmâ zurückgeführt: wäre lezteres wahr, so müsste jener Urvater dieser Kirche schon selbst Bücher geschrieben haben, welches dann für die Frage wegen des Verfassers der Aethiopischen Bibelübersezung von Wichtigkeit seyn würde.

Eine Jahrszahl habe ich in dem Werke nicht gefunden: es folgt aber aus manchen Anzeichen, dass das Werk rein Aethiopischen Ursprunges und nicht etwa eine Uebersezung ist. — Eine andre Hand bemerkt vorn, es seien einer Kirche welcher dies Buch gewiss als Eigenthum angehörte, von edelgesinnten Gönnern folgende Bücher geschenkt: 1) Buch Fetchat [2]); 2) Buch Mezmûr (Psalter); 3) Buch Zmârae [3]); 4) Buch der Stunden des Tages und der Nacht [4]).

III. Dichterische Werke.

Die diesmalige Sammlung hat vor der vorigen den besondern Vorzug dass sie einige dichterische Werke umfasst, von welcher Art keines in jener war. Alle diese Versewerke (wie man sie ihrem Wesen nach am besten nennen könnte) sind jedoch nur kirchlichen Inhaltes und Ursprunges; und ob in Aethiopien seit den christlichen Zeiten je andere

1) vgl. Assemâni's bibl. or. (nach Pfeiffers Auszuge S. 89 ff.), wonach man an der möglichen Aechtheit einer solchen Rede nicht zweifeln kann, obwohl Assemâni ihn nicht zu den Monophysiten rechnet; vgl. auch Ludolf's comm. p. 340.

2) wohl nicht verkürzt aus Fetchata nagast vgl. Ztschr. 1843 S. 198, sondern verschrieben für Fetrat vgl. Ztschr. 1843 S. 174 Nr. 37.

3) bedeutet sovielals „Loblied", ist aber unter den bisher in Europa bekannter gewordenen Handschriften nicht zu finden.

4) ist das Ztschr. 1843 S. 173 Nr. 13 genannte Buch.

Lieder niedergeschrieben wurden, müssten erst künftige Funde bejahen. Bisjezt scheint es wirklich alsob Aethiopien das gelobte Land sei welches auch unter uns viele herbeiwünschen, wo nur kirchliche Lieder wennicht allein gedichtet doch allein niedergeschrieben und gelesen, damit also Gegenstand einer Literatur werden. Die vorliegenden sind folgende:

Egziabchaer nagsa (Ms. aeth. 20).

Dies ist das dichterische Seitenstück zu jenem Snksâr, wovon oben II. 5 geredet wurde: es gibt jedem der vielen Heiligen des Aethiopischen Kalenders einen Salâm (Gruss) in einigen gereimten Versen. Hieraus versteht sich schon dass dies Versewerk jünger sein muss als jenes Snksâr wenigstens seiner Koptischen Anlage nach ist: allein da dieselben dichterischen Grüsse auch in jenem weit grössern Werke überall hinzugefügt sind, so kann man dies Werk ebensogut als den dichterischen Abschnitt jenes bezeichnen. Der Name des Dichters selbst war dem Sammler dieses kleinern Werkes nichtmehr bekannt: es heisst nur im Anfange, irgend ein Priester habe dies Werk gesammelt „als ihn der heilige Geist erweckte die Geschichten derer zu beschreiben welche durch Heiligkeit unserm Erlöser gefielen". Abweichend aber vom grössern Werke fängt dieses Versewerk mit dem 12ten Tage des 3ten Monats an: doch erklärt sich dies etwas aus der grossen Heiligkeit welche dieser Tag als der vorzüglichste der 12 jährlichen Michaelsfeste einst in jener Kirche gehabt haben muss, wie oben bei II. 7 bewiesen ist. Der Name *Egziabchaer nagsa* (d. i. Gott herrsche!) scheint nur der Anfang eines Liedes zu seyn welches seit alter Zeit an diesem Feste in den Kirchen gesungen wurde; es versteht sich daher leicht, wie das Werk auch den verschiedenen Namen „Lob der Himmlischen und Irdischen" tragen konnte. Unter diesem Namen war es nämlich Ludolfen bekannt, welcher es in allen seinen Werken viel gebraucht, am deut-

lichsten aber davon in der Vorrede zur zweiten Ausgabe des Aethiopischen Wörterbuches spricht.

Voransteht auf 2 Blättern von einer andern Hand geschrieben eine kleine Sammlung von Liedern auf die Himmelfahrt der Jungfrau Maria, ohne alle nähere Bezeichnung: doch kannte auch Ludolf ein Versewerk flsata Marjam d. i. Hingang Maria's [1]).

Dagegen fügte dieselbe Hand welche das Hauptwerk schrieb, hinten auf 18 Blättern noch folgende kleineren Werke hinzu: — 1. „Worte über die 8 bösen Gedanken, von dem Mönche Vagrîs“ (Evagrios), also dasselbe Werkchen welches schon nach einer andern hiesigen Handschrift beschrieben wurde Ztschr. 1843 S. 191 f. — 2. eine bedeutende Anzahl astronomischer Bemerkungen als Anleitung zur Verfertigung eines Aethiopischen Kalenders, mit einer Menge von chronologischen Angaben aus allen Theilen der Geschichte und der fortlaufenden Zeitrechnung der Aethiopischen Könige von J'kûnô amlâk (s. unten bei IV. 1) bis zum 17ten Jahre Kaisers Jasu des Enkels Kaisers Basilides (Fasildas), also bis zum Jahre 1699 n. Ch.; in der Handschrift wird dies nach einer der gewöhnlichen Aethiopischen Rechnungen das Jahr 7191 der Gnade genannt [2]). Dieser auch für unsre geschichtlichen Zwecke wichtige Anhang gehört also wesentlicher als jene kleine Mönchsschrift Evagrios' zu dem Werke, sofern er eine Art von Kalender gibt; und wann der welcher diesen astronomisch-chronologischen Anhang schrieb gelebt habe, erhellt daraus vonselbst. Aber der Schreiber der vorliegenden Handschrift lebte wieder später, nämlich nach der Unterschrift unter Kaiser Bakafa, also zwischen 1721—1731 n. Ch.

---

1) Lud. hist. aeth. 3, 4, 46.

2) wie ich aus Dorn a. a. O. II S. 7 ersehe, hat Platt in dem mir unzugänglichen Werke: A Catalogue of the Ethiopic Biblical Manuscripts in the Royal library of Paris. London 1823 p. 20 f. die Meinung aufgestellt, die Aera des Heiles habe das Jahr 1426 n. Ch. zum Anfange. Allein dass dabei ein Irrthum obwalten muss, zeigt auch die obige Handschrift.

2. *Organona Marjâm* (Ms. aeth. 22).

Dieses schon von Ludolf [1]) gekannte Werk hat nach der Einleitung folgende langgezogene Aufschrift: „Orgel des Lobpreises Cither des Psalters und Harfe des Gesanges, welche der heiligen gesegneten und reinen Jungfrau Maria Jungfrauschaft preist, ihre Grösse verkündet, ihren Namen erhebt, ihre Heiligkeit lobsingt und ihre Herrschaft besingt". Es erhellt schon aus dieser Probe, dass die Sprache des Werkes in höherer Prosa oder in jener zwischen Poesie und Prosa schwebenden Redeart sich bewegt welche aus der Arabischen Literatur bekannt ist. Den Reim findet man dabei jedoch selten angewandt, da dieser im Aethiopischen mehr den eigentlichen Vers bezeichnet. Das Werk ist sehr ausführlich angelegt; seine Haupttheile richten sich nach den Wochentagen, ebenso wie in dem Werke II. 8. Eine Bezeichnung seiner Entstehung oder seines Zeitalters habe ich vergeblich gesucht; auch wann die Handschrift geschrieben sei, ist diesmal nicht bemerkt. Doch kann das Werk allgemeinen Gründen zufolge nicht zu den ältesten Theilen der Aethiopischen Literatur gehören. Nach Ludolf wäre es um 1440 n. Ch. von einem Abbâ Georgios verfasst.

3. *Mavâšëët* (Ms. aeth. 24).

Die Aufschrift bedeutet „Wechselreden (Antiphonien)" im kirchlichen Sinne, für die Fest- und Feiertage des Jahres. Die Handschrift trägt, soviel ich bemerkt habe, nirgends eine Bezeichnung ihres Alters oder des Entstehens des Werkes; man merkt nur aus dem Augenscheine, dass sie vielbenuzt und daher verhältnissmässig alt ist. Sie ist uns aber besonders dadurch merkwürdig dass ihre feine Aethiopische Schrift noch feinere Buchstaben und Zeichen über den Zeilen enthält welche wie man bald sieht die Musik des kirchlichen

---

1) Hist. aeth. 3, 4, 47; vgl. auch Dorn a. a. O. I. S. 3.

Gesanges bezeichnen sollen. Dass die Aethiopen solche Musikzeichen haben und sie in Büchern etwa ebenso anwenden wie die hebräischen Accente, war Ludolfen noch ganz unbekannt; erst im Bonapartischen Feldzuge erfuhren Franzosen von ein paar Aethiopischen Priestern die sie in Aegypten antrafen einige dürftige Aufschlüsse über die eigenthümlich Aethiopische Musik und deren Zeichen [1]); als die erste Handschrift welche die Zeichen (freilich ohne ihre Erklärung) vollständig enthält, wird nun die vorliegende bekannt. Dass diese sorgfältige Bezeichnung der Musik auf eine frühere bessere Zeit hinweist wo in Aethiopien alle solche jezt dort fast verloren gegangene Künste blüheten, ist unverkennbar: und dass die heilige Musik als sie in Aethiopien festgestellt wurde nichtbloss aus fremder Nachahmung entsprang, erhellt schon aus den rein Aethiopischen Zeichen welche für sie gewöhnlich wurden. Als Erfinder dieser kirchlichen Musik wird nun in der Sage der heilige Jared genannt, welcher von Samän gebürtig zu Aksum am Hofe des berühmten Königs Kaleb im 6ten oder 7ten Jahrh. n. Ch. lebte [2]); und seit jener altchristlichen Zeit scheint wirklich in Aethiopien die kirchliche Musik kaum wahre Fortschritte gemacht zu haben. Wir können daher die vorliegende Handschrift, obgleich sie äusserlich zu den schlechtesten gehört, ihrem wahren Werthe nach für eine der wichtigsten halten; ich bemerke jedoch hier dass ich auch in Nr. 17 der Rüppellschen Handschriften ähnliche Zeichen gefunden habe.

Wir schliessen hier des ähnlichen Inhaltes wegen ein paar Worte 4. über ein nach Basel an einen Privatmann geschenktes Buch an. Es enthält ausser ein paar kleinern und unbedeutendern Stücken 1) eine Menge kurzer Gebete in

1) s. Villoteau in der Description de l'Egypte, ét. mod. T. 14 p. 285—289.

2) zu vergleichen ist eine lange Lebensbeschreibung von ihm im Snksâr am 11ten Gnbôt (Mai).

Versen; das Werkchen hat keinen Namen, es fängt an mit den Worten enza naakvetô bal u. s. w. — 2) Grüsse auf die Himmelfahrt der Jungfrau Maria, fast dieselben welche die Handschrift III. 1 gibt. — 3) ein Blatt mit den Singzeichen wie in dem vorigen Werke. — 4) andere Gebete, unter denen das erste von Gott selbst verfertigt und mit eignen Händen geschrieben seyn soll ehe die Welt geschaffen und Christus geboren ward, ein andres von Gott Marien gegeben seyn soll; da der Name Lefâfa fsedeq in der Einleitung vorkommt, so haben wir hier gewiss dasselbe Gebetbuch welches nach einer Nachricht bei Harris [1]) Gebete gegen böse Geister und Krankheiten enthält und oft als geschäztes Amulet mit den Todten begraben wird. Ein anderes fängt mit dem Worte 'eqabani (bewahre mich!) an, und ist also wohl dasselbe Buch welches Krapf unter diesem Namen anführt [2]).

IV. Geschichts- und Sprachwerke.

1. *Savâsev* (auch *Suaso* genannt) (Ms. aeth. 25).

Savâsev d. i. Leitern nennen die Aethiopen worterklärende Werke, da man durch die Erklärung dunkler Worte wie durch Leitern in ein Gebiet geleitet werden soll welches man sonst nicht sicher betreten könnte. Veranlassung zum Entstehen solcher Werke gaben theils die Fremdwörter welche besonders durch das Christenthum ins Aethiopische gekommen waren, theils das seit vielen Jahrhunderten fortschreitende Absterben des Geez neben den neuern Landessprachen besonders dem Amharischen. Man fühlte gewiss

---

1) III. S. 395 in dem Verzeichnisse Nr. 51; danach ist gewiss auch in dem Verzeichnisse Ztschr. 1834 S. 172 Nr. 4 Lefâfa Zedek zu lesen. Uebrigens ist Lefâf kein gewöhnliches Aethiopisches Wort.

2) Ztschr. 1843 Nr. 3; bei Harris Nr. 52, wo unrichtig Ekabari steht; es wird hier ein Gebetbuch genannt.

seit vielen Jahrhunderten in Aethiopien das Bedürfniss solcher Worterklärungen: aber zu einer eigentlichen Sprachwissenschaft gelangte man nichteinmal versuchsweise: also blieben solche Werke auf der untersten Stufe stehen, geben Grammatisches und Lexicalisches noch ungetrennt, und mischen leicht auch blosse Sacherklärungen ein. Dazu kommt dass ein Aethiopisches Werk dieser Art nach dem ganzen Gange des Aethiopischen Schriftthums vorzüglich nur von der Bibel ausgehen musste, um was in der Aethiopischen Uebersezung dunkler war zu erklären. Das vorliegende Werk fängt an einige Partikeln zu erläutern, geht bald zur Erklärung anderer Gegenstände mehr nach bestimmten Abtheilungen über, schaltet vieles Geschichtliche, Chronologische, Kalendarische ein soviel davon einer Auseinandersezung bedürftig schien, und geht insbesondre auch die einzelnen biblischen Bücher durch um das in jedem Schwierige zu erklären. Hierbei ist nun besonders merkwürdig dass der Verfasser das Buch Kufâlae ganz in die Reihe der biblischen Bücher sezt: wodurch was über dies Apokryphon Zeitschr. 1843 S. 176 f. bemerkt ist eine gewichtige Bestätigung erhält. Leider aber ist das Werk auf Blatt 4—35 nicht vollendet, der Schluss fehlt. Auf Bl. 36—41 folgt dann ein Werk ohne Anfang, zwar von derselben Hand geschrieben und ähnlichen Inhaltes, wahrscheinlich aber mit dem abweichenden Namen Fekârae d. i. Erklärung.

Die 3 ersten Blätter geben mit Bl. 42 zusammen ein kurzes Târîkha abau d. i. den Stammbaum des rechtmässigen Aethiopischen Königshauses, wie es sich von Adam und Salomo ableitet, nach Geschlechtern geordnet; Jahrszahlen für die einzelnen Könige finden sich jedoch erst von J'kûno Amlâk an, dem Wiederhersteller des rechtmässigen Hauses im 13ten oder 14ten Jahrh. n. Ch. [1]). Nur bei éinem Könige

1) Den Namen dieses berühmten Königs gibt Ludolf hist. 2, 6, 1—3

werden viele Ereignisse zwar kurz aber sehr genau und lehrreich erwähnt, bei Sharfsa-Dengel, welcher von 1563 bis 1597 herrschte: und diese kurzen Nachrichten sind weit zuverlässiger und reicher als das viele Allerlei welches Bruce von diesem Könige zu erzählen weiss. Die Chronik ward geschlossen im 34sten Jahre der Herrschaft Königs Fâsildas d. i. 1666 n. Ch.; und um diese Zeit ward offenbar auch die Handschrift fertig.

Da auch das Târîkh sichtbar von derselben Hand geschrieben wurde welche jene 2 Werke schrieb: so haben wir auf den 42 Blättern eigentlich die Reste dreier Werke welche später verstümmelt und ungeordnet neu eingebunden wurden und auch im Aeussern von der Zeit viel gelitten haben. Als das Ganze neu eingebunden wurde, hing man hinten auf 16 Blättern ein ganz anderes Savâsev in Amharischer Sprache an, während in jenem das Amharische nur wo es unvermeidlich war zur Erklärung gebraucht wurde. Doch ist auch dies neuere Amharische Werk hinten mangelhaft [2]).

---

falsch als Icon-amlak oder vielmehr wie er ihn mit Aethiopischen Buchstaben ausdrückt Aiqûna-amlak, als bedeutete er eigentlich „Ebenbild Gottes" von *εἰκών*; und so erklärt er ihn auch im Lexicon. Ich habe aber in allen Handschriften den Namen J'kûnô Amlâk geschrieben gefunden (nicht wie Rüppell hat Jekûn Amlak), welches soviel bedeutet als „Sein sei Gott", wie es ähnliche Mannesnamen im Aethiopischen viele gibt. — Ich bemerke bei dieser Gelegenheit dass amlâk welches jezt im Aethiopischen nichts als Gott bedeutet, ursprünglich eine Pluralbildung ist und sovielals Mächtige oder Herren bedeuten muss; es entspricht also insofern ganz dem אֱלֹהִים, und stammt gleich diesem aus dem Heidenthume; daher neben ihm noch als bestimmterer Name des wahren Gottes egziabchaer erscheint, wie יהוה neben אלהים.

2) Noch halte ich es für meine Pflicht zu meinem frühern Aufsaze Ztschr. 1843 S. 198 ergänzend hinzuzufügen, dass das Fetcha Nagast bereits im Jahre 1841 nach der Frankfurter Handschrift Gegenstand einer sehr empfehlenswerthen sachkundigen Gelegenheitsschrift geworden ist: Libri Aethiopici Fetcha Negest Cap. XLIV (de Regibus) edidit Fr. A. Arnold, Halae.

Ueber die Völker und Sprachen südlich von Aethiopien

von H. v. Ewald.

Der Missionar Krapf, welcher die im vorigen Aufsaze beschriebenen Aethiopischen Handschriften nach Tübingen sandte, hat seit seiner lezten Vertreibung aus Abyssinien im tiefern Süden von Ostafrika von der hart an der Küste liegenden Insel Mombas aus sich ein neues Feld für seine Thätigkeit zu bilden gesucht, in Gegenden welche noch nie ein gebildeter Europäer betreten oder beschrieben hat. Ueber die Völker und Sprachen jener von diesem unermüdeten Glaubensboten zum erstenmale etwas näher untersuchten Küste theilte er mir in einem Schreiben von Mombas den 14ten Jan. 1845 mehreres mit was einer allgemeineren Beachtung werth scheint; und ich stelle das wichtigste davon im Folgenden zusammen.

Die ganze lange Küstenstrecke vom Kap Gardafui bei Aden bis zum Cap Delgado der Nordküste von Madagascar gegenüber wird seit den lezten Jahren vom Imam von Mascat angesprochen, nicht weil er sie erobert oder sonst erworben hätte, sondern weil die Europäische Politik unserer Tage ihren Besiz keinem Europäischen Volke überlassen mag. Die Engländer haben ihm die Insel Mombas zurückgegeben und dadurch ein neues Anrecht auf seine nähere Freundschaft sich erworben; einige andere Küstenpläze hat er erobert, oder sie haben sich ihm freiwillig unterworfen und dienen ihm

solange er sie in ihrer Verfassung ruhig bestehen lässt. Der Handel welchen die Europäer an der Küste treiben, ist bisjezt für sie sehr gewinnreich: Kopal, kostbare Thierhäute, jährlich gegen 6000 Elephantenzähne und von Zanzibar Gewürznelken werden ausgeführt, während alle Europäische Waaren zugelassen werden und der von den Eingebornen getriebene Handel nur nach Madagascar Arabien und Indien geht. Der Imam ist indess der einzige grosse Kaufmann des Landes und gebraucht seine 20 grössern und kleinern Kriegsschiffe meist zum Handel. Troz aller Verträge mit den Engländern duldet er an der langgedehnten Küste den sehr einträglichen Sklavenhandel: an der Küste ist ein Sklave für 2 bis 3 Thaler zu haben, der Gewinn aber den man im Handel mit ihm macht steigt auf 40 bis 50 Thaler. Den Sklavenfang und Handel selbst entschuldigen die Muhammedaner damit dass der Sklave dadurch die Vortheile des Islâms empfange: allein die Erfahrung zeigt dass dies ein reines Vorgeben zur Beschönigung der Gewinnsucht ist; und auch nachdem ein Sklave Muhammedaner geworden, behandeln ihn seine Herren meist ebenso grausam wie früher.

Die Bewohner nun des ganzen schmalen Küstenstreifens vom 4ten Grade südlicher Breite an bis Mosambik, Suaheli (d. i. nach dem Arabischen Küstenbewohner) genannt, sind zwar selbst Muhammedaner: ihre Sprache aber beweist dass sie ursprünglich hier einheimisch waren, da sie zwar mit fremden Wörtern gemischt, ihrem Grunde nach aber mit andern tiefer im Innern gesprochenen stammverwandt ist. Sie unternahmen früher allein oder in Verbindung mit den Portugisen viele Streifzüge ins Innere, um Sklaven und andere Waaren zu rauben: aber in neuern Zeiten dringen vielmehr die heidnischen Völker des Innern mächtiger gegen die Küste vor und haben an dieser viele Pläze zerstört; selbst Melinde ist aus Furcht vor den Galla's von den Muhammedanern verlassen. Der Islâm welcher sonst in Africa soviele Fort-

schritte macht, scheint also auf dieser Seite gegenwärtig keine Aussicht darauf zu haben.

Nomadische und heidnische Galla's beherrschen jezt die Küste vom Aequator an etwa vier Breitengrade südwärts; und ihre Menschenzahl mag hier 8 bis 10 Millionen betragen. Die Wildheit welche sie in Abyssinien zu einem Gegenstande des Schreckens macht, ist ihnen in diesen Gegenden noch mehr eigen: namentlich lieben sie das Blut von Ziegen Schaafen und andern Thieren leidenschaftlich und öffnen ihnen die Adern um sich an diesem Tranke zu laben [1]; Krapf selbst sah sehr magere Ziegen von diesem Volke, deren Zustand man ihm aus dieser Gewohnheit erklärte. Die Ackerbau treibenden Galla's in Abyssinien haben diese wilde Sitte nicht, unterscheiden sich auch sonst in Sprache Verfassung und manchen andern Dingen stärker von diesen Nomaden der Küste. Uebrigens stehen diese Galla's der Küste in einer Art von Abhängigkeit von mächtigern Stämmen von Galla's welche im Innern wohnen und für welche sie die Küste gegen die Muhammedaner bewachen müssen. Ihre Karawanen gehen 30 bis 40 Tagereisen einwärts in ein Land welches von einem grössern Flusse umgeben seyn soll, und wohin Abyssinier kommen: dies ist wahrscheinlich Dschindschiro und Kaffa.

Südlich von diesen Galla's und hinter jenen Suaheli wohnen mit diesen verwandt und in Sprache Sitten und Gestalt von den Galla's sehr verschieden die Wanika, Ukuafi und Wakamba. Unter ihnen sind die Ukuafi die wildesten: sie begraben ihre Todten nicht, sondern überlassen sie wilden Thieren [2]. Die Wakamba gehen völlig nackt, müssen

---

1) vgl. den Aufsaz über die Blutesser in Indien von Hardwicke, Transactions of the As. Soc. of G. Brit. Vol. III. p. 379—82.

2) woraus aber nur niemand auf ihre Verwandtschaft mit den Buddhisten in Tibet schliessen möge! s. Bitchourin description du Tubet. Paris 1831. pag. 92.

sich jedoch nothdürftig bedecken wenn sie bisweilen an die Küste kommen. Die in Wäldern lebenden Wanika, etwa 200,000 an Zahl, Heiden aber ohne Gözenbilder, bereiten ein starkes Getränk aus Cocosnüssen und sind der Trunksucht und andern Lastern sehr ergeben, lieben auch gewisse Spiele der Jugend wo immer ein Mensch als Opfer fallen muss. — Noch weiter nach Süden wohnen die Musambara; dann der Insel Zanzibar gegenüber die Msegûa-Stämme, durch deren Gebiet eine Karawanen-Strasse bis tief ins Innere Africa's führt.

Während bei diesen Stämmen fast gar keine bürgerliche Ordnung herrscht und jeder Aelteste eines Ortes wie ein König ist, sollte umgekehrt das ganze Land südlich vom Aequator vonselbst seine Bewohner zu höherer Bildung reizen. Es hat nicht wie das Land nördlich vom Erdgleicher Sandwüsten, ist vielmehr voll Berg und Wald, auch von häufigen Regen befruchtet. Krapf war etwa 60 englische Meilen weit in das Innere vorgedrungen, und wollte hier mit seinen schweren christlichen Arbeiten beginnen. Rüstig begann er die Sprachen dieser kaum dem Namen nach bekannten Völker, besonders zunächst das Suaheli und Wanika, sich geläufig anzueignen, sammelte über das Suaheli ein Wörterbuch enthaltend über 10,000 Wörter, sezte eine kurze Sprachlehre desselben auf, und übersezte die Genesis die Evangelien und die Apostelgeschichte. Es kostet keine geringe Mühe sich in das höchst bewegliche und reiche Gefüge dieser von allen uns bekannteren weit abweichenden Sprachen hineinzudenken und zu leben. Wir erläutern hier einiges nach den von Krapf mitgetheilten Stoffen; und fügen am Ende die von ihm eingesandte Uebersezung eines kleinen biblischen Stückes und sein vergleichendes Wortverzeichniss bei [1]).

1) dass alle diese Sprachen bisdahin völlig unbekannt sind, sieht man aus dem Mithridates von Adelung und Vater III. 1. S. 254 f.

1. Die Sprache hat einen sehr sanften Wechsel von Vocalen und Consonanten, und lautet so weich dass jedes Wort auf einen Vocal ausgeht. Ihre Wurzeln können daher zweisylbig seyn. Am Ende der Wurzel kann der Vocalwechsel zur Unterscheidung von Verbum und Nomen dienen, wie *soma* lesen als Verbum, *somo* das Lesen oder die Lesung: ein solches dem Verbum gegenüberstehende Nomen dient zugleich als Infinitiv, kann aber immer auch einen Plural bilden. Vom Verbum kommen Benennungen des Thäters durch ein vorgeseztes *m'*, wie *msoma* (oder *msomi*, auch *msomai*) Leser, *msêma* Redner, auch *muôni* Seher von *ona* sehen, welche aber immer noch wie reine Participien mit dem Accusativ verbunden werden können, wie *msêma maneno* der Redner der Worte. Die Bildung bestimmterer Begriffswörter ist wie *utakâtifu* Reinheit von *takâta* rein seyn, *uharibifu* Zerstörung von *haribu* zerstören [1]).

Die Causativ-Bildung kommt durch ein hinten sich ansezendes *s*, welches bis zu einem blossen Vocale verdünnt werden kann: *kuêsa* erheben von *kuea* hinaufgehen, *someska* lesen machen von *soma* lesen, *lettea* senden von *letta* bringen, *pigia* schlagen machen von *piga* schlagen. — Das Passivum bildet sich gewöhnlich durch ein *o* vor dem auslautenden Verbalvocale, wie *pendŏa* geliebt werden von *penda*; bisweilen auch durch ähnliche Endungen, wie *uâwa* getödtet werden von *ûa* tödten, *haribiwa* zerstört werden von *haribu*, *suiliwa* verhindert werden von *suia*. — Das Reflexivum bildet sich durch ein der Wurzel vortretendes *dshi*, wie *dshipenda* sich lieben, *dshifunsa* lernen von *funsa* lehren.

1) bei diesem Worte sowie bei einigen andern findet der Kenner Semitischer Sprachen leicht eine Verwandtschaft mit diesen. Die grosse Frage nach dem Zusammenhange Semitischer und Africanischer Sprachen ist noch ungelöst. Indessen können gerade in diese Küstensprache leicht durch spätere Vermischung Semitische Wörter eingedrungen seyn.

Die Zeichen der Zeiten treten ebenfalls vor den Verbalstamm, wie diese Sprache überhaupt Bildungswörtchen mehr voran- als nachsezt. Das Präsens ist *apenda* er liebt von *penda* lieben, das Praeteritum (unser Perf. und Imperfectum) *amependa*, das Plusquamperfectum *alipenda*, das Futurum *atapenda*. — Wir schliessen hier sogleich folgendes an. Der Imperativ ist ganz kurz *penda*, im Plural *pendani;* der Optativ vom Präsens aus *apende* er möge lieben. Das verneinende Verbum stellt ein *h*- voran, wie *hapendi* er liebt nicht, *hakupenda* er liebte nicht, *hatapenda* er wird nicht lieben; *hapendüi* er wird nicht geliebt; hingegen *sipendi* liebe nicht! Ein Participium vom Präsens aus ist *apendai*, gleichbedeutend mit *ambai* (der) *kuamba* (welcher) *apenda* (liebt).

2. Die merkwürdigste Erscheinung welche diese Sprache bietet, zeigt sich in ihrer Auffassung der einzelnen Dinge. Ich habe vonjeher bei dem mündlichen Vortrage der Sanskrit-Grammatik gelehrt dass nicht die Unterscheidung des Männlichen und Weiblichen, sondern die des stärker oder schwächer Persönlichen, des Belebten und Unbelebten zum ältesten Sprachgrunde gehöre; dasselbe habe ich dann auch im Semitischen nachgewiesen, wo es etwas versteckter erscheint. Einen überraschend grossen Beweis für die Wahrheit dieses Sazes gibt nun das Suaheli. Dieses unterscheidet nämlich das Männliche und Weibliche garnicht, hat also im gewöhnlichen Sinne garkein Geschlecht. Dagegen unterscheidet es das Lebendige und Todte nichtnur imallgemeinen, sondernauch weiter imeinzelnen nach mannichfacher Abstufung; und es führt insofern Unterscheidungen ein wovon wir uns nur mit Mühe eine richtige Vorstellung schaffen können. Jede Abstufung dieser Art wurde durch ein besonderes Wörtchen bezeichnet: alle diese Wörtchen haben sich zwar jezt enger mit den stärkern Wörtern verschlungen, sind aber noch erkennbar. Sie zeigen sich einmal an der Spize der

Verbalperson, indem z. B. die dritte des Singulars Praeteriti auf folgende Weise fünffach wechseln kann:

mtu amefinika	der Mensch	hat	bedeckt.
madshi yamefinika	das Wasser	—	—
muili umefinika	der Leib	—	—
kitu kimefinika	die Sache	—	—
neno limefinika	die Rede	—	—

Zweitens ganz ähnlich wenn das Pronomen zwischen dem Subject (der Verbalperson mit dem Tempuszeichen) und dem Verbalstamme verkürzt eingeschaltet und dadurch als untergeordnet folglich als Accusativ bezeichnet wird, wie:

ame*m*finika er hat ihn (zB. *mtu* den Menschen) bedeckt.
ame*i*finika — — — (zB. *müèsa* den Tisch) —
ame*u*finika — — — (zB. *mti* den Baum) —
ame*ki*finika — — es (zB. *kitu* das Ding oder *dfkuo* das Buch) —
ame*li*finika — — sie (zB. *neno* die Rede) bedeckt.

Drittens wenn unvollständige Verbalbegriffe sich bilden, dergleichen diese Sprache wie die Semitischen [1]) manche haben, wie: *mtu yûko* [2]) der Mann ist da, *madshi yako* es ist Wasser da, *dshiwe liko* es ist ein Stein da, *kiatu kiko* ein Schuh ist da, *muotto ûko* Feuer ist da, *nti iko* Erde ist da; *witu wiko* Sachen sind da.

Aehnliches zeigt sich bei der Pluralbildung der Substantiva. Bezeichnet ein solches etwas aus der vernünftigen Schöpfung, so bildet sich der Plural durch vorgeseztes *wa*, zB. *mtu* Mensch (wo *m* selbst nicht zur Wurzel gehört) *watu* Menschen, *Msungo* ein Europäer [3]) *Wasungo* die Europäer. Bezeichnet es etwas aus der unvernünftigen oder thierischen

---

1) ich muss hier um weitere Erläuterung zu sparen auf Hebr. Gr. §. 262 verweisen.

2) ich behalte bloss der unten nach Krapf gegebenen Sprachproben wegen das *y* für *j* bei.

3) eigentlich Verdreher, weil die Europäer nach der Vorstellung der Eingebornen alle Verhältnisse umdrehen.

Schöpfung, so verträgt es selbst keine Pluralbezeichnung, aber die Adjectiva hinter ihm haben die obige Bildung, welche demnach ursprünglich überhaupt Lebendiges beschreiben konnte, zB. *simba wakuba wawili* zwei grosse Löwen (aber im Suaheli mit gerade umgekehrter Ordnung). Bezeichnet es etwas aus der unbelebten Welt, so bildet sich der Plural durch vorgeseztes *ma* oder in gewissen Fällen *mi*, wie *makaska* Kisten von *kaska*, *miti* Bäume von *mti*, *miti midogo mitatu* drei kleine Bäume; auch *wi* findet sich offenbar nach einer gewissen Sinnverschiedenheit, wie *witu widogo* kleine Sachen neben *kitu kidogo* eine kleine Sache.

3. Der Genitiv bildet sich durch ein Vorsezwörtchen welches offenbar ursprünglich die Bedeutung eines relativen Pronomens hatte und welches daher ähnlich wie in den zuvor beschriebenen Fällen das Pronomen überhaupt wechseln kann, jewie das immer voranzusezende Wort wovon der Genitiv abhängt eine verschiedene Kraft hat. Solche Wörtchen sind *la*, *ya*, *wa*, *dsha*, *pa*, *za*, *mna*, *wia*; wie *neno la Mungo* das Wort Gottes, *maneno ya Mungo* Worte Gottes, *fungo la mali* Theil des Eigenthumes, *mtu wa Ungudsha* ein Mann aus Zanzibar, *dshûo dsha maneno* das Buch der Worte, *mahali pa mawe* Ort der Steine, *siku za uzima* Tage des Lebens, *siku ya furaha* Tage der Freude.

Hieraus erklären sich weiter die sehr verschiedenen Possessiv-Pronomina, da diese aus einem solchen wechselnden Genitiv-Zeichen und dem Personal-Pronomen zusammengewachsen sind, wie *niumba yango* mein Haus, *niumba yako* dein H., *niumba yakwe* sein H., *niumba etu* unser H., *niumba ênu* euer H., *niumba yao* ihr H.; dagegen *dshûo dshango* mein Buch, *mtu wango* mein Mensch, *mahali pango* mein Ort; bei dem Plural *maneno yango* meine Worte, *witu wiango* meine Sachen.

Den Begriff des Accusativs irgend eines Pronomens drückt die Sprache, wie oben schon in zwei Fällen bemerkt, durch

4*

Einschaltung eines solchen oft verkürzten Pronomens zwischen Person- und Tempuszeichen und dem Verbalstamme aus; dahin gehören also weitere Fälle wie: ame*ni*penda er hat mich geliebt, wofür indessen bestimmter mit Wiederholung des Pronomens am Ende gesagt werden kann ame*ni*pend*ámi* oder *-mimi;* ame*ku*pendá*we* er hat dich geliebt; ame*m*penda(*i*) er hat ihn geliebt; ame*tu*pendá*sui* (*-suisui*) er hat uns geliebt; ame*wa*penda*niu* er hat euch geliebt; ame*wa*pend*áo* er hat sie geliebt.

Das Demonstrativ-Pronomen steht immer hinter seinem Substantive, wechselt aber dabei seinen Grundlaut *h-* weiter nach dem oben erläuterten Geseze ab; wie *mtu huyu* dieser Mann; *muotto hu* dieses Feuer; *niumba hi* dies Haus; *neno hili* diese Rede; *siku hisi* diese Tage.

Noch andere unvollständige Verbalbegriffe sind folgende: *yu wapi* wo ist er? *u wapi wewe* wo bist du? *ni wapi mimi* wo bin ich? — *Yee endie* ja er ist es! *wewe endiwe* ja du bist es! *mimi endimi* ja ich bin es! *suisui endi sui* ja wir sind es! *nuinui endi nui* ja ihr seid es! *wâo endio* ja sie sind es!

Sonst folgt die Stellung der Wörter im Saze nach Krapf den einfachen logischen Gesezen; wie *bâba amepiga kidshanadshâkwe* ganz geordnet wie unser: der Vater hat geschlagen seinen Sohn.

Schon diese kurzen Bemerkungen können uns ein annäherndes Bild des unbekannten Sprachstammes geben welchem diese einzelne Sprache angehört. Und es kann für unsre Gelehrten nie genug gesagt werden, dass alle sogenannte Sprachphilosophie solange ein höchst unvollkommnes Ding bleibt als wir noch keine rechte Vorstellung von dem Umfange und Wesen aller geschichtlichen Sprachen besizen.

Uebersezung von Ev. Joh. 1, 1—14 ins Suaheli.

Abschnitt des ersten
Kikomo dsha kwansa

Von Anfang war Wort und Wort war bei Gott u.
1. Muanso lalikua neno na neno lalikua kua Mungo, na
Gott war Wort.
Mungo alikua neno.

Dieses ja es war
2. Hili endilo lalikua muanso kua Mungo.

alle Sache wurde gemacht von ihm u. ohne
3. Kulla kitu dshalifaniŏa miongonimue; na issipokua
es wäre nicht geworden Ding welches gemacht wurde
yēē, hapangekūa kitu killidsho faniŏa.

bei od. *in ihm war Leben war Licht*
4. Kuakwe palikua usima; na usima umekūa muanga
der Menschen
wa watu..

u. Licht scheint in d. Mitte d. Finsterniss
5. Na muanga wa sagăa katika kisa; na kisa
hat es nicht angenommen.
haku u kubăli.

War Mensch gesandt von Gott sein Name
6. Alikūa mtu alie lettŏa ni Mungo, dshina lakwe Yoannes.

Dieser kam Zeugniss dass er zeugete Licht
7. Huyu amekudsha ushuhŭda, ku shuhudia Muanga, kulla
ist Glauben durch seine Hand.
watu ku amine kua mukono wakwe.

war nicht sondern gesandt dass aus
8. Huyu hakua muanga, laken alilettŏa ku shuhudia kua
Ursache des Lichtes.
sebabu ya muanga.

Dieses war Besizer d. Wahrheit das welches
9. Hu umekua muanga wegnie kuelli, ambai kuamba

erleuchtet alle Menschen kommend in die Welt.
wasagāsa wothe watu wadshāo ulimengōni.

Er in Welt wurde gemacht
10. Yēe alikua katika ulimengo, na ulimengo umefaniŏa
von ihm erkannte ihn nicht.
miongonimūe, laken ulimengo ha u kumtambŭái.

Er kam in sein Eigenthum aber
11. Yee amekudsha kuendēa maliyakwe, laken maliyakwe
nahm ihn nicht auf.
haya kumkubali.

diejenigen welche ihn aufnahmen er gab ihnen
12. Laken ambāo kuamba waliomkubalie, amewapāo
Macht zu werden Kinder Besizer des Glaubens
ngūfu kūa watōto wa mungo, wegni ku amini
an
kŭa dshinalākwe.

geboren wurden nicht von Blut,
13. Ambāo kuamba waliowialiwa, si miongonimua damu,
nicht von Lust des Fleisches oder
si miongonimua mapensi ya niama, au miongoni-
mua mapensi ya mtu, laken miongonimua Mungo.

u. Leib u. wohnte bei uns u. wir sahen
14. Na neno lalikua muili, likaketi kuetu tukaōna
seine Herrlichkeit in Gleichheit des Besizers
utukuffuwakwe, utukuffu mfano wa muigni
der Einzigkt des Vaters welchr voll war Gnade u.
puēke wa baba, alie dshāa naema na
Wahrheit.
kuelli.

Vergleichende Tabelle afrikanischer Sprachen.

Deutsch	Suaheli	Wanika	Wakamba	Ukuafi	Msegūa.
Mensch (Mann)	mtu (pl. watu)	mutu (atu)	mundu (pl. andu)	aito	mtu.
Weib	mtumke	mutshetu	muka	endangĭli	mūēre.
Vater	baba	baba	atza	baba	dāde.
Mutter	mama	maio	ia	yeyu	mlāla.
Bruder	endugu	endugu	endui	enganāshe	endugu.
Erde	nti	tzi	endii	ankŏpo	zii.
Sonne	dshūa	dzūa	kūa	engōlo	zūa.
Mond	muesi	muesi	mŏi	labba	muesi.
Stern	niota	nioha	niniōà	luakiri	tundo.
Wasser	madshi	madzi	mandzi	engarre	madshi.
Stein	dshiwė	dziwe	dziwė	soiti	iwe.
Baum	mti	muhi	mutti	endshedda	mti.
Feuer	muotto	muōho	muagi	engima	muotto.
Haupt	kitŏa	dshitzŏa	mutŭe	lūkĭnĭa	mtŭi.
Haar	nuelle	nuerre	endziu	lebabite	firi.
Nase	pūa	vūla	mbola	engume	mpūla.
Ohr	shikio	sikiro	idu	engiŏko	gutŭi.
Nacken	shengo	tsengo	engingo	emustu	sengo.
Hand	mukono	mukono	mukono	engaina	mukono.
Fuss	gu	gulu	mudumuo	engedu	kiga.
Herz	moio	moio	engolo	olgossi	moio.
Bauch	tumbo	endani	iwu	engoshŏge	utumbo.
Blut	damu	milatso	endakame	sarge	sakame.
Bein	emfūpa	emsōsa	emsōsa	luito	emfūha.
Kleid	ungūo	ungūo	itāma	nanga	sudshe.
Esel	punda	ensoia	gnoi	sigiria	endshōe.
Schaaf	kŏndō	gnonsi	engodo	engerre	engōto.
Hund	embŏa	dīa	dia	oldia	embŏa.
Henne	kūku	kuku	engŭgu	gugusŭki	kabăla.

Haus	niumba	niumba	niumba	angadshi	niumba.
mein	— yango	— yango	— yagŏa	— ai	— ango.
dein	— yāko	— yako	— yāgu	— ini	— ako.
sein	— yākwe	— ye	— gŭe	— egnie	— akwe.
Kinder	watoto	ahōho	wiwitsi	engēra	wanadōdo.
Wahrheit	kuelli	dsheri	uwo	ardisĭwa	kendēdi.
gut	mema	mutzo	mutzēo	sidei	kadamăna.
schlecht	muōfu	mui	mui	toronno	kaiha.
weit	emballi	kurre	kuatsa	lakŏa	halle.
nah	karibu	vēvi	fagūwi	dāna	hagŭhe.
er verlangte	amedāka	udzilonda	ungomanda	ayub	niaonga.

Zahlwörter.

1.	emmodsha	emmenga	umŭe	ōbo	mosí.
2.	embili	embiri	ili	ari	pili.
3.	tatu	tahu	itatu	okuni	tatu.
4.	enne	enne	inna	otoni	kanne.
5.	tano	tsāno	idāno	himmiēti	shano.
6.	setta	tandāhu	dandătu	ille	endātu.
7.	sabaa	fungāhe	niania	nabishana	fungate.
8.	nane	nane	munda	issieti	nane.
9.	kenda	kenda	kenda	sāl	kenda.
10.	kumi	kumi	kumi	tomon	kumi.

Erläuterungen und Berichtigungen zu orientalischen Schriftstellern

von Dr. Friedrich Tuch.

I. Abulfeda Annal. Th. III. S. 498. und der syrische Chronograph in Paulus Repert. Th. I. S. 88.

1. Im Jahre der Flucht 541 (=1146 n. Chr.), heisst es in der angegebenen Stelle bei Abulfeda Zeil. 3., belagerte 'Emad-ed-din Senki die beiden Festen جعبر وفيك d. h. Dſha'bar am Euphrat, ein besonders von der einen Seite für unersteiglich gehaltenes Schloss, s. Bar Hebr. chron. syr. S. 276. vgl. m. Abulf. Geogr. S. 276. Rauwolff R. S. 161., und das im weiteren Verlauf der Erzählung a. a. O. Z. 6. genauer bezeichnete قلعة فيك وهى تجاور جزيرة بن عمر d. i. Schloss Fîk in der Nachbarschaft von Dſhesirat-ben-'Omar. Vergleichen wir damit den parallelen Bericht bei Bar Hebraeus S. 329., so lassen die Worte ܚܠܐ ܢܡܣܐ ܦܢܟ ܘܚܠܐ ܚܨܝܢܬܐ ܕܓܙܪܬܐ ܕܥܘܡܪ keinen Zweifel, dass bei Abulfeda in beiden Stellen فنك st. فيك zu schreiben sei. Gemeint ist das Kurdenschloss Fenek, welches nach Abulfed. Geogr. S. 274. etwas über Dſhesira vgl. Kam. S. 1375., Bakui in Not. et extr. II. S. 493., nach Rich Narrative of a Residence in Koordistan I. S. 375. 380. auf dem Wege von Dſhesira nach Sert (سعرت, سعرد Abulf. Geogr. S. 288.) vier Stunden von ersterem im Osten vom Tigris liegt, neuerdings von Ainsworth besucht und Travels II. S. 347 f. so beschrieben:

„upon the side of the hill, were the ruins of a castellated building, the battlemented walls and irregularly dispersed square towers of which still remain. This building covered a considerable space, being 600 yards in depth by 1100 in length. Traces of outworks and of buildings connected with it were also quite evident, stretching downwards to the gardens. *On two mounds not far distant from each other*, **and close to the river**, *are the ruins of two other smaller castels of similar charactere* to the larger one, only with double battlements, and consequently rising more loftily from the deep green groves, in the midst of which they are situated. . . . . This place is in the present day called Fenik.“ Es trifft dies gut mit Kaswini überein, der im Athâr-el-bilâd (msc.) darüber sagt: فنك قلعة حصينة على قلة جبل عال بقرب جزيرة بن عمر على فرسخين منها وعلى القلعة قلة مرتفعة عنها ارتفاعا كثيرا من صخرة كبيرة وهى قلعة مستقلة بنفسها وانها بيد الاكراد البشنوية من ثلثماية سنة d. h. „Fenek, ein Festes Schloss auf der Spitze eines hohen Berges in der Nähe von Dſhesirat-ben-'Omar, zwei Parasangen davon entfernt. Ueber dem Schloss erhebt sich zu bedeutender Höhe eine Felsklippe. Dies ein isolirtes Schloss. Seit 300 Jahren ist es in der Hand der Baſhnaväer-Kurden“; und weiter den Kampf zweier Brüder um den Besitz des Schlosses erzählt, wobei stets القلعة und القلة unterschieden werden. In der Geschichte taucht dieses Fenek nur einige Male auf, obschon es ziemlich alt zu sein scheint. Allerdings muss die von d'Anville zuerst ausgesprochene, nachmals von Rich, Ainsworth u. a. wiederholte Vermuthung, Fenek sei s. v. a. Phoenica bei Ammian. 20, 7. solange von der Hand gewiesen werden, als die ausdrückliche Angabe: *Bezabden, quam Phoenicam quoque institutores veteres appellaverunt*, welche mithin Phoenica mit ܦܝܢܩ d. i. جزيرة بن عمر identificirt, nicht als unrichtig nachgewiesen ist. Vgl. Cellar.

orb. ant. II. S. 735., Forbiger Hdb. d. alt. Geogr. II. S. 635. Dagegen nennt Strabo 16, 1, 24. (S. 289. Siebenk.) in der Nachbarschaft des Tigris im Gebiete der Gordyäer, die man vordem Karduchen nannte, also ganz in diesem Gebiete, welches bei den Syrern ܦܢܟ ܩܪܕܘ Chronogr. in Paul. Rep. I. S. 60. heisst, ein *Πίνακα* und bezeichnet es als *κράτιϛον ἔρυμα, τρεῖς ἄκρας ἔχουσα, ἑκάϛην ἰδίῳ τείχει τετειχισμένην, ὥϛε οἷον τρίπολιν εἶναι*, was nach Lage, Namen und Beschaffenheit so sehr mit Fenek übereinstimmt, dass sich wenigstens nichts leichter zum Vergleiche darbieten dürfte. Kurdisch war es daher wohl zu allen Zeiten und später namentlich an Dſhesira, welches schon zur Zeit Timurs von einem Kurden beherrscht war (s. Chronogr. a. a. O. S. 9., Assem. B. O. III, 2. S. 134. gegen Ritter Erdk. IX. S. 709.), gebunden, als dieses im Jahre 1430. n. Chr. von 'Abd-Allah aus dem Stamme der Buchtans [1]) zum Mittelpunkte einer kurdischen Herrschaft erhoben wurde (s. Chronogr. S. 42.). Ueber diesen 'Abd-Allah sagt der Chronograph an der zuletzt angeführten Stelle, dass er ܢܣܒ ܗܘܐ ܠܫܘܪ̈ܬܐ ܕܐܡܝܪܘܬܗ ܕܡܠܟܘܬܐ d. h. in Besitz genommen habe die

---

1) ܥܒܕ ܐܠܠܗ ܒܘܟܬܢܝܐ. Ueber den Stamm der Buchtan-Kurden vgl. Rödiger und Pott in d. Zeitschr. f. d. K. d. Mgl. III. S. 9. Sie sind oft bei dem obigen Chronographen (vgl. S. 52. 57 f. 60 f. 69.) genannt, der überhaupt, wie auch B. Hebraeus, nicht wenige Namen von Kurdenstämmen angiebt, welche in Verbindung mit neueren Nachrichten Berücksichtigung verdienen. Im Vorbeigehen erinnere ich an die ܟܘܪ̈ܕܝܐ ܡܚܠܡܝ̈ܐ Chronogr. S. 64. 105. in ܐܬܪܐ ܕܡܚܠܡܝܐ S. 31. d. h. die Mahallemi-Kurden, welche, schon von Niebuhr II. S. 387. genannt, nach Rich Narrat. I. S. 379. in der Gegend, wo sich die beiden Hauptarme des Tigris, der von Amid und der von Seert, vereinigen, ein Troglodytenleben führen; ferner an die ܠܘܪ̈ܝܐ, welche bei B. Hebr. S. 573. auf den ܛܘܪ̈ܐ ܕܡܕܝ (lies ܕܡܕܝ) wohnen, d. h. die Kurden in Loristan, worüber vgl. Rödiger a. a. O. S. 12., wie auch bei B. Hebr. S. 448. ein Stamm, ܛܝܪ̈ܗܝܐ genannt, von den Bergen Mediens herabkommt. Andere Stämme sind noch genannt B. Hebr. S. 459; S. 559; Chronogr. S. 30; S. 38. 47. 64. 68. 105; S. 39. 45. 58.

Berge rings um die Arche, worunter der Erzähler, was Behnsch Rerum sec. XV. in Mesopot. gestarum lib. S. 8. gänzlich verkennt, den benachbarten Berg Dſhudi versteht, und wir ersehen aus S. 47. 50 f., dass er seine Macht über ܢܚܪܘܢ (Kinneir journey through Asia Minor cet. S. 453., Ainsworth trav. II. S. 342.) [1]), ܟܠܗ ܡܚܘܪܬܐ vgl. B. Hebr. S. 576., ܡܚܙܪ s. o. verbreitete. Hier war auch Fenek dem Herrn von Dſhesira unterworfen. Denn als Emir Achmed der Buchtäer im Jahre 1459 'Abd-Allahs Sohn Ibrahim aus Dſhesira vertrieb, floh dieser nach Fenek, wo sein Vater gestorben war (Chronogr. S. 59 f.). Zwei Jahre später folgte ihm Achmed auch dorthin nach, nahm 1461 Fenek mit Gewalt und liess Ibrahim mit den Seinigen verbrennen (Chronogr. S. 61 f.). Die Katakomben, welche Ainsworth trav. II. S. 349. fand, mögen die Grabstätten der kurdischen Häuptlinge bezeichnen.

2. Nach der Stelle bei Abulfeda, von welcher wir ausgingen, war Fenek im 12ten Jahrh. in den Händen eines Baſhnaväer-Kurden (الكردى البشنوى) und aus Kaswini sowohl (s. o.) als Bar Hebraeus S. 329. erfahren wir, dass das Castell seit länger als 300 Jahren in der Gewalt dieses Stammes war, den Kaswini als einen tapfern, und in der Beschützung der zu ihm Geflüchteten eifrigen (وهم قوم فيهم مروة وعصبية يحمون من التجأ اليهم) bezeichnet. Diese Notizen hellen eine Stelle bei dem Chronographen S. 88. auf, an der Bruns, Lorsbach, Behnsch vergeblich sich abgemüht haben. Dort zieht Suleiman Beg gegen 'Emadia (العمادية Abulf. Geogr. S. 275., Ainsw. a. a. O. S. 197.), um die Kurden aus dem Gebirge

1) Nahroan, jetzt von Chaldäern bewohnt, liegt etwa 4 Meilen südöstlich von Dſhesira im Osten vom Tigris, in der Nähe des Chabur, wie es auf den Karten von Niebuhr und Ainsworth gezeichnet ist, irrthümlich von Reiske zu Abulfedas Geogr. in Büschings Magazin IV. S. 260. mit النهروان in 'Irak (s. Abulf. Geogr. S. 304.) verwechselt.

zu vertreiben. Zuerst fiel ܡܟܠܐ ܕܥܩܪ d. i. das Schloss 'Akr (oder ܥܩܪ ܕܚܡܝܕܝܘܗ B. Hebr. S. 454., Abulf.. Geogr. S. 274., Kam. S. 607., öfters kurz العقر Abulf. Ann. IV. S. 244. 288. B. Hebr. S. 468., besucht neuerdings von Grant, the Nestorians S. 36 ff. vgl. Ritter Erdk. IX. S. 717. 727.), wohin gesetzt wurde ܦܝܪ ܡܚܡܕ ܡܪܐ ܕܚܣܢܐ ܕܦܢܟ ܪܝܫܐܘ ܒܫܢܘ̈ܝܐ d. i. Pîr Mohammed, der Herr des Schlosses Fenek, . . . der Bashnaväer. Unzweifelhaft ist mit Uebergehung des ܘ zu verbessern: ܪܝܫܐ ܕܒܫܢܘ̈ܝܐ d. i. das Haupt der Bashnaväer. Die falsche Lesart, welche Behnsch nach der Handschrift bestätigt, erklärt sich dadurch, dass ܘܕ am Ende der Zeile, ܒܫܢܘ̈ܝܐ zu Anfange der folgenden steht (s. Behnsch a. a. O. S. 26.). Hier ist ܘ gleichsam nur ein ـ beim Umbrechen und darum auch in der Handschrift durch einen untergesetzten Punkt als bedeutungslos bezeichnet. Dass ܕ zwei Punkte unter sich habe, wie es Behnsch ansah, ist gewiss ein Irrthum.

II. Abulfeda Annal. Th. IV. S. 208.

Nur-ed-Dîn, der Herr von Mosul, bekriegt im Jahre 600 der Fl. den Kotb-ed-Dîn, den Herrn von Sindshâr. Letzterer aber überfällt durch benachbarte Fürsten unterstützt seinen Gegner und nöthigt ihn zu einer schimpflichen Flucht. Es geschah dies nach der obigen Stelle بقرية يقال لها بوشرة d. i. bei einem Dorfe mit Namen Busharra. Dasselbe Factum erzählt auch Bar Hebraeus S. 445. und wir ersehen daraus, dass der betreffende Ort vielmehr ܒܘܫܐܣܗ hiess, folglich bei Abulfeda بوشزة zu schreiben ist. Wo aber lag dieses Bushesse? Der hier vollständiger berichtende Bar Hebraeus giebt an, dass die Verbündeten sich zu Nesibis versammelten und von da ܠܓܒܐ ܡܥܪ̈ܒܐ zogen, was schon aus sprachlichen Gründen nicht *in regionem occidentalem* (Bruns) bedeuten kann, sondern den von Assemani B. O. III, 2. S. 719. nachgewiesenen Ort in der Diöcese von Nesibis

bezeichnet. Nur-ed-Dîn geht ihnen entgegen über ܚܨܢ ܐܠܥܩܪ, nach Bohaed. Vit. Sal. S. 61. und B. Hebr. S. 394. bei Mofsul gelegen, nach Bufhesse, flüchtet nach der Schlacht wieder nach Mofsul und die Sieger verwüsten namentlich Beled, das jetzt in Trümmern liegende Eski-Mofsul. Hiernach muss Bufhesse zwischen Nesibis und Mofsul gelegen gewesen sein und ich glaube es in der Nähe des durch Hariri c. VII. S. 65. verewigten Barka'îd nachweisen zu können. Die Strasse zwischen Mofsul und Nesibis giebt Edrisi II. S. 149 (Jaub.) an und nennt als die erste unter den sechs Stationen das obige Beled, als die dritte Barka'id (vgl. Kam. S. 344. Abulf. Geogr. S. 274.) an der Gränze der mofsulschen Ebene (Golius z. Alferg. S. 235., de Sacy Chrest. III. S. 184.), ungefähr in der Mitte zwischen beiden Ausgangspunkten. Von diesem Barka'id nun sagt Kaswini [1]) im Athâr-el-bilad (msc.) برقعيد بليدة بين الموصل ونصيبين كانت قديما مدينة كبيرة تمر [بها] قوافل يضرب باهلها المثل فى اللصوصية يقال لص برقعيدى d. h. Barka'îd ist ein Oertchen zwischen Mofsul und Nesibis. Vor Zeiten war es eine grosse Stadt, durch welche Caravanen ihren Weg nahmen. Von ihren Einwohnern ist das auf die Räuberei bezügliche Sprichwort „ein barka'idischer Räuber" entnommen. Den Grund zu dieser traurigen Berühmtheit Barka'ids giebt Kaswini vollständiger an, indem er erzählt, wie die Barka'idenser, wenn eine Caravane Thiere und Gepäck unter Dach und Fach gebracht und Wachtposten ausgestellt hatte, die Dächer erstiegen und mittelst herabgelassener Haken alles zu sich hinaufzogen, so dass die Caravane zur Zeit der Weiterreise vollständig geplündert ihren Weg fortsetzen musste. Es blieb indess dies nicht ohne Folgen.

---

1) Kurz erzählt dasselbe Ibn-Ajjas (msc.), aus dessen Texte das eingeklammerte بها entnommen ist; desgleichen Bakui in Not. et extr. II. S. 473.

Denn فلما كثرت منهم امثال هذه الافاعيل تجنّبتهم القوافل وجعلوا طريقهم الى باشزّى وانتقلت الاسواق الى باشزّى وخرب برقعيد والآن لم يبق بها الّا طايفة صعاليك ضعفى d. h. nachdem sie viel derartige Handlungen verübt hatten, mieden die Caravanen Barka'îd und verlegten ihren Weg nach Bâſhessa. So ging der Handelsverkehr über nach Bâſhessa und Barka'îd verfiel, so dass gegenwärtig darin nur einige Arme und Herabgekommene geblieben sind. Dieses باشزّى (so schreibt es zweimal die Gothaische Handschrift), welches Barka'îd gegenüber lag vgl. Freytag select. ex hist. Haleb. S. 102., de Sacy a. a. O., ist sicher das bei Abulfeda und Bar Hebraeus gemeinte und wir ersehen daraus, dass Nur-ed-Dîn der grossen Heerstrasse, wie sie um 60 Jahre später Kaswini beschrieb, gefolgt war, während früher im Jahre 273. d. Fl. Ishâk ben Kendadſh auf ungefähr demselben Locale bei Barka'îd einen Sieg erfocht, s. Freytag a. a. O. Ob der Ort noch jetzt vorhanden ist, weiss ich nicht. Allerdings führt immer noch die Strasse von Naſsibin über Eski-Moſsul (d. i. Beled) nach Moſsul durch jene fast ganz horizontalen Ebenen, deren Eintönigkeit nur hier und da ein Hügel als stummer Zeuge einer bessern Vergangenheit unterbricht; wohl sind immer noch jene Ebenen der Schrecken der Caravanen und die Schauplätze von Mord und Plünderung (s. Buckingham Reisen in Mesopotamien S. 319 ff. d. deutschen Uebers., Ainsworth trav. II. S. 120 f.): aber die Namen Barka'îd und Bâſhessa hört man nicht mehr, sondern in der Gegend, wo sie zu suchen sind, die Stationsorte Romäla [1]), Tel el Hamza, s. Niebuhr II. S. 376 f. Dennoch aber hat nur die Strasse wieder eine etwas andere Richtung genommen, denn

---

1) bei 'Abd el-karîm in Paulus Repert. II. S. 61. unrichtig دوميلة geschrieben.

nach Homes in der Hall. A.L.Z. 1840. (Ergänzungsbl. Januar col. 37.) besteht Barka'id noch unter seinem Namen, wenngleich in Trümmern. Erkundigung an Ort und Stelle dürfte höchst wahrscheinlich auch Bâſhessa auffinden lassen.

III. Entychius Annal. Th. I. S. 110.

Zu der biblischen Erzählung von der Beschneidung mit steinernen Messern (Jos. 5, 2.) macht Eutychius die Bemerkung: جنس من الحبشة يقال لها النجاه يفعلون هذا الى الغاية d. i. ein habessinischer Volksstamm, *el-Nedſhâ* genannt, thut dies noch jetzt. Nach dem Vorgange des belesenen Ludolf (hist. aeth. 3, 1, 21., Comment. p. 268.) ist diese Stelle oft angezogen, niemand aber scheint darauf gekommen zu sein, dass, da sich ein Volk el-Nedſhâ nirgends findet, der Name verschrieben sein könne. Allerdings nennt die Gothaische Handschrift von Kaswinis Athâr elbilâd als westlichen Gränznachbar von بلاد الحبشة die Landschaft النجة; allein hier fordert die Sache so entschieden البجة, dessen Bewohner nach demselben Schriftsteller صنف من الحبش d. i. ein habessinischer Stamm sind, dass kein Zweifel sein kann, auch bei Eutychius sei البجاه zu berichtigen, wie dieser I. p. 54. den Volksnamen richtig schreibt. Gemeint also ist das Volk der Budſha bei Abulfed. Geogr. S. 153. vgl. m. 121. 371., die *Βουγαεῖται*, ቡጋ: auf den griechischen und Gees-Inschriften von Axum, über welche hier um so weniger ausführlich zu reden ist, je mehr Rödiger zu jenen Inschriften in der Hallischen A. L. Z. von 1839. und vor ihm Quatremère in seinen Mémoires géographiques et historiques sur l'Egypte, T. II. p. 135 ff. mit erschöpfender Vollständigkeit das nöthige beigebracht haben. Hier sei nur noch bemerkt, dass die richtige Vokalaussprache el-Budſha ferner sicher gestellt ist durch die syrische Form ܒܘܓܝܐ bei Bar Hebraeus chron. syr. p. 164., wo die Budſhas im Kampfe mit den Arabern von Kameelen herab fechten. In

den letztern erkennt man leicht die bei den Arabern gerühmten النوق البجاوية d. i. Budſha-Kameele. Vergleicht man dies alles mit dem Zeugnisse Dſhauharis, der (nach einer neuerdings aus Cairo in den Besitz des Verfassers dieser Zeilen gelangten Handschrift s. v. بجو) sagt: بجآ قبيلة والبُجاويّات من النوق منسوبة اليها d. i. Budſha, ein Stamm, nach welchem eine Kameelgattung Budſhâvijjât genannt wird, so dürfte kein Zweifel obwalten, dass die Worte Firuzabadi's im Kamus: بُجاوة كرُغاوة ارض [1] للنوبة منها النوق البُجاويّات [2] ووهم الجوهرى d. i. Budſhâwa, wie rughâwa auszusprechen, ist ein Land der Nubier, aus dem die Budſhâwischen Kameele kommen; Dſhauhari hat sich geirrt, — einen ungegründeten Tadel enthalten, da nach dem Obigen der Volks-Name Budſhâ noch gesicherter ist als der Landes-Name Budſhâwa.

---

1) Die Calc. Ausg. Vol. II. p. 1845, hat falsch النوبة

2) Die Ausg. falsch البَجاويّات, vorher aber richtig بُجاوَة كرُغاوَة Freytag, Lex. I. p. 86, hat das Falsche zum Massstabe des Richtigen genommen und بَجَاوَة geschrieben. Allerdings aber ist nach Bruce, der den Namen des Volkes nach dem Gehöre Beja schreibt (s. Quatremère, Mémoires sur l'Egypte, T. II. p. 157), später ein Fatha an die Stelle des Dhamma getreten, welcher Aussprache Quatremère a. a. O. und Jaubert, Géographie d'Edrisi, T. I. p. 132 und 133, folgen.

Brahma und die Brahmanen

von Dr. R. Roth.

An das Wort *brahma* knüpft sich durch den Lauf dreier Jahrtausende die Religionsentwicklung Indiens. Man könnte diesen Begriff das Maass nennen, an welchem der Fortschritt des auf das Göttliche gerichteten Bewusstseyns sich messen lässt, indem er auf jeder neuen Stufe desselben eine andere Gestalt gewonnen, aber immer dasjenige in sich beschlossen hat, was die höchste geistige Errungenschaft des Volkes war. Er ist hinsichtlich dieser Bildungsfähigkeit sehr verschieden von der in demselben Gebiete bedeutenden Bezeichnung des Gottes. Wenn das sanskritische *deva* mit seinen vielen Verwandten durch den ganzen indogermanischen Sprachstamm aus der Wurzel द्यु *dju* entsprungen ist und auf die Anschauung des Glänzens und des lichten Himmels zurückführt, so war diesem Namen des Gottes durch seinen bildlichen Gehalt ein Gebiet angewiesen, dessen Gränze er nicht leicht überschreiten konnte [1]). Und er konnte dieses um so weniger, als die übrigen Sprösslinge dieser Wurzel auch in der späteren Sprache noch lebendig und unmittelbar der Grundan-

---

1) Ich kann mich nicht davon überzeugen, dass die Zurückführung von ϑεος und *deus* auf die Wurzel *dhâ* (τιϑημι), wornach beide mit *dhâtar*, der Schöpfer, gleichbedeutend wären, richtig sey. Man findet diese Ableitung bei Fr. Windischmann, der Fortschritt der Sprachenkunde. München 1844. p. 17.

schauung sich anschlossen. Darum durfte die religiöse Speculation der Indier, als sie den Begriff des Einen Göttlichen fasste, nicht des Wortes *deva* sich bedienen; es blieb immer vorzugsweise der Name der Gottheiten, die geschichtlich an jene älteren Wesen sich anknüpften, welchen als den Gestalten des leuchtenden Himmels jene Bezeichnung ursprünglich zukam.

Brahma dagegen hat einen ganz anderen Ausgangspunkt und Gehalt. Seine ursprüngliche Bedeutung, wie sie ohne alle Schwierigkeit aus den wedischen Hymnen uns entgegentritt, ist die des Gebetes; nicht des Lobliedes oder des Dankgebetes, sondern derjenigen Anrufung, welche mit der Kraft des zu dem Gotte gewandten Willens ihn zu sich ziehen und Genüge von ihm erhalten will. Es liegt darin das ungestüme Bitten, das in jenem alten Glauben galt und dem Gotte das Geforderte gleichsam abringen wollte. „Wachse o Agni durch dieses Gebet“ heisst es im Rigweda I. h. 31, 18. „das wir mit Macht an dich richten und mit Wissen (mit ernstlicher Absicht).“ Das Verhältniss des Gottes zu den Menschen ist in den heiligen Liedern ein so unmittelbares, ein so menschlich und frisch gedachtes, dass der Gott über die Gaben sich freuen und den Lohn dafür ohne Zögern geben muss. Wenn Indra zum Opfer gekommen ist und den begeisternden Trank getrunken hat, so schirrt er alsbald seine Rosse, um gegen den Dämon auszuziehen.

Wir können hienach erwarten, dass die Etymologie in dem Stamme des Wortes diese Intensität des Verlangens wiederfinde. Um eine genügende Ableitung desselben zu gewinnen, haben wir aber gar nicht nöthig, die Wurzel वृध् *vrĭdh*, wachsen zu Hülfe zu nehmen, auf welche man nach dem Vorgange der indischen Erklärer, diese selbst aber nur desswegen gekommen sind, weil ihnen die ursprüngliche Bedeutung des Wortes unter den Uebertragungen verloren gegangen war. Diejenige Verbalwurzel dagegen, auf welche

die grammatische Form des Nomens *brahma* zurückführt, ist बृह् *brih.* Sie bedeutet nach den Angaben der Grammatiker anstrengen oder mit Anstrengung bewegen (उद्यमे). Das einfache Verbum scheint im Gebrauche verloren zu seyn. Es ist mir nur Eine Stelle bekannt, wo es sich findet, und auch da nur, um der Etymologie zu dienen, wenn im Nirukta V, 4. *varâha* (Eber) durch वृहति मूलानि (er reisst Wurzeln aus) erläutert wird. Dagegen ist es nicht selten in Verbindung mit den Präpositionen *ut*, *pra*, *vi* und *sam* gebraucht, so dass das Vorwort die Richtung angibt, nach welcher die Anstrengung geht, also: herausreissen; vorstossen; auseinanderreissen; erschüttern. Das aus dieser Wurzel mittelst des Suffixes *man* gebildete Nomen *brahman* (statt *barhman*) würde darnach ursprünglich nichts Anderes aussagen, als Anstrengung, Erschütterung.

Es würde nicht zu verwundern seyn, wenn man diese Bedeutung des Wortes — wäre sie auch früher schon als das Ergebniss der grammatischen Analyse gefunden worden — als unbrauchbar verworfen hätte. Sie stimmte zu wenig zu dem Werthe, welchen das Wort in der klassischen Sprache hat; sie stimmt aber vollkommen zu seinem Gebrauche in den wedischen Hymnen. Das Gebet ist dort die gewaltige geistige Erregung, die innere Anstrengung, mit welcher der Mensch sich und sein Anliegen vor den Gott bringt, die kräftige Aeusserung des Willens, welcher den Gott und seine Macht sich gleichsam unterthänig machen will, um seinen Gegenstand zu erreichen. Mit der Bedeutung Willenskraft steht das Wort vielleicht noch in der Zusammensetzung ब्रह्मयुज् *brahmajug'*, einem Beiworte der Pferde Indra's (z. B. Rik. VIII, 3, 5, 2.) wenn wir es gleich मनोयुज् (*mente junctus*) fassen dürfen. An den Begriff des Gebetes oder der Andacht schliesst sich sofort derjenige der heiligen Handlung überhaupt, sofern sie als eine von dem Menschen ausgehende That dem Gotte gegenüber betrachtet wird.

Wenn es nöthig ist ausserhalb des Wortes selbst liegende Beweise für die Ableitung von der Wurzel *brĭh* vorzubringen, so bietet der Name des Gottes *Brahmaṇaspati*, von welchem unten geredet werden soll, den deutlichsten dar. Sein Name nennt ihn den Herrn des Gebetes. Nun heisst aber derselbe Gott in denselben Hymnen abwechselnd auch *Brĭhaspati*, dergestalt dass also *brĭhas* dem *brahmaṇas* gleichgesetzt ist, indem die blose Wurzel des Zeitwortes nach einem der Wedensprache eigenthümlichen Gebrauche als Nomen behandelt wird.

Aus dieser ältesten Bedeutung und Form des *brahma* (gen. neutr.) hat sich zunächst das Nomen männlichen Geschlechtes *brahmâ* gebildet, welches ausserdem durch den Ton sich von dem vorhergehenden unterscheidet, indem jenes paroxytonon, dieses oxytonon ist. *Brahmâ* ist die Bezeichnung desjenigen, der das Gebet spricht oder die heilige Handlung vollbringt; und beinahe in allen Stellen des Rigweda, in welchen man dieses Wort auf die Brahmanenkaste deuten zu müssen meinte, ist dieser weitere Sinn an die Stelle des eingeschränkten zu setzen. Als Beispiel dafür möge eine von den Erklärern nicht richtig gedeutete Stelle dienen. Im Rigweda I. hymn. 10, 1. 2. heisst es:

गायन्ति त्वा गायत्रिणो ऽर्चन्त्यर्कमर्किणः।
ब्रह्माणस्त्वा शतक्रतो उद्वंशमिव येमिरे ॥
यत्सानोः सानुमारुहद्भूर्यस्पष्ट कर्त्वम्।
तदिन्द्रो अर्थं चेतति यूथेन वृष्णिरेजति ॥

Rosen übersetzt: Canunt te cantores, laudant laudabilem laudatores: Brahmani te, Satakratus! arundinis instar erigunt. Quum *sacrificaturus* de montis jugo in *aliud* montis jugum escenderet *et* arduum subiret laborem, tunc Indras *ejus* propositum novit: cum *Marutum* caterva voti expletor venit. —

Böhtlingk (Chrestom. S. 410.) will in der Stelle sogar die geschichtliche Anspielung finden, dass die Brahmanen den Indracultus wieder hergestellt hätten. — Ich übersetze:

1. Es singen dich die Sänger, im Lobliede loben dich die Lobenden,
   D i e B e t e n d e n schütteln dich auf, Allgewaltiger! wie man ein Rohr schüttelt.

2. Als (*Vrĭtra*) den Gipfel des Gipfels erstiegen, ein gewaltiges Werk vor sich gebracht hatte,
   Da merkte Indra das Beginnen: mit der Schaar (der Winde) eilt der Spender herbei. —

Der in dem ersten Verse ausgesprochene Gedanke ist kein anderer, als der, dass der Gesang der Sänger, das Loblied der Lobenden, das Gebet der Betenden die Kraft sey, welche Indra aufrege, gleichsam aufrüttle zu der grossen That des Kampfes gegen den feindlichen Dämon, der Wolke auf Wolke thürmend zum Gipfel des Himmels steigt. Die *brahmânas* sind also gerade so wenig Brahmanen, als die *gâjatrinas* Sänger der Verse des Sâma oder die *arkinas* Sänger der Rigwedahymnen sind. Wenn wir in unserer Erklärung der Wedahymnen den in starren Formen der Liturgie befangenen und dichterischen Sinnes gänzlich baaren Commentatoren folgen wollen, so werden wir aus diesen ehrwürdigen Resten eines grauen Alterthums weder eine Mythologie noch eine Geschichte herausbekommen. Wie sehr dabei gerade die kräftigsten und lebendigsten Bilder der Lieder zu Grunde gehen, zeigt das verkehrte Verständniss des zweiten Verses, welches uns Rosen nach der indischen Glosse gegeben hat. Der Glossator dachte bei *sânu* (Hügel) an die auf den Hügeln wachsende Somapflanze, und so musste der Opfernde, welcher diese Pflanzen sammelt, zum Subjecte des Ganzen gemacht werden [1].

---

1) Für meine Uebersetzung von उद्योमिरे verweise ich auf die ganze

Nichts lag nun von dieser Bedeutung des *brahmâ* aus näher, als **den Betenden** zu einer besonderen Art von Opferpriester zu machen, sobald einmal das Ritual sich festzustellen begann, die Functionen, die zuvor in dem Einzelnen der zu den Göttern flehte und ihnen opferte vereinigt waren, sich trennten, und zwischen den Menschen und Gott eine Priesterschaft sich stellte. Es wurde so dem *brahmâ* im förmlichen Opfer eine besondere Rolle zugetheilt, über welche die liturgischen Bücher die genaueste Belehrung geben; gerade so wie *hotar* (der Opferer) die Bezeichnung des Priesters in einer bestimmten Handlung geworden ist. In dieser Weise erscheint im *Aitareja Brâhmana* (VII, 16.) bei dem Opfer des Königes Hariçcandra Vasishtha als *brahmâ* neben Viçvâmitra als *hotar*, Gamadagni als *adhvarju*, Ajâsja als *udgâtar*. Unter den vielen priesterlichen Functionen (ausser jenen z. B. noch nijoktar, viçasitar, maitrâvaruna, Brâhmanâchansi, Achâvâka, Neshtar, potar) hat die des *brahmâ* immer einen bedeutenden Platz behauptet.

Unabhängig von dieser speciellen, liturgischen Bedeutung des *brahmâ* und unmittelbar auf das neutrale Nomen *brahma* zurückführend ist der schon erwähnte Name des Gottes Brah-

---

Vorstellung von der Kraft der Anrufung und des Opfers und noch insbesondere auf Rik. X, 10, 7, 2. 3, wo Indra in der Somabegeisterung mit sich selbst redend eingeführt wird:

प्र वाता इव दोधत उन्मा पीता अयंसत ।
कुवित्सोमस्यापामिति ॥
उन्मा पीता अयंसत रथमश्वा इवाशवः ।
कुवित्सोमस्यापामिति ॥

Wie schüttelnde Winde hat der Trank mich aufgerüttelt. Habe ich denn Soma getrunken? —

Der Trank hat mich aufgerüttelt, wie flüchtige Pferde den Wagen. Habe ich denn Soma getrunken? —

manaspati. — *Brahmanaspati* oder *Brihaspati* ist eine in vielem Betrachte merkwürdige Gottheit. Seinem ganzen Wesen nach gehört er nicht der frühesten Stufe der wedischen Mythenbildung an, sondern weist auf eine zweite Gestaltung hin, zu welcher das religiöse Bewusstseyn einen Versuch machte, ohne jedoch wirklich ihn durchführen zu können. — Die ganze Reihe der Hauptgottheiten im Weda gehört der Natursymbolik an, welche hier entschiedener, unvermischter und durchsichtiger auftritt, als vielleicht bei irgend einem anderen Volke indogermanischen Stammes, darum aber auch weniger reich ist an Beziehungen zu andern Lebensgebieten und über eine gewisse Einförmigkeit nicht hat hinauskommen können. *Brahmanaspati* aber ist eines der göttlichen Wesen, welche nicht unmittelbar im Kreise des Naturlebens stehen, sondern den Uebergang bilden von diesem zu dem sittlichen Leben des menschlichen Geistes. In ihm dem Herrn oder Beschützer des Gebetes wird die Kraft und Würde der Andacht, die energische Beziehung des Willens zu den Naturgöttern und unmittelbar zur Natur angeschaut. Und es lässt sich noch deutlich sehen, wie dieser Gott in die schon feststehenden Mythenkreise als ein spätergekommener eingeführt wurde und nur neben andern Göttern oder durch deren Verdrängung eine Stelle gewinnen konnte [1]).

Indra ist der oberste Gots des wedischen Glaubens oder derjenige wenigstens, dessen Walten am unmittelbarsten in das Ergehen des Menschen hereingreift. Er ist der Gott des freundlichen Tageshimmels, welcher nach allen Verdüsterungen auf's Neue wieder leuchtet, von dem Fruchtbarkeit der Erde, Ruhe und Genuss des menschlichen Daseyns abhängt. Und diejenige Bitte, welche in den Liedern am häufigsten wieder-

1) Alle Gottheiten, deren Name eine Zusammensetzung mit *pati* (Herr des —) ist, sind zu den späteren zu zählen, z. B. Vâcaspati, Vâstoshpati, Kshetrasja pati. Sie sind aus der Reflexion entsprungen.

kehrt und an Indra gerichtet wird, ist die Bitte, dass er dem Beginnen des Wolkendämons, der die fruchtbaren Wasser des Himmels zu entführen droht oder in den Höhlen der Berge verschlossen hält, widerstehe, die Wasser ausgiesse, die Erde befruchte, den Menschen und Heerden Nahrung schenke. Drückt nun das Wesen des Gottes Brahmanaspati wirklich — wie sein Name sagt, — die siegreiche Kraft der Andacht aus, so werden wir ihn auch mehr als anderswo in diesem Mythenkreise finden müssen. Er erscheint in der That neben Indra in jenem Kampfe gegen den Bösen; und zwar so, dass ihm ein Theil der Arbeit zugeschrieben wird, welche in der Mehrzahl der übrigen Lieder dem Indra ausschliesslich eignet. Und in einigen seltenen Stellen ist er es endlich ganz allein, welcher die Höhle *Bala*'s erbricht, um die verborgenen Schätze des befruchtenden Wassers, nach dem Bilde: die milchreichen Kühe an's Licht zu ziehen. — In einer dem *Grïtsamada* zugeschriebenen Hymne (Mand. II. 3, 2, 3. 4.) heisst es:

तद्देवानां देवतमाय कर्त्वमश्रथ्नं दृळ्हाव्रदन्त वीळिता ।
उद्गा आजदभिनद्ब्रह्मणा वलमगूहत्तमो व्यचक्षयत्स्वः ॥
अश्मास्यमवतं ब्रह्मणस्पतिर्मधुधारमभि यमोजसातृणत् ।
तमेव विश्वे पपिरे स्वर्दृशो बहु साकं सिसिचुरुत्समुद्रिणम् ॥

3. Diess ist das Werk des göttlichsten der Götter: das Unlösliche, die festen Verschlüsse wichen vor ihm; hervor trieb er die Kühe, mit dem *brahma* spaltete er die Höhle, die Finsterniss verbarg er und klärte den Himmel auf.

4. Aus dem Brunnen mit dem Felsendeckel, voll von Süssigkeit, welchen Brahmanaspati gesprengt, trinken nun alle zum Himmel schauend. Reichlich gossen (die Wolken) das quellende Wasser aus.

Das *brahma*, das Gebet ist es also, mit welchem der Gott den Versteck des Feindes erbricht. Das Gebet dringt durch zu dem Gegenstande den es sucht und erobert ihn. Suchte nun aber die Anschauung in dem natürlichen Vorgange, um welchen es sich handelt, in dem Gewitter, jene Kraft auf, die so gewaltig die feindlichen Bollwerke sprengt, so konnte nur der Blitz das äussere Bild des siegreichen Gottes werden. Brahmanaspati wird darum der glänzende, goldfarbige genannt (V, 3, 11, 12.). Der Donner ist seine Stimme. Diese Donnerstimme hinwiederum als die Stimme des Vorstehers der Andacht ist in einer schönen Verwechslung zusammengestellt mit dem Gebete, das auf Erden gesprochen in den Höhen des Himmels gleichsam seinen Widerhall findet. Rik. I. hym. 40, 5. 6. wird gesagt:

5. Es redet Brahmanaspati den trefflichen Gebetsspruch dort wo Indra, Varuna, Mitra, Arjama die Götter *ihre* Wohnsitze gemacht haben.

6. Diesen heilbringenden Gebetsspruch wollen bei den Opfern auch wir sprechen, ihr Götter, den reinen; diese Stimme nehmet an, ihr Männer, sie werde aller eurer Spenden theilhaftig!

Brahmanaspati's Gebiet geht aber weiter; es geht so weit als die Wirkung der Anrufung reicht. Er hilft auch in den Schlachten (Rik. VI, 6, 12, 2. in einem Liede Bharadvâga's).

जनाय चिद्य ईवत उ लोकं बृहस्पतिर्देवहूतौ चकार।
घ्नन्वृत्राणि वि पुरो दर्दरीति जयन्छत्रूँरमित्रान्पृत्सु साहन्॥

Brĭhaspati der dem hülfesuchenden Menschen Raum schafft (im Kampfe) wo man die Götter ruft, tödtet die Bösen, zerstört die Vesten, besiegt die Feinde und bewältigt die Gegner in den Schlachten.

Ja es wird ihm endlich eine weit ausgedehnte Schöpferkraft gegeben in der merkwürdigen Stelle eines dem Ajâsja, einem Angirasiden, zugeschriebenen Liedes im zehnten Mandala 5, 8, 8 flgg.

8. अश्नापिनद्धं मधु पर्यपश्यन्मत्स्यं न दीन उदनि क्षियन्तम् ।
निष्टज्जभार चमसं न वृक्षाद्बृहस्पतिर्विरवेणा विकृत्य ॥
9. सोषामविन्दत्सः स्वः सो अग्निं सो अर्केण वि बबाधे तमाँसि ।
बृहस्पतिर्गोवपुषो वलस्य निर्मज्जानं न पर्वणो जभार ॥
10. हिमेव पर्णा मुषिता वनानि बृहस्पतिना कृपयद्वलो गाः ।
अनानुकृत्यमपुनश्चकार यात्सूर्यामासा मिथ उच्चरातः ॥
11. अभि श्यावं न कृशनेभिरश्वं नक्षत्रेभिः पितरो द्यामपिंशन् ।
रात्र्यां तमो अदधुर्ज्योतिरहन्बृहस्पतिर्भिनदद्रिं विदद्गाः ॥

8. Die mit dem Felsen überdeckte Süssigkeit ersah er wie einen Fisch, der in der Tiefe des Wassers wohnt; Brihaspati zog sie heraus, wie eine Opferschaale aus dem Baumstamme (gehauen wird), indem er ihn mit Krachen zerriss.

9. Er hat die Morgenröthe gefunden, er den Himmelsglanz, er Agni (das Feuer); er hat mit dem Blitze die Finsternisse geschlagen; Brihaspati hat die kuhgestaltigen aus der Höhle gezogen, wie einen Ertrinkenden aus dem Strudel.

10. Wie die Bäume das vom Winter geraubte Laub, so musste Bala die von Brihaspati (entführten) Kühe beklagen. Das Unnachahmliche, das Unwiederholbare hat er gethan: fürwahr Sonne und Mond gehen wechselsweise auf.

11. Wie das dunkelfarbige Pferd mit goldener Zierrath so haben die Väter den Himmel mit Sternen geschmückt; in die Nacht haben sie Dunkel, Licht in den Tag gesetzt. Brĭhaspati spaltete den Berg, fand die Kühe.

Eigenthümlich ist hier besonders die Zusammenstellung Brĭhaspati's mit den Vätern, den Frommen der Vorzeit, welche Nacht und Tag geschieden und die Gestirne an den Himmel geheftet haben sollen, ein Werk, das sonst Agni (Rik. I. hym. 68, 5.) oder Varuna (I. h. 24, 10.) zugeschrieben wird. Will man hier unter den Vätern wirklich die Weisen der alten Geschlechter verstehen und nicht die Götter, welche wohl Väter genannt werden könnten, wie sie in der oben angeführten Stelle I. h. 40, 6. und sonst oft Männer heissen, so müsste man an eine der Sage von den *Rĭbhu* ähnliche Vorstellung denken. Wie die Rĭbhu obwohl sterblich geboren durch das Verdienst ihrer Werke unsterblich wurden (IV, 4, 1, 4.), wie sie die Gabe ewiger Jugend verleihen, Indra's Pferde hervorbrachten (ebend. 10.), die Eine Opferschaale der Götter vierfach machten (I. h. 110, 3. III, 5, 7, 2. u. s. w.) und ähnliche wunderbare Kräfte erhielten, so würde hier der Andacht der Väter, welche in allen Götterlehren in besonders nahem Verhältnisse zu den Himmlischen gedacht werden, die Wirkung beigelegt, nach welcher sie selbst gleichsam es sind, die den Lauf der Natur, Tag und Nacht und die Gestirne geordnet haben.

Diess ist der wedische Mythus von Brahmanaspati oder Brĭhaspati, dem Herrn des Gebetes [1]). Er schliesst sich eng an an die allgemeine Vorstellung vom Wesen der Andacht (*brahma*), welche durch jenen Glauben geht.

In der Folge aber erscheint *Brĭhaspati* — diese Form des Namens, wiewohl die ältere, wird später ausschliesslich ge-

1) Die Hymnen an Brahmanaspati stehen vornehmlich Rik. I, 4, 7. 8, 5. 24, 11. II, 3, 1—4. III, 5, 9. IV, 5, 4. 5. VI, 6, 12. VII, 6, 8. 9. X, 5, 7. 8.

raucht — als der *Purohita*, der stellvertretende Priester der Götter. So schon in den liturgischen Büchern, die zum Weda gezählt werden; und in derselben Eigenschaft wird er als Oberherr der Brahmanen betrachtet (z. B. Mahâ Bh. IV. Açv. P. 1177. und eine ähnliche Stelle in der Bhag. Gîtâ). Dieses ist eine Fortentwicklung des ursprünglichen Wesens dieses Gottes. Wenn dagegen die späteste Göttersage den Brihaspati zum Regenten des Planeten Jupiter gemacht hat, so ist es mir unmöglich, einen Zusammenhang zwischen dieser Stellung und seiner eigentlichen Bedeutung zu sehen. Diese Mythenbildung, welche keine lebendige und unbewusste, sondern eine systematisirende war, ist mit den alten Göttern häufig sehr willkührlich verfahren, und irgend ein zufälliger Zug in den Legenden über Brihaspati, welche das epische Zeitalter hervorbrachte, mag ihn an jene Stelle geführt haben.

Diejenige Form des Mythus, in welcher Brihaspati der Priester der Götter und Herr der Brahmanen ist, hat nur gleichen Schritt gehalten mit der Entwicklung des Begriffes vom Gebete und Cultus. Die Anbetung der Götter wurde schon frühe in bestimmte Formen gefasst; die Andacht war nicht mehr eine freie Ergiessung, sie wurde Wiederholung älterer Gebete, an Formeln und Gebräuche geknüpft. Es bedurfte besonderer Fertigkeit und Kenntniss, um die Götter richtig anzurufen und im Opfer nichts zu verfehlen, und so entstand die älteste Art von Priestern, die der *Purohita*, der „Vorangestellten" oder stellvertretenden Priester. Ich habe über dieselben einige weitere Nachweisungen gegeben „zur Litt. u. Gesch. des Weda" p. 117 flgg. Ihr Amt bestand darin zwischen Gott und den Menschen zu vermitteln; sie nehmen die Stelle ein, an welcher zuvor das *brahma*, das Gebet allein gestanden hatte, indem es unmittelbar das Wohlwollen der Götter und ihre Hülfeleistung erwerben konnte. Wurde dann der Purohita Träger des *brahma*, so war für dieselbe Anschauung Brahmanaspati, der Herr des *brahma*,

der oberste Purohita d. h. der Purohita der Götter; und kam dieses stellvertretende Priesterthum weiter in die Hände der Brahmanen, so war Brahmanaspati eben so folgerichtig der Oberherr und Beschützer der Brahmanen.

Von hier aus ist auch am leichtesten zu sehen, wie die Benennung *brahmâ* oder *brâhmaṇa*, der Priester, nichts mit einem obersten Wesen Brahma oder Brahmâ zu schaffen hat, sondern unmittelbar von dem *brahma* (neutr.), der Andachts- und Opferhandlung ausgeht, deren Träger der Brahmane ist; gerade so wie das Wort *Brâhmaṇam* als Bezeichnung gewisser liturgischer Bücher nichts anderes ausdrückt, als die Zusammenfassung der gottesdienstlichen Gebräuche, die Lehre von dem *brahma*.

Schon unter den Hymnen des Rigweda findet sich Eine, in welcher Brĭhaspati als oberster Purohita und der Priester als sein Stellvertreter auf Erden gepriesen wird. Es ist aber leicht zu sehen, wie hierin noch keine Berechtigung *liegt*, das Institut der *Purohiti* (oder Purodhâjâ, der priesterlichen Stellvertretung) und mit ihm natürlich auch die Brahmanen als die Inhaber desselben, älter zu machen, als es wirklich ist und auf die Anfänge des wedischen Glaubens zurückzuführen. Die Sammlung jener Hymnen fällt in eine Zeit, in welcher nicht nur jenes Priesterthum, sondern selbst die Brahmanenkaste in voller Ausbildung vorhanden war, und man hat gar nicht nöthig etwa eine trügerische Einschiebung in das heilige Buch anzunehmen. Zwischen den dort vereinigten Hymnen liegen vielleicht Jahrhunderte und wir dürfen uns eher wundern, dass die Erzeugnisse späterer Zeit nur so selten in die Sammlung hineingerathen sind. Dem Namen der Priester in der späteren Form (*brâhmaṇa*) begegnet man nur äusserst selten (z. B. VII, 6, 14, 1.) und die einzige Stelle, in welcher meines Wissens der Brahmanen als Kaste, sowie der übrigen Kasten gedacht wird (X, 7, 6, 12), steht in einem Liede welches ganz entschieden erst aus der Periode

stammt, in welcher die liturgischen Bücher und Upanischaden entstanden sind [1]).

Die erwähnte Hymne, in welcher Bṙihaspati und der Purohita der Könige zusammengestellt wird, ist dem Vâmadeva zugeschrieben. Mand. IV, 5, 5.

4. बृहस्पतिः प्रथमं जायमानो महो ज्योतिषः परमे व्योमन् ।
सप्तास्यस्तुविजातो रवेण वि सप्तरश्मिरधमत्तमांसि ॥
5. स सुष्टुभा स ऋक्वता गणेन वलं रुरोज फलिगं रवेण ।
बृहस्पतिरुस्रिया हव्यसूदः कनिक्रदद्वावशतीरुदाजत् ॥
6. एवा पित्रे विश्वदेवाय वृष्णे यज्ञैर्विधेम नमसा हविर्भिः ।
बृहस्पते सुप्रजा वीरवन्तो वयं स्याम पतयो रयीणाम् ॥
7. स इद्राजा प्रतिजन्यानि विश्वा शुष्मेण तस्थावभि वीर्येण ।
बृहस्पतिं य सुभृतं बिभर्ति वल्गूयति वन्दते पूर्वभाजम् ॥
8. स इत्क्षेति सुधित ओकसि स्वे तस्मा इळा पिन्वते विश्वदानीम् ।
तस्मै विशः स्वयमेवा नमन्ते यस्मिन्ब्रह्मा राजनि पूर्व एति ॥
9. अप्रतीतो जयति सं धनानि प्रतिजन्यान्युत या सजन्या ।
अवस्यवे यो वरिवः कृणोति ब्रह्मणे राजा तमवन्ति देवाः ॥

4. **Als Bṙihaspati geboren war aus dem grossen Glanze an der Himmelshöhe, da vernichtete zuerst der Gewaltige mit siebenfachem Munde unter Getöse die Finsternisse mit dem siebenzackigen Strahle.**

5. **Er mit der schöntönenden, lobpreisenden Schaar (der Winde) hat unter Getöse die Bergeshöhle erbrochen, rauschend hat Bṙihaspati die buttergebenden Kühe, die blökenden, herausgeführt.**

---

1) Das Lied ist abgedruckt und erklärt p. CXV flgg. der Einleitung zum Bhâgavata Purâṇa von Herrn E. Burnouf.

6. **Darum wollen dem Vater, dem Allgotte, dem Spender mit Opfer und Ehre und Gaben wir nahen: Brihaspati verleihe uns Nachkommen und Kraft, mache uns reich!**
7. **Der König bemeistert mit überlegener Kraft alles Feindliche, welcher Brihaspati den geliebten liebt und pflegt; welcher lobt und preist ihn, dem der erste Theil gebührt.**
8. **Er wohnt sicher in seinem Hause, reichlich ist ihm allezeit Speise, ihm neigen von selbst sich die Völker — dem Könige, dem ein Brahmâ vorantritt.**
9. **Unbesiegt gewinnt er sich Schätze von Feinden sowohl als von Freunden; den König schützen die Götter, der dem Zuflucht (oder Speise) suchenden Brahmâ freigebig ist.**
10. **Indra und Brihaspati trinket den Soma bei diesem Opfer! u. s. w.** [1]).

Hier und in vielen Stellen der liturgischen und gesetzlichen Schriften ist also an das Halten eines Priesters für den König die Verheissung jeglichen Heiles geknüpft. Dafür dass er den Purohita erhält und hochstellt, verschafft ihm der Priester die Gunst der Götter. Auf diesem Wege ist die Kaste der Brahmanen entstanden und zu Macht und Ansehen gekommen; erst waren es nur einzelne Hauspriester der Könige, dann Erblichkeit der Würde in gewissen Familien, endlich durch Gleichheit der Interessen herbeigeführt ein

---

1) Das Aitareja Brâhmana VIII, 26. in dem Abschnitte von der Purohiti führt die Verse 7—9 zur Bestätigung seiner Lehre an: „so ist auch von dem Rishi gesagt" u. s. w. Dasselbe fügt Erklärungen bei z. B. zu Vers 7. „Brihaspati ist der Purohita der Götter. Nach ihm gibt es andere Purohita menschlicher Könige. Wenn er darum sagt: „welcher Brihaspati den geliebten liebt und pflegt", so will er sagen: „welcher den Purohita, den geliebten" u. s. w. Eiue eigenthümliche Worterklärung ist die von *avasjave* v. 7. अवस्यवे यो वरिवः कृणोतीति यदाहावसीयसे (Comparativ von वसु mit der Negation) यो वसीयः करोतीत्येव तदाह ॥

Zusammenschliessen dieser Familien zu einer grösseren Gemeinschaft, alles dieses in beständiger Wechselwirkung mit den sonstigen Fortschritten der Götterlehre und des Cultus. Doch liesse sich die Ausdehnung der Gewalt, welche in die Hände dieser Priesterkaste kam, hieraus noch nicht vollständig begreifen. Jenem Verhältnisse der geistlichen Bevormundung kamen noch andere geschichtliche Bewegungen zu Hülfe.

Als das wedische Volk getrieben durch irgend welchen Anstoss — und zwar zu einer Zeit, welche später ist als die Mehrzahl der Gesänge des Weda — aus seinen Wohnsitzen im Pendschâb und am Indus immer weiter nach Süden rückte, die Ureinwohner in die Gebirge drückte und die breiten Landstriche zwischen der Gangâ, Jamunâ und dem Windhjagebirge einnahm, war die Zeit gekommen, in welcher die Vertheilung der Herrschaft, das Verhalten von König und Priester am schnellsten und umfassendsten sich umgestalten konnte. So vielfach getrennte Herrschaften, eine solche Zerrissenheit in Stämme, wie sie im Pendschâb bestanden hatten (vgl. die Abh. III. zur Litt. u. Gesch. des Weda) waren hier nicht mehr möglich, wo die Natur Ein weites zusammenhängendes Ländergebiet fast ohne alle natürlichen Zwischengränzen geschaffen hatte. Es musste von jenen kleinen Königen, die mit ihren Stämmen aus dem Norden herabgekommen waren, die grössere Zahl leer ausgehen, die Stämme selbst sich verschmelzen, es mussten Kämpfe entstehen um die Oberherrschaft. Diese Zeit ist uns vielleicht geschildert in der Haupthandlung des Mahâ-Bhârata, dem Streite der Kuru- und Pandusöhne. In dieser Gährung und Verwirrung fiel die Gewalt am natürlichsten in die Hände derer, welche eine nur mittelbar betheiligte Macht waren, in die Hände der priesterlichen Stämme und Häupter, welche bis dahin mehr nur im Gefolge der Könige gestanden hatten, jetzt aber auf eine höhere Stufe stiegen. Es lässt sich leicht denken, dass sie

mit ihren Familien, früher schon geehrt als Vertraute und Räthe der Könige, manchmal vielleicht auch der Zahl nach stark, häufig den Ausschlag gaben, dass ein König seine Gewalt ihnen verdankte. Nimmt man dazu den intellectuellen und sittlichen Einfluss, der schon vermöge des ihnen anvertrauten oder von ihnen angemaassten Gutes diesen Priestern zukam und die Gottesfurcht jenes Volkes, so ist nicht schwer zu begreifen, wie aus Hauspriestern der kleinen Könige und aus deren Familien in dieser Uebergangszeit mächtige Gemeinschaften entstanden, welchen in allen Dingen die höchste Entscheidung zukam; eine Kaste, welche bald anfieng der christlichen Kirchengewalt des Mittelalters ähnlich auch die weltliche Macht als einen willkührlich zu gebenden Ausfluss ihrer Machtfülle anzusehen; — und wie dagegen die zahlreichen Königsfamilien zu einem Adel herabsanken, welcher zwar das alleinige Vorrecht auf die königliche Würde *hatte*, der aber, wenn schon das Volk wählte, für die Anerkennung des Königes des Priesterthums, der Salbung bedurfte und welchem vor allen Dingen anbefohlen ist, nur Brahmanen als Räthe zu gebrauchen.

Auf diese Weise ist, so glaube ich, die Entstehung der Brahmanenkaste geschichtlich aufzufassen. Um freilich diese Ansicht zu noch grösserer Wahrscheinlichkeit zu bringen, muss das Verhältniss der übrigen Kasten zu dieser angedeutet werden.

Von den vier Kasten des ausgebildeten brahmanischen Staates (Brahmanen, Kshattrija's oder Krieger, Waiçja's oder die Gewerbe und Feldbau Treibenden, Çudra's oder die dienende Klasse) folgen sich die drei oberen in regelmässiger Abstufung d. h. die gesetzlichen Bestimmungen für ihre Antheilnahme an den Gütern der Religion und des materiellen Lebens zeigen nur eine stufenweise Verschiedenheit, so dass je die folgende Kaste um Etwas weniger hat, als die vorhergehende. Ebenso beruht die persönliche Schätzung des Ein-

zelnen vor dem Gesetze z. B. das was im altdeutschen Rechte Wehrgeld heisst, auf bestimmten regelmässig proportionirten Zahlenverhältnissen. Mit der vierten Kaste, den Çudra's, ändert sich dieses gänzlich. Sie ist gar nicht zugelassen zu dem, was für das Höchste gilt, zum Opfer und zur Lesung der heiligen Schriften; sie hat nicht die Investitur mit dem heiligen Gürtel, welche den drei oberen Kasten gemeinsam ist, denn diese bekleidet den Jüngling mit allen Vorrechten der Kaste, und die vierte Kaste hat keines jener Rechte.

Der Schluss, welchen man, wie mir scheint, hieraus zu machen berechtigt ist, wäre der, dass die drei ersten Kasten unter einander in einem näheren Verhältnisse sey es der Abstammung, sey es der Bildung stehen, als irgend eine derselben zu der vierten. In den drei ersten Kasten sind überdiess die das Volksleben constituirenden Elemente vollständig enthalten, die vierte ist ein Ueberzähliges. In den Händen der beiden ersten liegt die Herrschaft, die dritte ist die Masse des Volkes. Die den Waiçja im Gesetze zugewiesene Beschäftigung sowohl als auch ihr Name führt darauf, dass sie nicht ursprünglich eine besondere Gemeinschaft sind, sondern nichts Anderes, als die Gesammtheit des Volks. Vaiçja bedeutet denjenigen, welcher von der *viç* abstammt oder zu ihr gehört, *viç* aber ist im Weda die Volksgemeinde und insbesondere diejenige, welche sich im Besitze des wahren Gottesdienstes und der wahren Bildung glaubt, das wedische Volk allen Barbaren gegenüber. Hierauf gründet sich der ehrende Fürstenname in dieser Litteratur wie in der späteren: Herrscher der Viç (*viçpati*, *viçaspati*, *viçâmpati*). Vaiçja, als der zu dem Volke im ausgezeichneten Sinne Gehörige, führt in ähnlicher Weise wie der andere dieser Kaste zukommende Name *Arja*, welcher in der Form *ârja* ebenfalls Ehrenname des indischen und persischen Volksstammes ist, darauf dass diese Kaste das Volk selbst repräsentirt. Auf welche Weise aus dem Volke heraus die Priesterkaste

sich gebildet, ist oben ausgeführt. Die Kaste der Kshattrija, von welcher nach dem Angedeuteten im Weda keine Spur sich finden kann, ist im vollendeten brahmanischen Staate ein Adel, der wenigstens seinem Haupttheile nach aus früheren Königsgeschlechtern besteht, ähnlich den Jarlgeschlechtern des europäischen Norden. Mag gleich bei anderen Völkern z. B. bei den Germanen die Entstehung des Adels nicht auf diese Weise zu erklären seyn, so scheint mir doch für die indischen Kshattrija keine andere Auffassung möglich. Die vierte Kaste der Çûdra's aber halte ich für einen von den brahmanischen Eroberern unterdrückten Stamm, sey es ein früher gekommenes Volk der Arja, sey es ein indisches Autochthonengeschlecht.

Ist nun die vorstehende Entwicklung des Ursprungs und der frühesten Bedeutung der Priesterkaste richtig, so ist der Erweis des Satzes, den ich schon anderwärts aussprach [1]), dass die Brahmanen weit entfernt nach Namen und Würde von dem Gotte Brahmâ abhängig zu seyn, vielmehr vor ihm dagewesen sind, nicht mehr schwierig. Es wird Niemand leugnen, dass dem Begriffe dieses Gottes, wie wir ihn aus den Schriften des epischen und nach-epischen Zeitalters kennen, alle Anschaulichkeit und Lebendigkeit abgeht. Von Çiva und Wishnu haben wir reichliche Mythen, nicht so von Brahmâ. Jene beiden haben die buntesten Cultusformen erzeugt, Brahmâ ist ohne Altar und Tempel geblieben. Er steht im dunkeln Hintergrunde als der Urvater, Schöpfer, als der Allwissende und Beschützer des menschlichen Wissens und Denkens. Als Gattinn ist ihm Saraswatî oder Wâc, das Wort gegeben als die vollendetste Erscheinungsform der geistigen Thätigkeit. Brahmâ ist nach Allem nicht ein Gebilde der dichtenden Anschauung, sondern das künstliche Erzeugniss des Denkens über das Göttliche. Die Philosophie bedurfte dieser höchsten Geistigkeit, dieses letzten schaffenden

1) Zeller's theol. Jahrbb. Bd. V. H. 3. S. 361.

Prinzips und sie ist es, welche Brahmâ hervorgebracht hat. Nun wäre es aber sicherlich gegen alle Gesetze geschichtlicher Entwicklung, wenn wir eine Speculation über Religion annehmen wollten, bevor die Religion selbst als Glaube und Kultus zu einem abgeschlossenen Kreise geworden war. Zu diesem Abschlusse der wedischen Religion gehört aber nothwendig dieses Ritual und Priesterthum, das in den Brahmanen seine Vertreter gefunden hat. Und erst nachdem die Bildung und Wahrung des Glaubens in ihre Hände gekommen war, beginnt die Untersuchung desselben, sowohl die Erklärung der heiligen Bücher, als die hierauf sich stützende Religionsweisheit, deren älteste Form, die Mimânsaphilosophie, an jene Schriften auf das Genaueste sich anschliesst. Wie die Idee Brahmâ's im Einzelnen sich gebildet habe, gehört in die Geschichte jener Philosophieen; hier genügt es darauf hinzuweisen, dass Brahmâ, sofern er sich an die ältere Lehre anschliesst, das zur Persönlichkeit erhobene Heilige (das persönlich gewordene *brahma* mit seiner geheimnissvollen Kraft), der Heilige ist.

Dass aber der Gott Brahmâ nicht blos ein ausschliessliches Eigenthum der Speculation blieb, sondern mit den im Volksbewusstsein lebenden und stets sich umgestaltenden Mythen in eine wenn gleich lose Verbindung trat, hat, wie ich glaube, in dem Aufkommen des Çiva- und Wishnudienstes seinen Grund. Wenn diese beiden Götterdienste jeder für sich örtlich verschieden erzeugt sind und jeder der beiden Götter ein Allgott ist [1]), wenn sie neue Schöpfungen des religiösen Bewusstseyns sind, das in den aus dem Gedächtnisse schwindenden Göttern früherer Jahrhunderte und eines anderen Himmels, in den wedischen Göttern seine Befriedigung nicht mehr fand — so war für die Bewahrer jener alten

1) Vgl. Ersch u. Gruber, Indien v. Benfey S. 175. u. meine Abh. in Zellers theol. Jahrbb. S. 358.

Götterlehre, deren Existenz daran hieng, für die Brahmanen die Nothwendigkeit vorhanden, ihren Glauben zu regeneriren. Sie mussten die Vielheit ihrer Götter, wofern sie nicht neben den beiden grossen Göttern zu der untergeordneten Stellung von Genien herabsinken sollten, in einem Obersten zusammen fassen. Dass sie nun ihren Brahmâ mit dem Çiva- und Wishnucultus zu verbinden oder mindestens die Beziehung zwischen diesem und jenem stets offen zu halten wussten und vielleicht dadurch erst auch jene beiden Culte einander näher rückten, dieses zeugt einerseits von der Gewandtheit ihrer Speculation, andrerseits von der Macht, mit welcher jene beiden Götterdienste mussten aufgestanden seyn. Denn eine Erstickung derselben, wäre sie möglich gewesen, würde von den gefährlich bedrohten Trägern des alten wedischen Cultus gewiss nicht unversucht geblieben seyn.

Diese Nebeneinanderstellung des Brahmaglaubens und der Verehrung des Çiva und Wishnu muss natürlich Hand in Hand gegangen seyn mit dem Eindringen der letzteren in das brahmanische Volk. Ueber den Zeitpunkt ihres Umsichgreifens können wir wenigstens die Bestimmung geben, dass er nicht früher fällt, als das Auftreten des Buddhismus, weil die buddhistischen Bücher immer noch Indra als den wichtigsten Gott kennen (E. Burnouf, Introduction à l'histoire du Buddhisme p. 137.). Dass er hinwiederum nicht später falle als Megasthenes, lässt sich aus den Angaben schliessen, welche dieser über die Verbreitung und über die Art der Verehrung des Dionysos und Herakles macht. In die für das religiöse Leben Indiens so bewegten Jahrhunderte 500 bis 300 v. Chr. fiele also auch das Auftreten des Brahmaglaubens ausserhalb der philosophischen Schule oder die Bildung des mythologischen Systemes, welches die ganze Neuzeit Indiens beherrscht.

Die orientalischen Studien in Nord-Amerika.

Bei den in Amerika vorwaltenden materiellen Interessen können wir es nicht auffallend finden, dass die Gelehrsamkeit überhaupt und namentlich die mehr sich selbst als praktische Erfolge zum Zwecke habende Gelehrsamkeit dort nicht so sicher und in ausgedehnter Weise Fuss fassen will wie in unsrem deutschen Vaterlande. Die Gelehrten Amerikas sind bescheiden genug, dies in der zuvorkommendsten Weise anzuerkennen, ich hörte einen von ihnen sagen: *„Yours is the land of learning and learned books, while we are only just making a beginning.“* Von den orientalischen Studien wird derjenige Theil, der zunächst mit der Theologie zusammenhängt, nämlich das Studium des hebräischen Alterthums, noch am meisten betrieben, und schliesst man sich hierin zum Theil an die deutschen Forschungen an, so werden diese doch oft mit Geschick und Genauigkeit verarbeitet und finden so viel Theilnahme, dass z. B. von dem nach Gesenius gearbeiteten hebräischen Lexicon Ed. Robinson's eine Auflage von 3000 Exemplaren innerhalb zwei Jahren fast ganz erschöpft ist. Wenngleich nun zur Zeit noch, in der eigentlichen Sprachforschung wenigstens, eine gewisse Unselbständigkeit und damit verbundene Einseitigkeit kaum vermieden worden ist, so scheint doch die dort noch junge Wissenschaft auch nach dieser Seite hin sich mehr und mehr zu kräftigen, und für die Geographie und Statistik des Orients ist uns bereits mancher frische und bedeutende Zuwachs von dortigen Gelehrten zugekommen. Das umfassendste und unter uns bekannteste Werk dieser Gattung sind die *Biblical Researches in Palestine, Mount Sinai and Arabia Petraea* von *Ed. Robinson* und *Eli Smith*, in der deutschen Ausgabe unter dem Titel: „Palästina und die südlich angrenzenden Länder“. Von Werth sind ausserdem die früher erschienenen *Researches in Armenia* von *E. Smith* und *G. O. Dwight* (Boston 1833. 2 Bde. 8.), *Justin Perkins' Residence of eight years in Persia among the Nestorian Christians* (Andover 1843. 8.), zum Theil auch *Durbin's Observations in the East* (New-York 1845. 2 Bde. 8.) u. a. Dazu bringt die Zeitschrift *„Bibliotheca Sacra“* von Zeit zu Zeit interessante Beiträge zur biblischen Geographie von *E. Smith*, *Sum. Wolcott*, *W. Thomson* und Andern, die als Missionare Palästina durchreisen und sich die Bereicherung der Wissenschaft angelegen seyn lassen. Auf dem Felde der alttestamentlichen Exegese ist der allzu beschränkte theologische Standpunkt gewöhnlich von hemmendem Einfluss und lässt die sprachliche und historische Erklärung nicht zu freier Entwickelung kommen. So soll es mit einem dort neu erschienenen Commentare zu *Jesaia* seyn, den Ref. noch nicht gesehen, und so wird es vermuthlich auch mit dem zum Buche *Daniel* seyn, den Prof. *Stuart* in Andover jetzt vorbereitet. *Robinson* hat vor, eine Geographie von Palästina für Schulen herauszugeben, lässt aber zunächst erst eine Abhandlung über die Topographie von Jerusalem drucken. Er hat diesen Gegenstand auf Veranlassung der Schriften von Williams und Schultz von neuem durchforscht und wird seine früher aufgestellten Behauptungen gegen die beiden genannten Gelehrten zu vertheidigen suchen. Diese Abhandlung soll gleichzeitig in einer deutschen Ausgabe erscheinen. — Von Hülfsmitteln und Anstalten für orientalische Studien ist in Amerika bis jetzt noch wenig vorhanden. An Handschriften fehlt es noch fast ganz, erst in den letzten Jahren sind einige Ankäufe von Belang gemacht worden. Ausser den theologischen

Seminaren, wo das Hebräische gelehrt wird, giebt es allerdings eine *American Oriental Society*, die ihren Sitz in Boston hat und sich jährlich dreimal versammelt. Gestiftet wurde sie im August 1842. Von ihrem Journal sind bisher zwei Nummern erschienen 1843 und 1844. Die erste Nummer von 78 Seiten hat zum Hauptinhalt eine Rede von dem unter uns wohlbekannten, vor Kurzem verstorbenen Sprachkenner *John Pickering* über den Umfang der orientalischen Studien im Allgemeinen. Die Rede zeugt von viel Einsicht und ausgebreiteten Kenntnissen. Die Umschau beginnt mit Aegypten, nimmt hier u. a. schon auf die *Lectures on the Antiquities and Hieroglyphics of ancient Egypt* des amerikanischen Consuls zu Alexandrien, *George R. Gliddon*, und auf die ersten Briefe von Lepsius Bezug, wendet sich dann zu den Berbern, deren Sprache von dem nun verstorbenen berühmten Linguisten Du Ponceau und neuerlich von einem andern Amerikaner *W. B. Hodgson* zum Gegenstand der Forschung gemacht worden *) und nimmt hierauf, über Malta und Habessinien streifend, ihren alle Völkerhöhen berührenden Flug über ganz Asien hin bis nach China, dem zerrissenen malaischen Sprachsitz und Australien. Der Anhang giebt eine Uebersicht der amerikanischen Missionen und ihrer der Wissenschaft zugewandten Thätigkeit; ferner eine Aufzählung der von Amerikanern geschriebenen Reisewerke, sofern sie den Orient betreffen, an der Zahl etwa 50, und einige Auszüge aus dem Pariser Journal Asiatique. — Die zweite Nummer des Journals enthält ein Memoire über die Geschichte des Buddhismus (vor Burnouf geschrieben) von *Edward E. Salisbury*, Professor des Arabischen und des Sanskrit am Yale College in New Haven. Im Anhange steht ein Aufsatz über Papiergeld in China (nach Klaproth), ein anderer über China's Bevölkerung und Handel mit Rücksicht auf *R. B. Forbe's Remarks on China and the China Trade* (Boston 1844.) und die *Documents statistiques* (Paris 1841.) und *Documents Officiels Chinois* (in der *Revue de l'Orient* 1843) von Pauthier, endlich ein Necrolog von Du Ponceau, aus welchem wir folgende Data ausheben. Peter S. Du Ponceau war geboren den 3. Juni 1760 auf der Insel Ré an der Küste der Vendée, ging im Jahre 1777 als Secretär des Baron Steuben nach Amerika, ergriff nach Beendigung des Krieges die juristische Carriere mit viel Glück und erwarb sich darin ein grosses Ansehn. In seinen späteren Jahren widmete er sich ganz der Linguistik, die längst sein Lieblingsstudium gewesen war. Er starb den 1. April 1844. — Seit dem Jahr 1844 hat die *American Oriental Society* kein Lebenszeichen gegeben. Pickering war Präsident und die Seele des kleinen Vereins. Nach seinem Tode ist E. Robinson zum Präsidenten gewählt, und man will nun die im Orient zerstreuten Missionare für eine lebendigere Betheiligung bei den Arbeiten der Gesellschaft zu gewinnen suchen. — Noch muss die *American Ethnological Society* erwähnt werden, sofern ihre Arbeiten den Orient betreffen. Sie hat ihren Sitz in New-York. Der bejahrte *Albert Gallatin* führt den Vorsitz in den Versammlungen, die gewöhnlich in seinem Hause gehalten werden. Der erste Band ihrer *Transactions* ist 1845 erschienen. Weit über die Hälfte desselben nimmt eine umfassende und gelehrte Abhandlung Gallatin's ein über die halb-civilisirten Völker in Mexiko, Yucatan und Central-Amerika. Hierher gehören nur zwei Abhandlungen dieses Bandes, die eine von *William W. Turner* die andere von *J. Catherwood* über das Punisch-Libysche Monument zu Dugga, mit einer Zeichnung desselben und einer neuen Copie der Inschrift (die mit Honeggers Copie übereinstimmt). —

*) *Notes on Northern Africa, the Sahara and Soudan, by W. B. Hodgson. Newyork* 1844. 8.

Correspondenz.

[Aus einem Briefe des Herrn Staatsraths von Frähn vom 7. Aug. 1846.]

— „Mein neuer Index Mss. orientt. *) ist bereits von Seiten des Finanzministeriums an alle Russische Zollämter an den Asiatischen Gränzen befördert worden, und fast mit noch freudigerer Erwartung als ehemals sehe ich jetzt dem Erfolge entgegen. Bisher wurde nämlich Alles, was von Orientalischen Manuscripten in Folge der durch den vorigen Finanzminister, den verstorbenen Grafen Cancrin im J. 1834 getroffenen Maassregeln hier einging, in der Bibliothek des Finanzministeriums niedergelegt. Wohl hatte ich bei dem Grafen wiederholt Schritte gethan, um ihn zu bewegen, die Mss. nicht dort zu lassen, wo ihre Benutzung für uns mit so vielen Weitläufigkeiten verbunden war, sondern sie der Akademie für ihr Asiatisches Museum abzutreten. Aber, so wohlwollend auch der Verstorbene gegen mich gesinnt war, all mein Bemühen in dieser Hinsicht blieb fruchtlos. Glücklicher war ich bei dem gegenwärtigen Herrn Finanzminister, wirkl. Geh. Staatsrath von Wrontschenko, an den ich, da ich ihm persönlich bekannt zu seyn nicht die Ehre habe, meinen Wunsch mittelbar gelangen zu lassen die Gelegenheit ergriff. In Folge dessen sind nun alle die bisher auf dem gedachten Canal hier bei dem Finanzministerium eingegangenen Arabischen, Persischen und Türkischen Handschriften (und darunter mehrere höchst werthvolle) mit Allerhöchster Genehmigung an die Akademie überwiesen worden; und nicht das bloss: auch was davon nun ferner auf diesem Wege in Asien aufgefunden werden und hier eingehen wird, soll gleichfalls unserm Museum zu Theil werden.

Von den in dem Kataloge aufgeführten Werken ist unterdessen Nr. 208, *Muïn-ed-din Isfizary's* Geschichte der Stadt Herat, glücklich in Persien aufgefunden worden und dieses Werk in meinen eigenen Besitz gelangt. In vorigem Jahre erhielt ich es von dem Grafen Medem zum Geschenk. Dieser ist jetzt von seinem Gesandtschaftsposten am Hofe zu Teheran (Teherun spricht man diesen Namen dermalen in Persien selbst) hierher zurückgelangt, nachdem er vorher noch, in Begleitung meines Sohnes, eine höchst interessante Reise nach Ispahan, Persepolis, Schiras, Basra, Hille, Bagdad u. s. w. gemacht, von der er mir zwei mit Inschriften versehene Backsteine aus den Trümmerhaufen Babylon's mitgebracht. Ich werde von diesen getreue Abdrücke besorgen lassen und Ihnen übersenden, um sie Kennern dieser Partie vorzulegen.

Der Graf Medem hat auch noch bei einer andern Gelegenheit seinen wissenschaftlichen Sinn aufs Schönste bethätigt. Sie wissen, in dem Vorwort zu den *Indications bibliographiques* sprach ich die Hoffnung aus, dass die als verloren angesehene Arabische Uebersetzung von Ptolemaeus Geographie doch endlich wieder aufgefunden werden und wir zu ihrem Besitze gelangen dürften. Sobald ich durch meinen ältesten Sohn in Kenntniss von dem in Teheran

*) *Indications bibliographiques relatives pour la plupart à la littérature historico-géographique des Arabes, des Persans et des Turcs, spécialement destinées à nos employés et voyageurs en Asie. St. Pétersbourg, de l'imprimerie de l'Académie Impériale des Sciences.* 1845. LV u. 87 S. gr. 8. Wir behalten uns vor, diese auch für die endliche Feststellung der Aussprache und Transscription zunächst arabischer Wörter wichtige Schrift noch besonders zu besprechen. D. Red.

verbreiteten Gerüchte gesetzt war, dass jenes hochwichtige Werk in Meschhed sich befände, hatte ich mich mit der dringenden Bitte an den Grafen gewendet, wenn nicht das Original selbst, so doch wenigstens eine treue, collationirte Abschrift davon für Russland zu erhalten. Meinem Gesuche wurde von Seiten des Grafen auf die zuvorkommendste Weise gewillfahrt. Aber aus den ersten Blättern, welche durch ihn veranlasst der Gouverneur des persischen Chorasan (der Ihnen aus Wolff's letzter Sendung bekannte *Asaf-ud-daulet*) von dem in Frage stehenden Ms. in Abschrift einsandte, hat es sich leider ergeben, dass die in Meschhed im Mausoleum des Imam Aly Risza bewahrte Handschrift wohl eine arabische Uebersetzung von einem Ptolemaeischen Werke ist, aber nicht von dem geographischen, sondern von dem astronomischen, dem bekannten *Almagest*, von welchem bekanntlich Codices auf Europäischen Bibliotheken gar nicht selten sind und von dem auch unser Asiatisches Museum hier einen sehr guten besitzt. Wir wollen dessenungeachtet die Hoffnung nicht aufgeben, dass die Folgezeit uns auch von dem ersteren noch dermaleinst irgendwo in Asien die verschollene Arabische Uebersetzung auffinden lassen werde, was gewiss ein unschätzbarer Gewinn für die Wissenschaft seyn würde.

Von dem wichtigen Geschichtswerke *Bedr-ed-din el-Ainy's*, dem عقد الجمان, befindet sich in der Bibliothek des Dschami-el-Ainy zu Cairo des Autograph. Von diesem habe ich Hoffnung, durch die Vermittlung unsers Scheichs Muhammed Aijad eine Copie für unser Museum zu gewinnen. Dasselbe hoffe ich auch, falls mein aus Persien zurückgekommener ältester Sohn nach Constantinopel gehen sollte, von dem dortigen, in der Bibliothek Wefa befindlichen Codex von Jacub's grossem geographischen Wörterbuch, auf den ich anderswo (wenn ich nicht irre) schon aufmerksam machte.

Weiss man bei Ihnen schon von der Taylor'schen Sammlung orientalischer Manuscripte? Taylor war Englischer Consul zu Bagdad, hat unlängst in Rawlinson seinen Nachfolger erhalten und dürfte jetzt wohl schon nach England zurückgekommen seyn. Derselbe hat seinen vieljährigen Aufenthalt in Bagdad und Basra für unsere Litteratur trefflich benutzt. Seine Handschriftensammlurg, von der einer unserer jungen Orientalisten, Herr Dittel (gegenwärtig ausserordentlicher Professor an der hiesigen Universität) während seiner Anwesenheit an ersterem Orte einen Katalog besorgt hat, ist sehr bedeutend: sie zählt über viertehalbhundert Nummern und ist sehr reich an seltenen und wichtigen alten Arabischen Werken. Von mehrern der letzteren sind freilich nur einzelne Theile da, die jedoch auch willkommen sind. Von letzteren will ich hier nur eine Nummer signalisiren, die für unsern wackern Kosegarten von besonderem Interesse seyn muss. Es ist der 3. Theil (in fol.) von demjenigen Exemplare des Arabischen Tabary, von dem sich Theil 5. 10. 11. u. 12. in der königlichen Berliner Bibliothek befinden; denn er wird, wie diese, als aus der Bibliothek eines Toghrulbek ben Atabek herrührend bezeichnet. Dass diess übrigens nicht der Name des Besitzers, sondern bloss Titel desselben ist, ist von mir an einem andern Orte *) dargethan worden. Für die Sammlung soll der Besitzer 3000 Pfd. St. verlangen, was auf jeden Fall ein zu hoher Preis ist.

---

*) Jen. L.-Z. 1843, No. 6, S. 24 u. 25. D. Red.

Leipzig Druck von Wilh. Vogel, Sohn.

Zeitschrift

der

Deutschen morgenländischen Gesellschaft

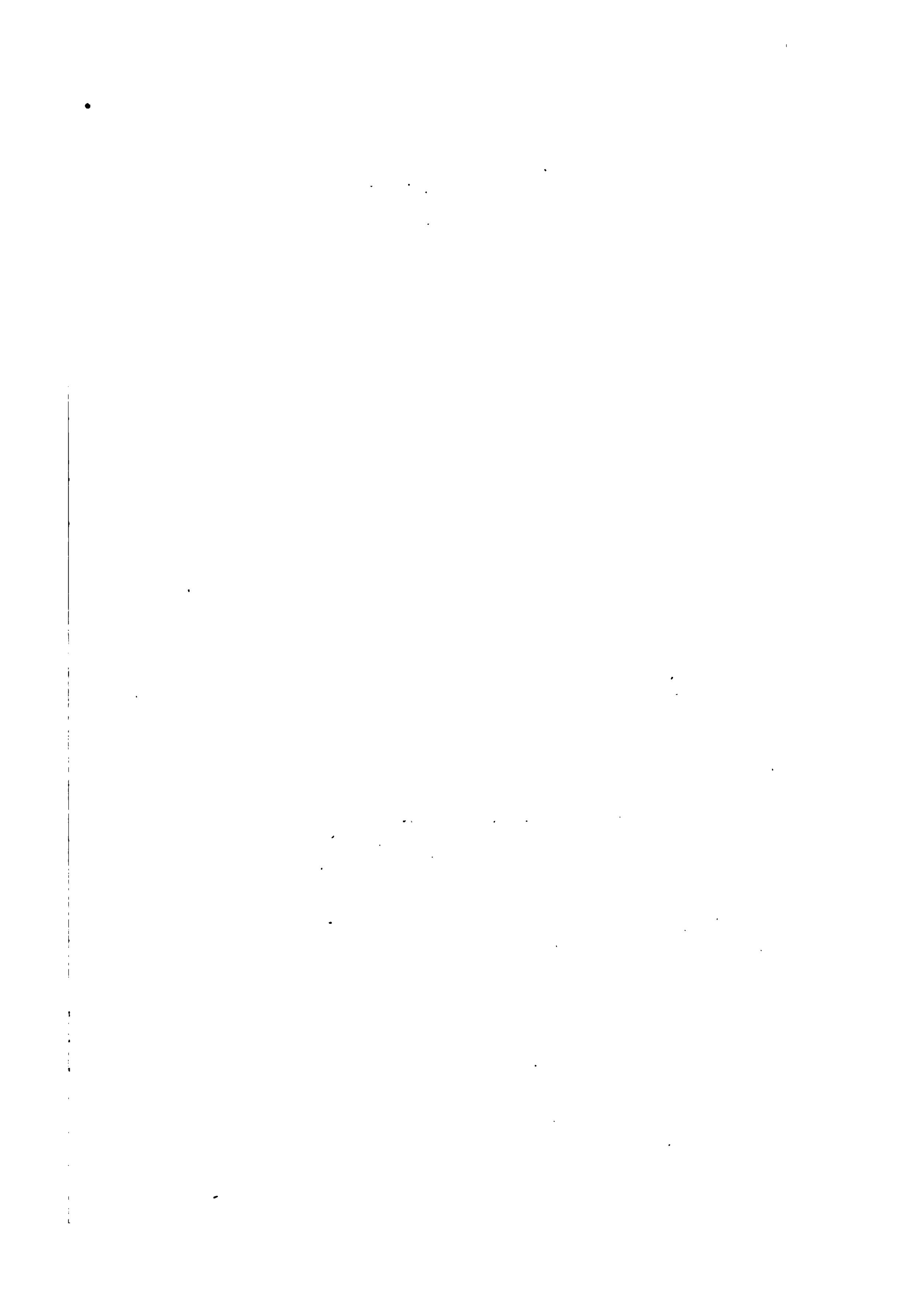
herausgegeben

von den Geschäftsführern.

Heft II.

Leipzig 1847

in Commission bei Brockhaus und Avenarius.



Die Sinologen und ihre Werke

von K. F. Neumann.

Vorwort.

Die Beschäftigung mit den lebenden Sprachen des Morgenlandes kann von zwiefachem Standpunkte ausgehen. Man will die Länder, die Geistesrichtung und Geschichte der Völker kennen lernen und diese Kenntniss andern mittheilen, oder man sucht vermittelst der erworbenen Sprachfertigkeit die Religion, die Wissenschaft und Cultur des christlichen Abendlandes zu verbreiten. Beide Richtungen — ich möchte sie die westliche und die östliche nennen — sind gewöhnlich vereinigt bei den ausgezeichnetern Geistern, wenn auch nicht in unmittelbarer, doch in mittelbarer Weise. Nirgendwo ist diess aber mehr der Fall als in der Geschichte der Sprache und Literatur des Mittelreiches im Abendlande. Ursprünglich ist, wie man weiss [1]), jede Förderung der orientalischen Studien von der Verbreitung des Christenthums unter den muhammedanischen und heidnischen Völkern ausgegangen. Es hat sich aber die orientalische Wissenschaft schon seit

1) Deguignes, Essai historique vor dem ersten Bande der Notices et Extraits, 13.

längerer Zeit in den meisten andern Richtungen von dem Missionswesen und den Missionären losgesagt und eine selbstständige Stellung eingenommen. Beim östlichen Asien ist diess minder der Fall. Bei weitem die meisten Männer, welche ihr Leben der Erforschung des chinesischen Cultursystems widmeten und widmen, waren und sind christliche Sendboten. Ihnen vorzüglich hat der Westen die Kenntniss der ostasiatischen Länder zu verdanken. Die Geschichte der chinesischen Literatur in Europa ist desshalb innig mit der Geschichte der Missionen verbunden, und, ohne sich mit einem Stückwerk zu begnügen, wird es unmöglich seyn, die eine ohne die andere zu behandeln. Aus diesem Grunde entschloss man sich, alle wichtigern Ereignisse der Missionsgeschichte in die Darstellung des Lebens Robert Morrisons zu verflechten und gedenkt in den folgenden Abschnitten der chinesischen Literaturgeschichte diesem Plane treu zu bleiben. Auf diese Weise wird auch das Studium der chinesischen Sprache mit dem wirklichen Leben in Verbindung gebracht und erhält gleichsam eine höhere Weihe. Man wird überdiess die Sinologen nicht bloss als Gelehrte, sondern, wenn die Quellen ausreichen, auch als handelnde Menschen im Leben darstellen; denn Charakter und Gesinnung wirken vielfach zurück auf die literarischen Erzeugnisse. Zu gleicher Zeit werden sich im Verlaufe der einzelnen Abschnitte manche Gelegenheiten eröffnen, aus den Geisteserzeugnissen der Chinesen, wie bereits in dem nachfolgenden Aufsatze geschehen, einzelne Bruchstücke mitzutheilen, so dass der Leser in der Geschichte der Literatur einen Theil dieser Literatur selbst erhält. Diess setzt ihn in den Stand, sich zu einem selbstständigen, unabhängigen Urtheile zu erheben.

I. Robert Morrison.

Quod ad conversionem ethnicorum attinet . . . quantum in me est, omni ope consilioque promovere soleo, neque invidiae aut obtrectationi locum do, gnarus evangelii praedicationem a quocunque demum fit non sine fructu aut efficacia manere. Leibniz in Ludolfi et Leibnitii Commercium epistolicum. Gottingae 1755, p. 155.

Inhalt.

Die Sendboten, welche den Lehren des Evangeliums unter den nichtchristlichen Völkern Anhänger verschaffen wollen, bedürfen, je nachdem sie an civilisirte oder nichtcivilisirte Menschen sich wenden, ganz verschiedener Eigenschaften und Fähigkeiten. Eine kräftige, schöne Gestalt, scharfe, feine Sinne, allerlei mechanische Kunstfertigkeiten und einige Kenntniss der Chirurgie und Medicin werden den rohen Sohn der Natur, den Bewohner der Goldküste, der Sandwichinseln, Neuseelands und Tahitis leicht zur Bewunderung hinreissen; er wird finden, dass der Fremde gar Vieles besser versteht und geschickter zu handhaben weiss; er wird seine Gewandtheit und geistige Ueberlegenheit anstaunen und

dann den Worten dieses seltenen Mannes leicht Gehör schenken. Nicht so das von Jugend auf in einer bestimmten, altgewurzelten Cultur erzogene Volk. Dieses ist im Gegentheil geneigt, einen jeden Fremden, der nach andern Sitten und Gebräuchen lebt, der verschiedenen Gesetzen und Glaubenslehren huldigt, für einen Barbaren und von der Gottheit Verworfenen zu achten. Wird der Fremde noch überdiess in der Sprache und Schrift, in den eigenthümlichen Wissenschaften und Künsten des alten Culturstaates unwissend befunden, dann kennt der Unwille und die Verachtung der Gebildeten der Nation keine Gränzen. Diese unwissenden Barbaren, so sagen sie empört, und so sprach nicht selten selbst der sanftmüthige Kaiser Kanghi von den im Ganzen doch so kundigen Jesuiten, diese unkundigen Barbaren wollen uns zu ihrem Gesetz und zu ihren albernen Grillen bekehren, ohne im Stande zu seyn, den tiefen Sinn unserer heiligen Schriften zu erfassen, misskennend die einzig beseligenden Lehren des kindlichen Gehorsams. Wie hätten sie sonst wohl Vater, Mutter und ihre nächsten Verwandten verlassen und nach dem Reiche der Mitte ziehen können!

Die Missionäre müssen nach den geistigen, moralischen und physischen Bedürfnissen und Zuständen der Völker, zu denen sie ziehen, sich richten und bilden. Es ist zu wünschen, dass solche, welche alte Culturvölker zum Christenthume bringen wollen, bevor sie zu diesem Bekehrungswerke schreiten, alle Gänge und Windungen dieser Cultur, den Glauben und den Aberglauben, die politischen und bürgerlichen Verhältnisse des Volkes, welches sie bekehren wollen, genau kennen möchten; sie sollten in moralischer und wissenschaftlicher Bildung die einsichtsvollsten Individuen der Bewohner des Landes überragen; mit einem Worte, sie sollten im Stande seyn, von der Höhe der einheimischen Cultur ihre Mängel nachzuweisen, um desto eindringlicher auf die äusserlichen Vortheile, wie auf die innerliche Vortrefflich-

keit der neuen Religion, des neuen Cultursystems hinzudeuten. Es werden sich dann leicht Mittel und Wege ergeben, an die einheimische althergebrachte Denkweise alsbald die fremde und neue anzuknüpfen.

Kein Orden wusste diesen Unterschied besser zu würdigen, als die einsichtigen Jesuiten. Die Sendboten, welche hinzogen zu den nordamerikanischen Indianern und zu den am Paraguay herumwandernden Horden, waren ganz anderer Art und erhielten eine ganz andere Vorbildung, als die Glaubensapostel Indiens und China's. Frommer Sinn, Thätigkeit, Klugheit und Geduld sind Eigenschaften, dem Missionär unumgänglich nothwendig in allen Gegenden der Erde; sie reichen aber hier nicht aus. Alle Missionäre, welche in China und Indien folgenreich wirkten, waren, zu welchem Orden, zu welchem Glaubensbekenntnisse sie immer gehören mochten, geistig hervorragende, gelehrte Männer. So Ricci und Schall, so Visdelou und Gaubil.

Man erlernt wohl eben so leicht die Umgangssprache der Blume der Mitte, als die eines anderen östlichen Volkes; aber alle Schriftwerke zu verstehen und Einsicht in mehrere Zweige der unermesslichen chinesischen Literatur zu erlangen, diess übersteigt die Kräfte des tiefsten, umfassendsten Geistes. Die ganz eigenthümlichen, theils aus blossen Bildern, theils aus Bild und Laut zusammengesetzten Schriftzeichen, die elliptische Weise der Darstellung, welche den Leser zum scharfen Nachsinnen auffordert, um in dem eigenen Innern die mangelnde Bezeichnung der Verhältnisse der Zeit und des Raumes zu ergänzen, die grosse Menge der einfachen und zusammengesetzten Schriftzeichen, dann endlich die nach dem Stoffe verschiedene, bald in üppiger Fülle dahin fliessende, bald in gedrungener Kürze sich durchwindende Schreibart umgeben selbst den tüchtigsten einheimischen Forscher mit beinahe unbesiegbaren Hindernissen. Welche Schwierigkeiten thürmen sich erst einem Fremden entgegen, und

einem Fremden, welchem, wie Morrison, diess müssen wir zur Steuer der Wahrheit bekennen, bei allen sonstigen ausgezeichneten Gaben doch Scharfsinn und Tiefe des Geistes mangelten! Nun erinnere man sich überdiess, wie gering und unbedeutend mit dem Anfange unsers Jahrhunderts in Europa die Hülfsmittel waren zur Erlernung der chinesischen Schriftsprache! Man erinnere sich, dass die Regierung der Mitte jeden Fremden, welcher ihre Sprache erlernen will, als einen Feind und Spion betrachtet, der darauf sinnt, die Geheimnisse des Landes zu erkunden, um es später zu verrathen; man wisse, dass jeder Chinese, der einen Fremden unterrichtete, als ein Verräther seines Kaisers und Vaterlandes angesehen und gezüchtigt wurde; man bedenke, dass der hochfahrende Beamte und der reiche Kaufmann nach seiner Denkweise sich selbst verachten müsste, wenn er einen Ausländer des Zutritts zu seinem Hause und eines freundlichen Umganges würdigen wollte; man erinnere sich endlich, dass jedem Fremden, der nicht des Handels wegen gegen Osten segelte, der Zutritt im Lande strengstens untersagt war; dann, dann erst wird man alle die Schwierigkeiten, welche der erste protestantische Missionär in China zu bekämpfen hatte, zu ermessen und das, was er dessenungeachtet leistete, zu bewundern verstehen.

Robert Morrison war der Sohn schottischer Landleute; er wurde geboren in einem Dorfe bei Morpeth, der Grafschaft Northumberland, am 5. Januar 1782. Die Ehe seines Vaters James Morrison mit Hanna Nicholson war eine gesegnete; seine Frau schenkte ihm schnell nacheinander acht Kinder, wovon Robert das jüngste. James war ein frommer Mann, was ihm die schottische Kerk, zu der er sich bekannte, durch eine öffentliche Urkunde bezeugte, und doch missglückte ihm Vieles, was er zur Ernährung seiner zahlreichen Familie unternommen hatte. Northumberland brachte ihm keinen Segen; er hielt es desshalb für das Geeignetste, wieder nach der

Heimath zurückzukehren, wo er sich (1783) zu Newcastle an der Tyne (Newcastle upon Tyne) niederliess und, freilich kümmerlich genug, durch das Verfertigen von Schusterleisten und Stiefelziehern sich zu ernähren suchte. Der häufig brodlose Vater musste darauf denken, seine Kinder so früh als möglich zu einem Gewerbe anzuhalten, damit sie ihm bei seinem schweren Hausstande einige Erleichterung gewähren möchten. Anderer Ansicht war sein Schwager, der ehrsame Schulmeister von Newcastle, James Nicholson. Die Jungen, meinte er, sollen was Tüchtiges lernen, dann werde es ihnen in der Welt nicht fehlen. Er lehrte desshalb seine Neffen, und namentlich Robert, Alles, was er selbst wusste; das wollte aber freilich nicht viel sagen. Der junge Robert lernte gern, obgleich es ihm viel Mühe machte. Denn Robert Morrison war keineswegs mit ausgezeichneten Geistesgaben ausgestattet; er begriff schwer und musste immerdar suchen, Alles, was ihm an Tiefe und Scharfsinn mangelte, durch unermüdlichen Fleiss zu ersetzen.

Robert lebte bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts im Hause seiner Eltern und verkehrte mit seinen Alters- und Standesgenossen, ohne sich in irgend einer Beziehung vor ihnen auszuzeichnen. Ja er war, wie er in einem zerknirschenden Schreiben an den Ausschuss der Hoxton Academie bekennt, nicht selten „locker und lose," und ergab sich, noch sehr jung an Jahren, von schlechter Gesellschaft verführt, dem Sinnenrausche! Mitten in diesem gottlosen Treiben überfiel ihn einstens der Gedanke des Todes und der ewigen Verdammniss; er schrie laut empor zum Himmel und ward nach vielen inbrünstigen Gebeten erhört. „Ich ward neugeboren," schrieb der zwanzigjährige Jüngling, „mein Leben ward umgestaltet und mein Herz ein anderes. Ich entdeckte nach und nach die Heiligkeit, die Geistigkeit und den unermesslichen Umfang des göttlichen Gesetzes; ich erschien mir unwürdig und erbärmlich vor dem Angesichte Gottes

und erkannte zugleich die Freiheit und den Reichthum seiner Gnade. Ich habe gesündigt so viel ich konnte, aber durch des Herrn Gnade bin ich was ich bin.“

Die Hoxton Academie zu London, jetzt Highbury College genannt, gehört zu den Anstalten, wo junge Dissenters, die sich dem Predigeramte widmen wollen, eine ihrem künftigen Berufe angemessene wissenschaftliche Bildung erhalten. Von einigen schottischen Geistlichen empfohlen, bekam Morrison auf sein Schreiben alsbald die Aufnahme zugesichert. Mit dem Anfange des Jahres 1803 reiste er nach London und ergab sich hier mit dem grössten Eifer den geistlichen wie den profanen Wissenschaften. Vergebens wollten ihn Eltern und Geschwister, denen es elend genug erging, bewegen heimzukehren, um dem kränklichen Vater in dem mühsam und kümmerlich nährenden Geschäfte beizustehen: — Robert hatte sich seinen Lebensplan gemacht, und er blieb ihm treu bis zum Ende. Es ist bekannt, dass man gerade zu jener Zeit in England das Missionswesen auf eine ernstlichere Weise und in grösserem Maassstabe zu betreiben begonnen hatte; man vertraute bei diesem heiligen Werke auf die unmittelbare Mitwirkung Gottes; man wollte die heilige Schrift in alle Sprachen und Mundarten der Welt übersetzen und durch eifrige Glaubensboten Gottes Wort allenthalben verkünden lassen. Die Offenbarung würde sich schon, so dachte man, durch die eigene innere Vortrefflichkeit ihren Weg bahnen unter den Völkern der Erde.

Nach vielen Ländern Afrika's, Amerika's, Oceaniens und Asiens waren längst schon Apostel gesandt, welche die Lehre Christi in dem Sinne der protestantischen Kirche und in der Weise der mancherlei Secten, die sich in ihr gebildet, zu verbreiten suchten. Das grosse Land gegen Osten, das chinesische Reich sammt den ihm tributpflichtigen Staaten, Corea, der Mongolei und Tungusei, Tibet und Cochinchina, mit einer Bevölkerung von 4 bis 500 Millionen, war bis jetzt noch

leer ausgegangen. Die Londoner Missionsgesellschaft fasste desshalb in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts den Entschluss, wo möglich auch in dem Reiche der Mitte das Evangelium verkünden zu lassen. Morrison, dessen Herz mit der grössten Innigkeit an dem Erlöser hing, der überzeugt war, dass das Wohl der Menschen hienieden, wie ihre Seligkeit jenseits bloss durch den lebendigen Glauben an Jesum Christum bewirkt werden könne, solch ein wahrhaft frommer Mann musste sich nothwendig zu den Missionsgesellschaften und dem Missionswesen hingezogen fühlen. „Vergangenen Montag," schreibt er in einem Briefe vom 12. November 1803 an seinen Vater, „hatte ich das Vergnügen, drei Hottentotten zu sehen, welche, so sagten sie selbst, ehemals wie Thiere lebten, und jetzt durch Herrn Kichener zum Christenthume bekehrt worden sind. Sie kehren in ihre Heimath zurück. Sie beantworten die an sie gestellten Fragen in ihrer eigenen Sprache auf eine so treffliche Weise, wie wohl manche Christen unter uns nicht im Stande seyn würden. Es war diess ein Schauspiel, das man vielleicht niemals zuvor in England gesehen hatte."

Mit dem Anfange des Jahres 1804 meldete sich Morrison bei der Londoner Missionsgesellschaft und ward auch alsbald, nachdem er eine Prüfung bestanden hatte, als Missionär aufgenommen. Er hatte anfänglich im Sinne, mit dem unglücklichen Mungo Park nach dem Innern Afrikas zu reisen und wo möglich bis Timbuctu vorzudringen; doch überliess er es den Directoren der Missionsgesellschaft, wohin sie ihn beordern wollten. Im September desselben Jahres ward er mit zwey andern dissentirenden Geistlichen, die aber später den Muth verloren und sich zurückzogen, bestimmt, eine Mission in China zu begründen. Es wurde dem Sendboten namentlich die Aufgabe gestellt, die chinesische Sprache an Ort und Stelle gründlich zu erlernen, um dann die heiligen Schriften in dieselbe übersetzen zu können.

Der Hülfsmittel zur Erlernung der ganz eigenthümlichen Schriftweise und des so schwierigen chinesischen Idioms waren aber damals nur sehr wenige. Die katholischen Missionäre, und namentlich die Jesuiten, hatten sich zwar seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, wo sie zuerst Zugang fanden in diesem Lande, sehr eifrig mit der Sprache, der Geschichte und Verfassung der Blume der Mitte beschäftigt; aber ihre Grammatiken, Vocabularien und Wörterbücher waren bloss handschriftlich vorhanden. Fourmont hatte die Grammatik des spanischen Dominikaners P. Varo herausgegeben, ohne jedoch des eigentlichen Verfassers nur im entferntesten zu gedenken [1]), und der treffliche Bayer liess ein chinesisches Museum drucken, dessen Titel schon ein arges Versehen enthielt und seine mangelhafte Kenntniss der Sprache, über welche er schrieb, beurkundete. Diese Werke konnten demnach nicht im entferntesten genügen, um zu einem Verständnisse der Schriftsprache durchzudringen. Gedruckte Wörterbücher gab es damals noch gar nicht. Der junge Missionär war aber glücklich genug, in London einen gebildeten Chinesen zu finden, Jongsante genannt, Charactere und Worte, die im Cantoner Dialekt Jongsamtak ausgesprochen werden (unter welchem Namen dieser Chinese heutigen Tages noch in England bekannt ist), und dieser ertheilte ihm in den

---

1) Diese Grammatik, von der nur drei Exemplare bekannt sind — eines davon ist in meinem Besitze — ist in spanischer Sprache geschrieben und führt folgenden Titel: Arte de la lengua mandarina, compuesto por el M. Ro. Pe. Francisco Varo, de la sagrada orden de N. P. S. Domingo, acrecentado y reducido a mejor forma por No. Ho. Fr. Pedro de la Piñuela, por y commissario prov. de la Mission serafica de China; Añadió se un Confesionario muy util y provechoso para alivio de los nuevos ministros. Impreso en Canton, año de 1703. Der Dominicaner Varo wird von den Jesuiten, deren Gegner er war in dem Streite über die chinesischen Ceremonien, der Unwissenheit beschuldigt; er verstände weder den richtigen Gebrauch der chinesischen Wörter, noch die Grundsätze der Wortstellung. Geschichte der Streitigkeiten über die chinesischen Gebräuche; Augsburg 1791, II. 3.

Anfangsgründen seiner Muttersprache Unterricht. Er bediente sich hiezu der gewöhnlichen Methode, die man in China bei dem Unterricht der Kinder anwendet.

Eine ganze Seite Charactere wurde mit durchsichtigem Papier belegt, und der Schüler musste dann vermittelst eines senkrecht gehaltenen Pinsels, der auf dem Mittelfinger aufliegt und mit dem vierten und ersten gehalten wird, jeden Strich der Schriftzeichen genau nachbilden. Sobald Morrison auf diese Weise nur einigermaassen gelernt hatte, die Charaktere nachzumalen, so copirte er zwei chinesische Handschriften, die sich in der Bibliothek des brittischen Museums befanden. Die eine enthielt eine chinesische Uebersetzung der Evangelienharmonie, der Apostelgeschichte und der Briefe Pauli, welche Morrison, wie er gar häufig bekannte, bei seiner spätern Uebersetzung dieser Bücher zu Grunde legte; die andern ein chinesisch-lateinisches Wörterbuch. Morrison erfuhr später zu seinem Verdrusse, dass die Kenntniss des Chinesischen, die er in London erlangt hatte, nicht viel sagen wollte; aber die beiden Handschriften waren ihm, so wie die andern gedruckten und handschriftlichen Werke der katholischen Missionäre, welche er in Canton erhielt, von grossem Nutzen. Von seinem Lehrer Jongsante, der stolzen, hochfahrenden Sinnes war, hatte der angehende Missionär Vieles zu ertragen. So fragte einstens der Sienseng (Lehrer) seinen Schüler, um seiner zu spotten: ob Jesus ein Mann oder eine Frau gewesen sey? Das Beten, fügte er als ächter Sohn des Jao und Schun hinzu, führe zu nichts; der Mensch müsse sich selbst helfen. Was aber das Bekehren seiner Landsleute betreffe, das möge Morrison sich nur aus dem Sinne schlagen; es würde ihm doch nichts nützen. Die Chinesen haben die weisen Lehren des Kongtse; diese mögen sie befolgen, sie bedürfen keiner andern, am wenigsten der eiteln Mährlein der Bewohner des grossen westlichen Oceans.

Drei Jahre dauerten die mühsamen Vorbereitungen zu dem Apostelamte, und mit dem Anfange des Jahres 1807 verliess er England, um über New-York nach Canton zu gehen. Die ostindische Compagnie war damals nicht zu vermögen, den Sendboten in ihren Schiffen die Reise nach Indien und China zu gestatten; sie fürchtete, nicht ohne Grund, dass ihre Handels- und politischen Verhältnisse durch das unruhige, in gewissem Sinne revolutionäre Treiben der Glaubensboten gefährdet oder doch wenigstens gestört werden könnten. Andern englischen Schiffen aber war damals, wo das Besonderrecht der Compagnie noch in seiner ganzen Ausdehnung in Indien sowohl als in China bestand, der Zutritt in Canton noch nicht gestattet; die Missionäre mussten also gewöhnlich über Amerika gehen, um von dort in transatlantischen Fahrzeugen nach Asien zu gelangen.

„Vergangenen Freitag“ (5. September 1807), schreibt Morrison von Canton aus an den Cassirer der Missionsgesellschaft, „landete ich zu Macao und fand daselbst Herrn Chalmers und Sir G. Staunton. Herr Chalmers wünschte mir alles Glück zu meinen Bestrebungen, machte mich aber zugleich auf die Schwierigkeiten und Mühseligkeiten aufmerksam, denen ich hier im Lande der Mitte begegnen werde; es sey ja den Chinesen strengstens verboten, einem Fremden in der Sprache des Mittelreiches Unterricht zu ertheilen. Ich könne also nicht einmal die Vorbedingung der Mission, Chinesisch zu erlernen, erfüllen. Sir George, dem ich ein Empfehlungsschreiben von Sir Joseph Banks überbrachte, sprach in demselben Sinne und fügte noch die Worte hinzu: die Compagnie untersage einem jeden Engländer den hiesigen Aufenthalt, wenn er nicht des Handels wegen hieher komme und mit ihr in Verbindung stehe. Mein Aufenthalt in Macao unterliege aber noch besondern Schwierigkeiten wegen der Eifersucht der römisch-katholischen Geistlichkeit. Mit den Engländern, die hier in fürstlicher Pracht leben, zusam-

menzuwohnen, ist mir schon der äussern Verhältnisse wegen durchaus unmöglich. Ich wohne vor der Hand bei den amerikanischen Supercargos, mit denen ich hieher gekommen bin. Ich schicke mich in die Umstände und schränke mich so viel als möglich ein; doch fürchte ich, kaum mit 200 Pfund jährlich auskommen zu können. Hoffentlich werden die Beamten der ostindischen Compagnie mir nicht unerwartete Hindernisse in den Weg legen; doch ist von der Eifersucht der Amerikaner und Engländer, die gar nicht gut mit einander stehen, Alles zu befürchten."

Bis sich ein unterrichteter Lehrer vorfand, nahm Morrison, wie der Schreiber dieses während seines Aufenthaltes in China in den Jahren 1829 und 1830, bei seinem chinesischen Bedienten Unterricht. Diese Klasse von Leuten kommt aber durchgängig von den in der Umgegend der Hauptstadt des Kreises Kuangtong gelegenen Dörfern und spricht solch einen gemeinen bäuerischen Dialekt, dass selbst die gebildeten Städter ihn kaum verstehen. Der edle Staunton, der sich des armen, unkundigen Missionärs eifrig annahm, empfahl ihm endlich auch einen chinesischen Katholiken, Abel Jun aus Peking, welcher damals in Canton die Geschäfte der wenigen Missionäre, die man noch in Peking duldete, besorgte. Abel Jun verstand sich dazu, für theures Geld Unterricht zu ertheilen. Es sollen zu dieser Zeit 3000 chinesische Katholiken in dem Kreise Kuangtong gelebt haben, denen drei Geistliche vorgesetzt waren, welche von einem Orte zum andern reisten, um Beichte zu hören und die andern Ceremonien ihrer Kirche zu verrichten. Man erkennt dort zu Lande die Christen gewöhnlich daran, dass sie sich weigern, ihren Antheil zu den Ausgaben beizutragen, welche die zur Verherrlichung einzelner Gottheiten des chinesisch-buddhaistischen Pantheons vorgenommenen Feierlichkeiten und Aufzüge veranlassen. Diese Ausgaben werden nämlich durch eine von Haus zu Haus gehende Subscription gedeckt

und belaufen sich während eines ganzen Jahres auf bedeutende Summen. Abel verstand vortrefflich lateinisch und gab Morrison in dem Hochchinesischen oder in der allgemeinen Sprache der gebildeten Klassen Unterricht; ein anderer Katholik, der Sohn eines gewissen Li, welcher in seiner Jugend zwölf Jahre in einem Jesuitenkloster in Portugal zugebracht hatte, lehrte ihn die Aussprache der Charaktere nach der Weise der bessern Klassen Cantons. Die römischen Katholiken sind nämlich durchgängig mittheilender und schliessen sich dem Fremden, mag er dieses oder jenes Glaubens sein, inniger an, als die ihrem angestammten Cultus treu gebliebenen Chinesen. Die Dialekte der südlichen Provinzen und das Hochchinesische sind aber durchgängig so verschieden von einander, dass der Bewohner Pekings und der nordöstlichen Kreise ebenso wenig den Mann aus Fokien, Kuangtong und Junnan versteht, wie der Oberdeutsche die Sprache des Niederländers, des Dänen und Schweden.

Es ward nun das chinesisch - lateinische Wörterbuch, welches Morrison in London abgeschrieben hatte, alsbald vorgenommen und ins Englische übersetzt; es war diess, wie man aus dem tonischen Theile des von Morrison später herausgegebenen chinesisch - englischen Wörterbuches ersieht, eine Abschrift des trefflichen Lexikons des P. Basile da Glemona, welches der jüngere Deguignes einige Jahre später zum Druck beförderte. P. Basile, der Verfasser dieses handschriftlichen Werkes, legte bei seiner Arbeit das chinesische Wörterbuch Tsegoei zu Grunde. Morrison fügte der Handschrift alle Charactere hinzu, welche das Lexikon des Kaisers Kanghi, Tsetien, Normen der Charactere überschrieben, mehr enthält (es sind diess im Ganzen 42,000), und traf so jetzt schon die Vorbereitungen zu seinen spätern umfassenden lexikalischen Arbeiten.

Das Erlernen der Sprache und Schrift des Mittelreiches sollte natürlich bloss als Mittel dienen, um die heilige Schrift

so schnell als möglich in das Idiom des Mengtse und Tschuhi übersetzen zu können. Die katholischen Missionäre glaubten und glauben noch heutigen Tages, und auch wir huldigen dieser Ansicht, dass eine vollständige Uebersetzung aller Bücher des alten und neuen Testaments nicht allein nicht räthlich, sondern sogar für die Verbreitung des Christenthums nachtheilig wirken könnte; einzelne Bücher der heiligen Schrift haben auch sie ins Chinesische übertragen. Abel, der Geschäftsträger der Missionäre zu Peking, erzählte zwar seinem Schüler, dem protestantischen Missionär: Biblia tota est in lingua Tartaria [1]), inde partes selectae Veteris Testamenti traductae sunt in lingua Sinica. Christiani Pekingi illas habent, sed non Cantonicolae. Doch glauben wir, Abel Jun hat den wissbegierigen Sendboten belogen. Die Bibel ward, wie man später sehen wird, von den katholischen Missionären niemals vollständig weder in die Sprache der Mandschu noch der Chinesen übersetzt. Alle diese und andere Nachrichten, die er von den gesprächigen katholischen Chinesen einzog, merkte sich der kluge protestantische Missionär; er suchte die trefflichen Arbeiten der gelehrten Väter der Gesellschaft Jesu zu erhalten, sich an ihnen zu seiner schwierigen Aufgabe heranzubilden und, was er davon brauchen konnte, zu benutzen. Es geschah diess aber nicht in der Weise mehrerer jetzt verstorbenen Sinologen des Continents, eines Fourmont, Klaproth und Rémusat; nein, Morrison hat es immerdar, wie aus zahlreichen Briefen erhellt, die uns Mistress Morrison in den Denkwürdigkeiten ihres Mannes mittheilt [2]), der protestantische Missionär hat es offen ausgesprochen, dass er bei seiner Bibelübersetzung die Arbeiten der Jesuiten vielfach zu Rathe gezogen, dass er sogar manche Theile der Schrift, wie die Episteln Pauli,

1) D. h. wohl im Tungusischen, der Sprache der Mandschu.

2) Memoirs of the life and labours of Robert Morrison. Compiled by his widow. London 1839. 2 Vol. 8.

ganz in der Weise, wie die katholischen Missionäre sie übertrugen, nur nach dem griechischen Texte verbessert, (die katholischen Missionäre legten bei ihren Uebersetzungen natürlich die Vulgata zu Grunde) habe abdrucken lassen.

Anfangs glaubte Morrison, es würde seinen Zwecken sehr förderlich sein, wenn er sich nach der Weise der Chinesen kleidete und mit ihnen ässe; doch sah er bald seinen Irrthum ein. Er durfte sich, wenn er die Aufmerksamkeit der chinesischen Regierung nicht erregen, wenn er die verdachtsüchtigen Bewohner des Mittelreiches nicht zu allerlei bösen Streichen herausfordern wollte, von der gewöhnlichen Lebensweise der Europäer in Canton nicht entfernen. China war, wie gesagt, damals bloss des Handels wegen den Fremden geöffnet; wer andere Zwecke verfolgte, mochten es wissenschaftliche oder religiöse seyn, dem wurde kein Zutritt gestattet in das Reich der Mitte. Morrison ass also mit seinem Lehrer auf chinesische Weise, um während des Essens einige chinesische Worte aufzufangen; er legte Messer und Gabel weg, bediente sich beim Mahle der chinesischen elfenbeinernen Stäbchen, und suchte auch in andern Dingen die ächten Söhne des Jao und Schun nachzuahmen. Er liess sich Nägel und Haare wachsen, so dass er schon nach dem Verlauf eines Jahres einen ziemlichen Zopf beisammen hatte, und ging, mit einem chinesischen Kittel und hohen dicken Schuhen von Pappendeckel bekleidet, längs der Factoreien und in den Vorstädten Cantons auf und ab. Der Sendbote pflegte später gern in einer heitern Abendgesellschaft sein abenteuerliches Beginnen aus den frühern Jahren zu erzählen, und schloss dann gewöhnlich mit den Worten: Es war gut gemeint, wenn auch schlecht gethan.

Morrison war lange zweifelhaft, welcher chinesischen Worte er sich bedienen sollte, um den Begriff Gott oder Gottheit zu bezeichnen. Es ist bekannt, dass die gelehrtesten und frömmsten katholischen Missionäre in dieser Be-

ziehung verschiedenen Meinungen huldigten; es war diess einer der zahlreichen Streitpunkte zwischen den Dominikanern, Franziskanern und Jesuiten. Die beiden erstern behaupteten, die Chinesen bezeichneten mit dem Worte Tien, Himmel, bloss den materiellen Himmel; die andern erwiederten, wenn auch der gemeine Mann, wie diess in allen Ländern, bei den Christen und Juden nicht weniger als bei den übrigen Völkern der Erde, nicht selten zu geschehen pflege, das Firmament mit der Gottheit verwechsele, so habe doch das Wort Tien eine höhere, geistige Bedeutung, wie aus verschiedenen Stellen der Urschriften oder King und den mündlichen Versicherungen der Gelehrten des Mittelreiches, der höchsten Staatsbeamten und des Kaisers selbst hervorgehe.

Morrison selbst war nach reiflicher Untersuchung dieser wichtigen Frage entgegengesetzter Ansicht. Wenn auch, schreibt er in seinem Wörterbuche [1]), das Wort Himmel an mehrern Stellen der klassischen Schriften bei dem christlichen Leser die Idee eines persönlichen Gottes erregen könnte, so muss man doch gestehen, dass die spätern Ausleger anderer Ansicht sind, und dass die Sitte der jetzigen Chinesen, Tienti, Himmel und Erde, nebeneinander zu setzen, dem Begriffe der selbstständigen, die Natur beherrschenden Gottheit zuwider ist [2]). Seine Ansicht geht auch aus einigen Briefen hervor, die seine Wittwe mittheilt. „Heute," schreibt er noch am 7. Mai 1808, „begannen eine Menge theatralischer Darstellungen vor den Factoreien der fremden mit

1) Englisch-chinesisches Wörterbuch unter Heaven.

2) Leibniz, der kein Wort chinesisch verstand, hatte doch den Muth, in den Streitigkeiten zwischen den Dominikanern und Jesuiten sich in Briefen und in einer eignen Schrift (Epistolae ad diversos ed. Kortholt Vol. II) für die letztern zu erklären, und suchte durch allerlei Sophistereien seine Meinung geltend zu machen. Die Gründe dieses Benehmens und das Gehaltlose seiner Behauptungen entwickelt der wackere Lacroze in einem Schreiben an Kortholt. Epist. II. 495.

China Handel treibenden Nationen, welche drei bis vier Wochen dauern und religiöser Natur sind. Rationalisten, kommt hieher und seht die Frucht eurer Vernunft! „Aber," entgegnet ihr, „diese Abenteuerlichkeiten findet man nur bei dem gemeinen Volke, die Philosophen verachten sie." Wohlan, dieses gemeine Volk bildet neun Zehntheile der Bevölkerung der heidnischen Welt, und die Philosophen, welche die Religion des gemeinen Mannes verachten, haben gar keine, das heisst, sie sind Atheisten."

In einem andern Auszuge der Tagebücher Morrisons, in welchem wir mehrere Irrthümer stillschweigend verbessern, lernem wir die gewöhnliche Art und Weise der chinesischen Gottesverehrung kennen. „Dieser Tage," heisst es daselbst, „ging ich in den Tempel des grossen nördlichen Boddhisatwa — eine Art buddhaistischer Heiligen oder Gottheiten, welche die Chinesen nach ihrer Gewohnheit abkürzen und bloss Pusa nennen — wo sich eine Menge Andächtiger eingefunden hatte. Der Tempel war voll des Rauches, welcher von den Opfern und andern geweihten Gegenständen emporstieg. Die Gläubigen brachten in niedlichen Körbchen Geflügel, Schweinefleisch und allerlei Vegetabilien herbei, welche, nachdem die der Gottheit dargebrachten Begrüssungen zu Ende waren, wiederum von dannen getragen wurden. Man opferte überdiess Kerzen, wohlriechende Stengel und Goldpapier, welches dem Feuer übergeben wurde, während man in eine Oeffnung des Altars Wein ausgoss. Wenn der Andächtige das brennende Gold- oder Silberpapier auf den metallenen Altar schleudert, so schlägt ein Ministrant auf eine Trommel und läutet mit der Glocke, um den Gott gleichsam aufmerksam zu machen, dass ihm jetzt ein Opfer dargebracht werde." So legte es sich wenigstens der Missionär aus. Mehrere Andächtige fielen auf die Knie nieder und murmelten leise Gebete, andere warfen mehrmals ein Krummholz in die Höhe, um, wie ich diess selbst in den Tempeln der Vorstädte Cantons

mehrmals gesehen habe, aus der Art und Weise des Niederfallens die Zukunft zu erforschen. Ich fand aber nirgendwo in so vielen Tempeln ich auch gewesen bin, eine andächtige Gemeinde. Während der Eine betet, spricht, lacht und schäkert der Andere; ein Dritter ergiebt sich selbst in der Tempelhalle dieser oder jener Beschäftigung.

Nichts gleicht der Verehrung, welche die Chinesen für die sogenannten vier Bücher hegen, die theils von Kongtse, theils von seinen Schülern und Freunden herrühren. Während die chinesischen Lehrer sie mit Morrison lasen, schienen sie ganz entzückt zu seyn; namentlich war diess der Fall bei dem grossen Unterricht oder der grossen Weisheit. Diese grosse Weisheit des Kongtse enthält zweihundert und fünf Charactere, die sein Schüler Tsengtse vermittelst tausend fünfhundert und sechs und vierzig anderer Zeichen und Worte auslegte. Die Bewunderung und Hingebung, welche die Chinesen für dieses Werk hegen, ist grenzenlos; kein Charakter, kein Wörtlein, sagen sie, sey hierin überflüssig. Selbst die von ihnen sonst sogenannten leeren Wörter, welche die grammatischen Kategorien bezeichnen, hätten hier, neben der Angabe der Verhältnisse, noch eine besondere Bedeutung; der Inhalt zeuge von solcher Tiefe, dass es die grösste Geistesanstrengung, den ausgezeichnetsten Scharfsinn erheische, um ihn zu erfassen. Diese so ausserordentlich bewunderte und gepriesene grosse Weisheit lautet nun in einer so viel als möglich wörtlich getreuen deutschen Uebersetzung folgendermassen:

„Die Norm der grossen Weisheit besteht in der Verherrlichung der leuchtenden Tugend; sie besteht in der Erneuerung des Volkes; sie besteht in der Beharrlichkeit des vollkommenen Guten.

Von Beharrlichkeit durchdrungen folgt Sicherheit; durch Sicherheit wird Ruhe möglich; Ruhe erzeugt Festigkeit, Festigkeit Besonnenheit, und durch Besonnenheit erreicht man sein Ziel.

Dinge haben ein Beginnen und ein Aufhören; Handlungen haben ein Ende und einen Anfang; der diess Erkennende, das erste und das letzte, nähert sich der Lehre.

Wünschten die Alten die leuchtende Tugend zu verherrlichen im ganzen Lande, begannen sie mit der guten Regierung ihrer Lehensherrschaft; wünschten sie ihre Lehensherrschaft gut zu regieren, begannen sie mit der Ordnung ihres Hauses; wünschten sie ihr Haus zu ordnen, begannen sie mit der eigenen Bildung; wünschten sie sich selbst zu bilden, begannen sie mit der Vervollkommnung ihres Herzens; wünschten sie ihr Herz zu vervollkommnen, begannen sie mit der Reinigung ihres Willens; wünschten sie ihren Willen zu reinigen, begannen sie mit der vollkommenen Ausbildung ihrer Erkenntnisskraft; die vollkommene Ausbildung der Erkenntnisskraft aber besteht in der Erforschung der Dinge.

Auf die Erforschung der Dinge folgt die vollkommene Ausbildung der Erkenntnisskraft; auf die vollkommene Ausbildung der Erkenntnisskraft die Reinigung des Willens; auf die Reinigung des Willens die Vervollkommnung des Herzens; auf die Vervollkommnung des Herzens die eigene Bildung; auf die eigene Bildung die Ordnung des Hauses; auf die Ordnung des Hauses die gute Regierung der Lehensherrschaft; auf die gute Regierung der Lehensherrschaft die Ruhe im ganzen Lande.

Von dem Himmelssohne bis zum gemeinen Volke ist diess das Einzige für Alle, die Wurzel, aus welcher die eigene Bildung entsteht.

Dass die Wurzel in Unordnung, die Zweige aber in Ordnung seyen, findet nicht statt.

Das Wichtige gering, und das Geringe wichtig zu achten, das geht nicht an.“

Durch unermüdlichen Fleiss brachte es Morrison dahin, dass schon gegen das Ende des ersten Jahres seines Aufent-

haltes in China, der ihm oder richtiger der Bibelgesellschaft 500 Pfund kostete, sein Lehrbuch der chinesischen Sprache, d. h. der gewöhnlichen Umgangssprache, vollendet und zum Druck bereit war. Diese Grammatik erschien aber erst sieben Jahre später zu Serampur unter der Aufsicht des gelehrten Marshman. Morrison wollte durch dieses Werk den jung brittischen Kaufleuten und Missionären, welche sich dem Studium der chinesischen Sprache widmen wollen, ein praktisches Buch in die Hände geben; er setzte deshalb nichts voraus, keine Kenntniss der allgemeinen Grammatik, keine philosophischen Begriffe über das Wesen der Redetheile und andere dergleichen Vorkenntnisse, mit welchen Jemand, der sich dem Chinesischen widmen will, ausgerüstet sein sollte. Seine Grammatik der chinesischen Sprache ist ganz nach dem Muster einer gewöhnlichen englischen Sprachlehre gebildet; man findet hier, was dem Kenner des Chinesischen wunderlich genug vorkommt, alle englischen Conjugationen und Idiotismen nicht ohne Zwang in chinesischen Wörtern und Characteren nachgebildet. Es war diess Morrison erstes Werk auf diesem Felde der Literatur, und er hat sich natürlich, wie diess einem jeden ergeht, in der Uebersetzung der chinesischen Sprache mehrere Versehen zu Schulden kommen lassen. Dessen ungeachtet ist das Büchlein auch jetzt, nachdem Prémare's Lehrgebäude und ein Auszug daraus unter Rémusat's Namen [1]), so wie mehrere andere Sprachlehren des Chinesischen erschienen sind, immer noch brauchbar, namentlich zum Erlernen der gewöhnlichen Umgangssprache. Auch sind die Bemerkungen über den Cantoner Dialekt, über welchen später ein eignes Wörterbuch ausgearbeitet wurde, sehr lehrreich.

Die chinesische Regierung sorgt dafür, dass eine Anzahl ihrer Unterthanen die Sprachen der Fremden erlernt, mit

1) Vergl. meine Würdigung der Verdienste der Sinologen Prémare, Marshman und Abel Rémusat um die chinesische Grammatik. München 1834.

welchen sie an den verschiedenen Grenzstationen des Reichs den Verkehr gestattet. Zu diesem Endzwecke ward in Peking ein eigenes Dollmetscher-Collegium errichtet; denn es sollen die Fremden selbst die Sprache des Mittelreichs nicht erlernen, damit sie mit den ehrvergessenen Unterthanen des Landes keine verrätherischen Verbindungen anknüpfen möchten. Dass hieraus für alle mit China in Verbindung tretenden fremden Nationen grosse Nachtheile erwachsen, ist einleuchtend. Die Mitglieder der Factorei der ostindischen Compagnie in Canton hatten diess längst eingesehen; doch wollte sich keiner dieser reichen, bequemen Herren, den edlen Sir George Staunton ausgenommen, dazu entschliessen, sich der vielen Mühe und den mannichfachen Aufopferungen, welche das Studium der chinesischen Sprache erheischt, zu unterziehen. Desshalb wurde Morrison im Jahre 1809 die Stelle eines chinesischen Sekretärs und Uebersetzers mit dem bedeutenden Gehalte von 500 Pfund, der später auf 1000 erhöht wurde, von den Herren der Factorei angeboten. Der Missionär besann sich nicht lange, ein Amt anzunehmen, welches so ganz mit seinen Neigungen und Beschäftigungen zusammenhing und das ihm überdiess einen bleibenden, von der Unterstützung der Missionsgesellschaften unabhängigen Aufenthalt in China in Aussicht stellte. Die wissenschaftlichen und Amtsgeschäfte wurden nur, was die ostindische Gesellschaft freilich nicht gerne sah, als Nebensache, als Mittel zu dem höhern Zwecke der Mission betrachtet. Der christliche Sendbote leistete freiwillig auf alle Freuden und Genüsse der cultivirten europäischen Gesellschaft Verzicht; es war sein fester Vorsatz, und er blieb ihm getreu bis an sein Lebensende, für und in China zu leben und zu sterben.

Welche Entbehrungen, welcher Schimpf und welche Schmach erwarten nicht den europäisch civilisirten Menschen, der es sich vorgesetzt hat oder bestimmt ist, seine Jahre an den unwirthlichen Gestaden des Mittelreiches zu verleben!

Kein Geldgewinn, keine Ehrenbezeigungen in der Heimath können ihn für alle die Mühseligkeiten, die er zu ertragen hat, auch nur einigermassen entschädigen. Der Kaufmann zieht gen China mit dem Vorsatze und der Hoffnung, in wenigen Jahren ein reicher Mann zu werden; er will dann nach der Heimath zurückkehren und in Behaglichkeit oder in Saus und Braus für die ehemaligen Entbehrungen sich entschädigen. Anders der Sendbote des Evangeliums und, was hiemit innig verbunden ist, der europäischen Cultur. Ohne Hoffnung, jemals Geld und Gut zu erwerben, ist er allen Entbehrungen, namentlich der furchtbaren eines ebenbürtigen geistigen Umganges, blossgestellt, und muss den grössten Theil seiner Zeit dem mühseligen, unerquicklichen Studium der chinesischen Sprache und Literatur — eine unermessliche Wüste mit wenigen Oasen — widmen.

„Obgleich ich in England von einem Chinesen Unterricht erhalten", schreibt Morrison am Ende des Jahres 1809, „und ein chinesisches Wörterbuch mit eigner Hand abgeschrieben hatte; obgleich ich in den zwei letzten Jahren Morgens, Mittags und Nachts diesem Studium obgelegen habe, im Stande bin, chinesisch so zu schreiben und zu sprechen, dass man mich versteht, so besitze ich doch nur eine höchst ungenaue und mangelhafte Kenntniss der chinesischen Literatur. Ich habe die grosse Weisheit, die unwandelbare Mitte und einen Theil der Unterhaltungen des Kongtse übersetzt — das ist Alles, was ich in der eigentlichen Literatur des Mittelreiches gethan habe. Denn hier ist es nicht, wie bei uns in Europa! Hier ist ein himmelweiter Raum zwischen Sprache und Schrift. Ein Kind lernt zwar in China natürlich eben so leicht sprechen, wie bei uns, aber lesen und verstehen, damit hat es viel grössere Schwierigkeiten! Es giebt hier kein Alphabet, keine Lautschrift." Freilich hat eben dadurch die chinesische Sprache den grossen Vortheil, welchen in frühern Jahrhunderten die lateinische und jetzt die französische Sprache ge-

währt; sie bildet nämlich das Bindeglied der verschiedensten Völker des östlichen Asiens. Sie wird von Japan bis nach Kaschgar, von Korea und Kiachta bis nach Kambodscha und der Liéukiéu-Gruppe, in allen diesen Ländern wird sie von den Gebildeten des Landes verstanden. Morrison, Medhurst und Gützlaff wurden dadurch in den Stand gesetzt, mit den verschiedensten innerhalb dieser grossen Ländermasse wohnenden Stämmen und Völkern Verbindungen anzuknüpfen — Verbindungen, welche, wie wir an mehrern Beispielen ersehen werden, auch für die Erweiterung der Länder- und Völkerkunde nicht unerspriesslich waren.

An den Sonn- und Feiertagen predigte Morrison im Cantoner Dialekte vor einigen chinesischen Bedienten der Herren der Factorei und unterrichtete sie im Christenthum. Hie und da mochte sich auch ein anderer Unterthan des Mittelreiches, zur Belehrung oder aus Neugierde, eingefunden haben. Ich war im Jahre 1829 mehrmals bei diesem, in seiner Art einzigen christlichen Gottesdienste auf Erden gegenwärtig. Man versammelte sich zu Macao in der Wohnung des Missionärs gegen 9 Uhr des Morgens. Hier ward im obern Stocke, in einem nach europäischem Styl elegant, ja prächtig eingerichteten Zimmer der Gottesdienst in englischer Sprache, nach der Weise der schottischen Kerk, gehalten. Die Herren der Factorei, welche sich wohl sämmtlich zur Episcopalkirche bekennen mochten, nahmen hieran keinen Antheil; sie hatten ihren eigenen Kaplan. Nur hie und da fanden sich einige ein — die nähern Freunde des Hauses. Mistress Morrison und Miss Morrison waren hier immer gegenwärtig. Die innere Andacht dieser Frauen war wahrhaft erbaulich, und auch der Missionär schien von dem, was er sagte, innig ergriffen zu seyn. Nach Vollendung dieses Gottesdienstes ging ich mit Morrison in das untere Erdgeschoss, wo nun in einem verborgenen, schlechten Gemache für die sechs oder sieben Chinesen (manchmal waren es bloss zwei

oder drei) die sich eingefunden hatten, die Christenlehre im Dialekte des Cantoner Kreises gehalten wurde. Auf den Gesichtern dieser Neophyten oder Katechumenen konnte man auch nicht die leiseste Spur von Andacht oder auch bloss Interesse an den vorgetragenen Lehren wahrnehmen. Nach und vor der Christenlehre wurden ausgewählte Stellen der heiligen Schrift gelesen, eine Sitte, die Morrison schon in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Canton und Macao, bevor noch seine Bibelübersetzung im Druck erschienen war, eingeführt hatte. Denn abgesehen von der mehrfach erwähnten Evangelienharmonie, die er mit nach China brachte, erhielt er während der zwei ersten Jahre seines Aufenthaltes im Reiche der Mitte von den katholischen Chinesen mehrere Bücher der heiligen Schrift, die ehemals, wie Morrison selbst sich ausdrückt, getreu und gut von den Missionären der römisch - apostolischen Kirche in die Sprache des Jao und Schun übertragen wurden. So die Apostelgeschichte, Pauli Briefe an die Römer, den ersten und zweiten Brief an die Korinther, an die Galater, Epheser, Philipper und Kolosser, den ersten und zweiten Brief an die Thessalonicher, den ersten und zweiten Brief an Timotheus, den an Titus und Philemon.

Welche ausserordentliche, erstaunliche Arbeiten haben nicht in der That die katholischen Missionäre gleich in den ersten Jahrzehnten ihres Aufenthaltes in China zu Stande gebracht! Abgesehen von den vielen selbstständigen Werken, die Ricci und andere in dem schwierigen chinesischen Idiom verfassten, übersetzte, um nur einiges zu erwähnen, der P. Manuel Dias der Jüngere alle Evangelien des Jahres mit den Commentaren der Kirchenväter; die Väter Nicolaus Trigaut, Lazar Cataneo, Gaspar Ferreira und Alvaro Semedo haben gleich bei der Gründung der Mission umfassende Wörterbücher ausgearbeitet, und P. Franz Furtado hat selbst die Dialektik und die logischen Schriften des Stagiriten, sowie seine

Bücher über den Himmel und die Welt in's Chinesische übersetzt [1]). Nur ein hoher Grad von Fanatismus konnte einige der modernen katholischen Sendboten bewegen, die ganze Bibelübersetzung des protestantischen Doctors für unrichtig, schlecht und sündhaft zu erklären. Sie ahnten wohl nicht, dass dieses Verdammungsurtheil mittelbar die frömmsten und thätigsten Mitglieder ihrer Kirche trifft. Wir werden später nochmals auf diesen Gegenstand zurückkommen, und wollen hier bloss, zur Ehre der Begründer der katholischen Mission, das Wesentlichste aus dem mittheilen, was uns die Chinesen selbst über sie in ihren officiellen Geschichtswerken berichten.

So wie in Europa, so hat auch in China jeder die Erlaubniss, auf seine Gefahr hin, über die regierende Dynastie, über die allgemeinen Begebenheiten des Reiches, wie über die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens zu schreiben was ihm beliebt. Die officiellen, d. h. die von den angestellten *Reichs*historiographen nach authentischen Urkunden und Nachrichten verfassten Jahrbücher aber werden erst nach dem Untergang einer jeden Dynastie öffentlich bekannt gemacht. Es werden zu diesem Endzwecke die gleichzeitigen Denkwürdigkeiten der Staatsgeschichtschreiber, die Berichte der Civil- und Militärbeamten, so wie alle andern öffentlichen Aktenstücke in den Staatsarchiven, bis zu dem Aussterben oder der Vernichtung der Herrscherfamilie, mit grosser Sorgfalt aufbewahrt und die Geschichte der einzelnen Regierungen darnach ausgearbeitet. So sind nach einer Anzeige der Zeitung zu Peking bereits zwei Jahre nach dem Regierungsantritte Taokuang die Ereignisse während der Herrschaft des Vaters seiner regierenden Majestät vollständig geordnet gewesen. Es ist gewöhnlich einer der ersten Befehle des Begründers der neuen Dynastie, dass die Annalen seiner Vor-

1) Magaillans Nouvelle Relation 99.

fahren im Reiche vollständig ausgearbeitet und der Oeffentlichkeit übergeben werden. Diese officiellen Chroniken geben uns, neben den ausführlichen Kaisergeschichten, sichere und ins Einzelne eingehende Berichte über alle Personen und Sachen; sie enthalten zugleich die Staats-, Sitten- und Literaturgeschichte während der Regierung der untergegangenen Dynastie. Am Ende werden die fremden Länder aufgeführt, die man unter dem Herrscherhause kennen lernte, und die Nachrichten mitgetheilt, welche sowohl über sie, als über die frühern bekannten fremden Staaten durch Reisende oder Abgesandte im Mittelreiche bekannt geworden sind.

Die Dynastie der Ming oder des Glanzes begann mit der Periode Hongwu oder des glücklichen Kriegers (1368 u. Z.), und endete im Jahre 1644. Ihre officiellen Annalen erschienen aber erst im Jahre 1742 in dreihundert zwei und dreissig Büchern, die zusammen hundert chinesische Hefte oder Bände füllen; sie befinden sich vollständig in der chinesischen Büchersammlung zu München. Unter dieser Dynastie kamen bekanntlich in neuerer Zeit — es gab schon christliche Missionäre in China während der Regierung der Juen oder Mongolen — zuerst europäische Missionäre nach China, und man findet über sie unter der Ueberschrift: „Fremde Reiche" [1]) ausführliche Nachrichten, die wir hier ihrem wesentlichen Inhalte nach als einen in seiner Art einzigen Beitrag zur Kirchengeschichte mittheilen wollen. Wir haben uns dabei bloss hie und da die Freiheit genommen, die durch die Eigenthümlichkeiten des chinesischen Idioms bedingten Verstümmelungen fremder Namen mit den richtigen europäischen Benennungen zu vertauschen.

Italia [2]), so heisst es in dem angeführten Buche der

1) Weihue, Fremde Reiche, VII, 15.

2) Man erinnere sich, dass die ersten Nachrichten über Europa den Chinesen durch Missionäre zugekommen sind, die sämmtlich Italiener waren; daher die italienische oder richtiger lateinische Endung der europäischen Namen.

Reichsannalen, liegt in dem grossen westlichen Ocean (so wird gemeinhin Europa von den Chinesen genannt) und war aus frühern Zeiten unbekannt. Während der Periode Wenli (1573—1620) kam ein Mann dieses Reiches, Limatéu oder Matthäus Ricci geheissen, nach der Hauptstadt und verfertigte eine Generalkarte über alle Reiche. Er gab vor, dass die ganze Erde aus fünf grossen Continenten bestände; der erste heisse Asia, der ungefähr hundert Reiche enthielte, wovon das Mittelreich das vorzüglichste; der zweite Europa, der ungefähr siebzig Reiche umfasse, wovon das vornehmste Italia; der dritte sey Libya und der vierte Amerika, der sehr gross sey und in Nord- und Südamerika getheilt werde, die beide vermittelst einer Erdzunge verbunden seyen. Sehr spät erst wäre der fünfte Continent, Magellania [1]) entdeckt worden. Diess sey nun alles Land der Welt — und was dergleichen abenteuerliches, unkritisches Geschwätz mehr ist. Dass aber das Land Italia in der That vorhanden ist, das kann man nicht bezweifeln, denn Leute dieses Landes kamen in grosser Anzahl nach dem Mittellande.

„Alle Reiche Europa's haben insgesammt die Lehre des Herrn des Himmels, Jesu, angenommen. Jesu ward in Judäa geboren — ein Reich, das in Asien läge, und seine Lehre wanderte gen Westen nach Europa. Seine Geburt fällt in das zweite Jahr der Periode Juentschéu des Himmelssohnes Ngaili der Han-Dynastie [2]), und es sind demnach, wenn man alle Cyklen von 60 Jahren zusammenrechnet, bis zum neunten Jahre der Periode Wenli tausend fünfhundert und ein und achtzig Jahre verflossen. Matthäus Ricci hielt sich zuerst, nachdem er 90,000 Li zur See zurückgelegt hatte (1583), in den Oertern Hiangschan und Gao (Macao), zur

1) Mercator nannte Australasien, nach seinem ersten Entdecker, dem bekannten Weltumsegler, Magellania.

2) Nach der gewöhnlich angenommenen Chronologie fällt sie ein Jahr später, in das erste Jahr der Periode Juenschi.

Distriktshauptstadt Kuangtschéu gehörig, auf und verpestete von hier aus mit seiner Lehre ungehindert das Mittelland. In dem neun und zwanzigsten Jahre kam er nach der Hauptstadt in die Halle Kuanma, um Gegenstände seines Landes als Tribut darzubringen. Diese Italiener nannten sich selbst Leute des grossen westlichen Oceans. Im Sittenministerium (zu dessen Geschäftskreis die auswärtigen Angelegenheiten gehören) durchforschte man die gesammelten Satzungen des Reichs, und fand, dass es wohl ein Reich Solo oder Cholo im westlichen Ocean [1]) gebe, dass sich aber von dem grossen westlichen Ocean keine Spuren vorfänden. Man wusste demnach nicht, ob seine Angabe gegründet sey, oder nicht. Auch kann man nicht begreifen, warum Matthäus so lang im Lande sich aufhält und dann erst sich aufmacht, den Tribut zu überbringen. Noch viel weniger ist es denkbar, dass er einzig und allein aus guten Absichten von so fernen Gegenden hieher gekommen sey, um nämlich kostbare Gegenstände als Tribut darzubringen. Der Tribut, den er brachte, bestand in einer Abbildung des Herrn des Himmels, der Mutter des Herrn des Himmels und dergleichen Gegenständen, die sich durchaus nicht geziemten und dessenungeachtet angenommen wurden. Dann brachte er auch Knochen von Geistern und Unsterblichen und andere Sachen dieser Art, als wenn die Geister und Unsterblichen ihre Knochen zurücklassen und nichtsdestoweniger von dannen schweben könnten. Zu den Zeiten der Tang-Dynastie erklärte Hanju dergleichen für ein böses Zeichen und sagte, es wäre unpassend, Knochen an den Hof zu bringen [2]). Die Sittenbehörde bat

1) Ein Königreich auf der Koromandelküste.

2) Hanju, ein berühmter Staatsmann und Gelehrter, behauptete in einer heftigen Eingabe an den Kaiser Hientsong, dass es sehr unschicklich sey, eine angebliche Reliquie Buddha's an den Hof zu bringen. Histoire générale de la Chine, VI, 423. Tschaokong, der Minister des Wuwang, sagte: Wenn ein Fürst die Tugend liebt, so bringen ihm alle Völker Tribut; doch seyen es bloss nützliche Gegenstände, wie Kleider und Lebensmittel. Schuking, IV, 5.

desshalb, dass man Ricci beschenken und ihn dann in sein Land zurücksenden möge. Man sollte ihm nicht erlauben, in den beiden Haupstädten, zu Nanking und Peking, frei mit den Chinesen zu verkehren; es könnten Unannehmlichkeiten daraus entstehen. Man handelte aber nicht, wie es sich geziemt hätte. Die Behörde wiederholte desshalb am achten Monat ihre Bitte, Ricci eiligst zurückzusenden; es ward aber ebenfalls nicht darauf geachtet. Der Kaiser hatte im Gegentheil seine Freude an dem von ferne Hergekommenen; er gab ihm Wohnung und Kost und beschenkte ihn reichlich. Ricci blieb demnach im Lande; er starb im vierten Monate des acht und dreissigsten Jahres (10. März 1610) und ward ausserhalb der westlichen Mauer der Hauptstadt zur Erde bestattet. Nach Matthäus Ricci kamen viele andere Bewohner des grossen westlichen Oceans. Sie hielten sich theils zu Nanking, theils an andern Orten auf und verbreiteten daselbst das Christenthum; sie machten angesehene Beamte wankend und verführten das Volk, welches auf sie hörte; auch gaben sie prahlerisch vor, dass ihre Gebräuche in allen Beziehungen die der Chinesen überträfen.“ Es wird dann erzählt, wie die Jesuiten die Astronomie und den Kalender verbesserten, dass sie ein eigenes Werk darüber ausarbeiteten und zu Präsidenten des mathematischen Collegiums erhoben wurden. Gegen das Ende dieses denkwürdigen Abschnittes lesen wir dann folgende Worte: Die Leute dieses Landes, welche gen Osten gekommen sind, waren sämmtlich erleuchtete, einsichtsvolle Gelehrte, es war einzig und allein ihr Bestreben, ihre Religion zu verbreiten, ohne auf äussere Vortheile zu sehen. Sie haben viele Schriften herausgegeben, wodurch eine Masse Volkes verführt ward.

Was Verstand, Ordnung, Thätigkeit und Geschicklichkeit betrifft, überragt das chinesische Volk, überragt die chinesische Regierung alle andern Asiens und Afrika's. Auch kann man ihnen bis zu einem gewissen Grade Humanität

und Billigkeit nicht absprechen. Aber eine schmachvolle, alle diese guten Eigenschaften untergrabende, mit dem Despotismus zusammenhängende Gewohnheit, Lug und Trug, durchzieht das Land von dem untersten seiner Bewohner bis hinauf zum Himmelssohne. Ueber diese schändliche Eigenthümlichkeit dieses Volkes beklagte sich noch jeder, der in irgend eine Verbindung mit den Chinesen gekommen ist; auch Morrison kam hierdurch, sowie der Schreiber dieses, häufig zu Schaden. Mehrmals kaufte ich heute eine Anzahl Bücher um eine Summe, die ich morgen um die Hälfte haben konnte — Betrügereien, denen gar nicht abzuhelfen war, weil Niemand in Canton den Marktpreis dieser Waare anzugeben wusste.

Das erste Buch der heiligen Schrift, welches Morrison zum Drucke beförderte, war die Apostelgeschichte, nach der Uebersetzung der katholischen Missionäre. Sein Lehrer Ko besorgte diese Ausgabe. Es wurden anfänglich bloss tausend Exemplare abgezogen, und der treue Ko, auf welchen Morrison bis jetzt Alles hielt, betrog ihn bei diesem kleinen Geschäfte um fünfzig Pfund St. „Er hat mir es später selbst gestanden,“ schreibt der christliche Sendbote, „und sein Vergehen eingesehen; es thut mir sehr leid, nicht des Geldes wegen, sondern weil ich von jetzt an auch diesem Chinesen nicht mehr trauen kann.“ Bei einer andern Gelegenheit ward Morrison von seinem Bedienten ganz ausgeraubt; ja es ward ihm einmal, während er da sass und eifrig studirte, das Kleid vom Leibe gerissen, und wäre nicht schnelle Hülfe herbeigeeilt, so würde er von den Chinesen seiner Umgebung thätlich misshandelt worden seyn.

Alle diese Mühseligkeiten, alles dieses Widerwärtige ertrug Morrison mit Geduld; er war unermüdlich in seinem begonnenen Werke, beförderte in den Jahren 1809, 1810 und 1811 mehrere mit Hülfe seiner Lehrer verfertigte chinesische Tractätlein religiösen Inhalts zum Drucke, so wie einen

Katechismus nach der Weise der schottischen Kirche. Der wackere Sendbote liess sich durch die kaiserlichen Edicte, die von Zeit zu Zeit gegen die Verbreitung des Christenthums in China erschienen, nicht abschrecken. Eines dieser denkwürdigen öffentlichen Ausschreiben wollen wir, weil man daraus am besten ersieht, in welchem Lichte die chinesische Staatsregierung das Christenthum und die religiösen Angelegenheiten überhaupt betrachtet, seinem vollen Inhalte nach mittheilen.

„Die Europäer", so lautet ein Erlass des Justizministeriums vom Jahre 1812, „die Europäer verehren den Herrn des Himmels [1]) in ihrem Lande, wahrscheinlich weil sie es einmal so gewohnt sind; es ist übrigens ganz nutzlos, nach der Ursache dieser Sitte zu forschen. Warum wollen sie aber das Volk unsers Landes damit behelligen? Warum nun Priestern und andern Leuten im Lande einen Zutritt gestatten, welche gegen das ausdrückliche Verbot diese *Religion* im Lande verbreiten und das gemeine Volk verführen? Sie folgen auf einander, Geschlecht auf Geschlecht, ohne von ihrer Widersetzlichkeit zu lassen. Es könnte diess wohl in der Folge eine Empörung veranlassen. Diese Religion hält weder die Geister (die vergötterten Naturkräfte) in Ehren, noch verehrt sie die Vorfahren, sie ist also der gesunden Lehre ganz entgegen. Das gemeine Volk, welches solchen Abenteuerlichkeiten nachhängt und sie verbreitet, muss als verrätherischer, aufrührerischer Pöbel betrachtet und strenge behandelt werden. Würde wohl ohne Strafen diesem

---

1) Tientschu Kiao, die Lehre oder Religion des Herrn des Himmels. Diesen Namen führt das Christenthum in den chinesischen Originalschriften, weil die katholischen Missionäre nach vielen Streitigkeiten darüber übereinkamen, in ihren Werken Gott mit Tientschu zu übersetzen. Die Mohammedaner sagen bloss Tschu, Herr, oder auch Tienschin, Geist des Himmels. So lesen wir in den Annalen der Tang, Abtheilung „Fremde Nationen," wo von den Arabern die Rede ist: „Sie beten täglich fünfmal den Geist des Himmels (Tienschin) an."

Uebel gesteuert und das menschliche Herz erneuert werden können?

„Von jetzt an soll heimlicherweise kein Europäer weder Bücher drucken, noch sollen Geistliche Zutritt im Reiche erhalten, die das gemeine Volk verführen; es sollen auch die Mandschu und Chinesen, welche im Lande herumreisen, den Leuten fremde Namen geben und diese Religion verbreiten, in Zukunft diess unterlassen. Die Vorsteher werden enthauptet, sobald man sie ergreift, und die andern gemeinen Leute bis zum bestimmten Tage der Hinrichtung im Herbst eingesperrt. Diejenigen, welche, ohne Proselyten zu machen, im Stillen dem Glauben des Himmelsherrn nachleben, sollen nach der Markgrafschaft des schwarzen Drachenflusses (Amur) in Verbannung gesandt werden; die Mandschu aber sollen bloss ihren Sold verlieren. Die Europäer, welche in Peking leben, mögen, wenn sie als Mathematiker im Dienste sind, auch in Zukunft hier verweilen [1]; was thun aber die andern Müssiggänger in der Hauptstadt des Reiches? Diese sollen nach Kuangtong gebracht und in ihr Vaterland zurückgesandt werden. Aber auch die als Mathematiker im Dienste stehenden Europäer dürfen weder mit den Mandschu, noch mit den Chinesen verkehren, damit endlich die albernen Mährchen, die sie verbreiten, von Grund aus vertilgt werden. Die Statthalter und andern Beamten des Kreises mögen aber genau zusehen, um alle Europäer, die sich heimlich einschleichen, zu ergreifen und mit ihnen Rechtens zu verfahren. Auf diese Weise muss der Baum mit der Wurzel ausgerottet werden. Man gehorche pünktlich diesem Erlasse des Justizministeriums."

---

1) Im Jahre 1826 wurden auch die Mathematiker aus dem Lande verbannt, mit Ausnahme eines einzigen hochbetagten portugiesischen Geistlichen, der im Jahre 1838 gestorben ist. Annales de la Propagation de la Foi. Janvier 1839. 462.

Morrison sah bald ein, dass alle seine Arbeiten für die Zukunft erfolglos bleiben würden, wenn er nicht eine Anstalt zu begründen vermöchte, worin Leute aller Nationen zu Missionären des östlichen Asiens erzogen werden könnten. Es sollte hier mit gleicher Sorgfalt der Unterricht in den Sprachen des Ostens, der Chinesen, Malayen, Javaner, Japanesen und der Bewohner der zahlreichen Inselgruppen Oceaniens, wie in den klassischen Studien und europäischen Wissenschaften betrieben werden. Diese Anstalt sollte den Vermittlungspunkt zwischen dem Orient und Occident bilden; der Orientale sollte hier mit allem Grossen und Schönen, das Europa darbietet, bekannt gemacht und der Europäer in die Idiome und Literaturen Asiens eingeweiht werden. Die nothdürftigsten Mittel zur Errichtung dieses nach dem Sinne des edlen Begründers so grossartigen Institutes waren bei den reichen Hülfsmitteln der verschiedenen Missionsgesellschaften, mit denen Morrison in Verbindung stand, und die ein unbedingtes Vertrauen hegten zur Redlichkeit und Einsicht des vielfach erprobten Mannes, sowie der reichen Privaten in China und Indien bald beisamen. Es fragte sich nun: welcher Ort am füglichsten erwählt werden und wo die Anstalt die meisten Früchte tragen könnte? In Canton und Macao war diess, wegen der Eifersucht sowohl der Chinesen und Portugiesen als der katholischen Missionäre, durchaus unmöglich. Morrison dachte gleich anfangs, als er im Jahre 1812 den Plan zu solch einem Institute fasste, an Malacca, welches damals, wie jetzt wiederum — in der Zwischenzeit war es einige Jahre unter der Herrschaft der Holländer — sich in den Händen der Engländer befand. „Ich wünsche," heisst es in dieser Beziehung in einem ausführlichen Schreiben an die Londoner Missionsgesellschaft vom 22. December 1812, „ich wünsche, wir hätten eine Anstalt zu Malacca zur Bildung christlicher Sendboten, Europäer sowohl als Einheimischer, für alle Länder jenseits des Ganges. Hier mögen

für die verschiedenen Sprachen Pressen errichtet werden, — es ist diess der mächtigste Hebel der Civilisation." Die Ausführung dieses Planes verzögerte sich aber noch einige Zeit. Erst im Jahre 1818 war Morrison im Stande, diese Idee seines Lebens verwirklichen zu können. Von der Londoner Missionsgesellschaft und von mehrern anderen seiner zahlreichen Freunde, namentlich von Staunton, unterstützt, gründete der Sendbote das anglo-chinesische Collegium zu Malacca, wozu er selbst, ausser einem jährlichen Beitrage von 100 Pfd., 1000 Pfd. Sterling als Stiftungscapital beisteuerte.

Diese Studienanstalt fand bald sowohl bei Individuen als bei Corporationen, namentlich der ostindischen Compagnie, die jährlich 1200 Dollars zahlte, bedeutende Unterstützung; sie erfreute sich auch in wissenschaftlicher Beziehung eines guten Fortganges. Eine grosse Anzahl Chinesen erhielt hier unentgeltlichen Unterricht in der englischen Sprache und in den Anfangsgründen der europäischen Wissenschaften, der Geographie, Geschichte, Moral und christlichen Theologie. Auch wurden hier, in der zum Collegium gehörigen englisch-chinesischen Druckerei, Werke zu Tage gefördert, wodurch unsere Kenntniss des östlichen Asiens vielfache Erweiterung erhielt. Man bemerkt Milne's heiliges Edict, seine Geschichte der ersten zehn Jahre der protestantischen Mission im östlichen Asien, Prémare's ausführliches Lehrgebäude der chinesischen Sprache, und die Zeitschrift, der indochinesische Sammler genannt. Ueberdiess gingen aus der Missionspresse zu Malacca mehrere chinesische Werke, namentlich die vollständigen Uebersetzungen der heiligen Schriften, Broschüren und Flugblätter christlichen Inhaltes in Menge hervor, welche nach allen Seiten im Lande der Mitte und auf den Inseln des östlichen Asiens verbreitet wurden. Allein in dem Jahre 1835 erschienen hier vier und fünfzigtausend siebenhundert und acht und

zwanzig Tractate geistlichen und andern Inhalts; hiebei sind eilftausend neunhundert und siebzig Bände der heiligen Schrift alten und neuen Testaments in chinesischer Sprache nicht mitgerechnet. Der ehrwürdige Begründer dieser Anstalt besuchte sie mehrmals von Macao aus und gab von Jahr zu Jahr in einem eigenen Berichte Rechenschaft über die Verwendung der eingegangenen Gelder und über das gute Gedeihen der Anstalt. Gewöhnlich ward diesem Berichte, nach der ehemaligen Sitte aller höhern Studienanstalten, eine auf China bezügliche wissenschaftliche Untersuchung oder Abhandlung beigefügt; der Auszug aus den gesammelten Satzungen der regierenden Dynastie, der sich hinter dem siebenten Berichte über das englisch-chinesische Collegium vom Jahre 1829 befindet, ist wohl die gelehrteste dieser Gelegenheitsschriften. Nach dem Friedensschlusse zu Nanking ward die Anstalt nach Hongkong verlegt, wo sie sich in einem blühenden Zustand befindet.

Im Jahre 1826 machte Morrison eine Inspectionsreise nach Malacca, landete zu Singhapur und trat mit Raffles in Verbindung, um hier ein neues Collegium ähnlicher Art wie das indo-chinesische zu begründen. Diese Anstalt sollte aber, nach dem Wunsche Sir Stamfords, auf einer breitern Basis errichtet werden. Raffles wünschte, dass hier in den vorzüglichsten europäischen Sprachen und Wissenschaften, dann in dem Chinesischen, Arabischen, sowie in allen andern Idiomen Oceaniens und der Halbinsel jenseits des Ganges Unterricht ertheilt werden möchte. Am 1. April 1823 ward zu diesem Endzweck in Singhapur eine Versammlung zusammenberufen, wobei Raffles präsidirte; es wurden dem neuen Institute 100 Acker Landes, das Eigenthum der englischen Nation, angewiesen, so wie 50 für Dr. Morrison selbst, wenn es ihm genehm sein sollte, in Zukunft seinen Wohnsitz nach Singhapur zu verlegen. Morrison dachte

nämlich daran, in Bälde seine Anstalt zu Malacca mit der neubegründeten zu vereinigen und dann selbst in eigener Person die Oberleitung zu übernehmen. Eine Subscription ward eröffnet, und es wurden bedeutende Summen unterzeichnet. Morrison verpflichtete sich selbst wieder zu einem Beitrage von 1000 Pfd. Am 4. Aug. 1823 ward der Grundstein zu dem grossartigen Gebäude der Singhapur-Anstalt gelegt. Dieses im italienischen Geschmack errichtete Gebäude war schon ziemlich weit vorgerückt, als Raffles abgerufen wurde und Hr. Crawford als Gouverneur in Singhapur erschien, um jeden Samen des Edeln, den die hochherzige Seele des Gründers in reichlichem Maasse ausgestreut hatte, im Aufkeimen zu ersticken. Der Bau der Singhapur-Anstalt ward alsbald eingestellt; man liess die Gebäude absichtlich in Ruinen zerfallen, die jetzt, vom Meere her gesehen, die Aufmerksamkeit eines jeden nach dem Freihafen Segelnden auf sich ziehen und einen melancholischen Anblick gewähren. Der mit den Verhältnissen unbekannte Fremde begreift nicht, wie und warum man in einer solchen neuen Niederlassung ein steinernes, grossartig gedachtes und in einem so schönen Style aufgeführtes Gebäude hat in Schutt und Trümmer zerfallen lassen können. Crawfords Name wird auch, wovon ich mich an Ort und Stelle überzeugte, von Niemanden in Singhapur mit Liebe und Achtung erwähnt, während Raffles hoch und unvergesslich dasteht im Andenken der Bewohner dieser blühenden Colonie. Bereits im Jahre 1834 traten die Kaufleute Singhapurs zusammen, um dem Begründer ihres Handels und Reichthums ein würdiges Monument zu setzen. Welch ein anderes herrlicheres Monument könnte wohl dem edeln Manne werden, als die Verwirklichung seiner grossartigen Idee, als die Vollendung der Singhapur-Anstalt zur Verbreitung der europäischen Civilisation und des Christenthums unter der Bevölkerung Oceaniens und der Halbinsel jenseits des Ganges! Es würde diese Anstalt sicherlich für

beide Zwecke erfolgreich wirken; denn die Erfahrung hat gelehrt, dass die Bevölkerung Oceaniens, deren Geist und Gemüth noch nicht in einer seit Jahrtausenden bestehenden religiösen und bürgerlichen Verfassung ein besonderes Gepräge erhalten hat, leichter der europäischen Bildung und dem Christenthume entgegengeführt werden kann, als der in seiner Denk- und Fühlweise versteinerte Hindu und Chinese.

(Der Schluss im nächsten Hefte.)

Der Neger.

Eine aphoristische Skizze

aus der

„Medicinischen Topographie von Cairo"

von Dr. Pruner.

Die Negerstämme, welche im Osten Afrika's vom 20. bis 5. Gr. geogr. Breite bekannt geworden, bieten, unter sich betrachtet, eben so viele Abstufungen in ihrer physischen Beschaffenheit und in ihrem geistigen Leben dar, als die Familien der kaukasischen Raçe auf höheren Entwicklungsstufen. Von dem wilden, räuberischen Schuluk, dem düstern Nube, dem gutherzigen Bewohner der Schabun- und Tekele-Berge auf der einen Seite, und dem Lastthiere unter den Negern, dem argwöhnisch bigotten Dinka und verkümmerten Keck auf der andern, finden sich alle möglichen Uebergänge zum stattlichen Amazonenstamme der Bher. Jedoch Eine Thatsache besteht, welche störend eingreift in diese Analogie: nämlich die Gleichförmigkeit der Temperamente. Wenn es in Europa nicht schwer ist, für jedes Temperament Repräsentanten unter allen Nationen, in allen Städten, ja oft unter den Gliedern Einer Familie zu finden, so ist diess nicht mehr der Fall bey den Negervölkern. Unter ihnen finden sich nur Analogieen für das cholerische und phlegmatische Temperament. Die Anatomie bezeichnet uns genau die Charaktere, wodurch diese Raçe

von allen übrigen sich unterscheidet. Uebergänge zu diesen finden nur durch Vermischung Statt. Das Skelett des Negers ist schwerer; die Knochen sind dicker und grösser im Verhältnisse zu den Muskeln, welche sie zu bewegen haben, gewöhnlich auch, wegen Vorherrschen der Kalksalze, weisser als bei andern Raçen. Wir unterscheiden in Bezug auf die Bildung des Gesichtes und der Gehirndecke zwei verschiedene Typen, welche sich durch zahlreiche Uebergangsstufen verwischen. Der eine zeichnet sich aus durch eine sehr geneigte obere Kinnlade und ein verlängertes Gesicht; der andere durch breite Gesichtsknochen und mehr vertical stehenden Oberkiefer. Soemering hat zu genau und treffend die Verhältnisse der einzelnen Gesichtsknochen zu einander bestimmt, als dass wir es für nöthig hielten etwas beizufügen. Die vorzüglichsten Charaktere des Negerkopfes bestehen zuerst in der Abplattung der Stirne, Nase und des ganzen Gesichtes bei geneigter Fläche; daher ein Gesichts*winkel* von wenig über 70°. Die Stirne ist niedrig und zusammengedrückt, ebenso die Schläfe; die Nasen- und Augenhöhlen sehr geräumig und winklig, die Kiefer massiv mit nach unten und vorne hervorspringenden Jochbeinen; die Zähne immer sehr lang, breit und weiss mit verschieden geneigter Stellung im Oberkiefer. Der Hals ist kurz; der Brustkasten gross, wohlgebildet und mehr gewölbt als beim Europäer. Seine Form nähert sich der cylindrischen. Das Becken ist enge, keilförmig in seiner Höhlung und etwas nach hinten geneigt. Die Extremitäten und Finger sind sehr verlängert. Die Statur des Negers ist selten unter der mittleren, oft höher. Die Complexion geht vom Starken bis zum ausserordentlich Magern durch alle Abstufungen hindurch; die Farbe vom Braunen zum Atlasschwarz. Die Haut zeigt einen besondern sammtartigen Charakter [1]) wegen der starken Entwicklung

---

1) Dieses sammtartige Aussehen der Haut hat verschiedene Abarten

des Drüsenapparates. Ihre Farbe verdankt sie der Ablagerung von Pigment in ganz regelmässige, polyedrische Zellen. Sie ist dichter als die Haut des Europäers, besonders am Schädel, in der Hand- und Fussfläche, wo sie auch wenig gefärbt ist. Pigmentablagerung in mehr oder weniger grossen Flecken findet sich auch auf der innern Oberfläche, besonders an der Zunge. — Das Zellengewebe ist sehr reichlich in den erectilen Organen abgelagert, wie z. B. in den Brüsten, im männlichen Gliede, an den Lippen, Ohren- und Nasenläppchen. Die Farbe der Bindehaut ist fast immer gelb und in den Winkeln schwarzgefärbt, wo sich auch ein ziemlich starkes Gefässnetz findet. Dieselbe gelbe Farbe tränkt nicht bloss das Fett, sondern auch Zellengewebe und fibröse Häute bis zu den Knochen. Die Stärke der Muskeln entspricht der Knochenmasse nicht; ihre Farbe spielt vom Gelben in's Rothe und zeigt nie das lebendige Roth wie im europäischen Leibe. Die Schleimhäute haben da, wo sie zu Tage liegen, einen kirschrothen Anstrich, und in den Eingeweiden, besonders im Dickdarme, ein fensteriges Ansehen, gleichsam wie im Magen der Wiederkäuer. Der Nasenschleim ist sehr dünn, während der Darmschleim sehr dick und klebrig, ja oft fettig aussieht. — Die Drüsengebilde sind durchaus stark entwickelt, besonders die Speicheldrüsen, Leber, Milz, ebenso wie die Geschlechtstheile. Immer habe ich an der Wurzel des Vorhautbändchens zu beiden Seiten eine konische Drüse bemerkt, welche aus der Vereinigung von Talgdrüsen zu entstehen scheint. Die Lage der Urinblase ist höher als beim Europäer. Etwa die Epidermis ausgenommen, sind die Horn-

---

in den verschiedenen Gegenden des Körper's. So z. B. zeigt die Bauchfläche Falten im feinsten Zickzack, während diese an den Armen eine rautenförmige Gestalt annehmen, die gegen die Extremitäten hin fensterig wird und sich abglättet. Diese Bildung der Haut scheint eine grosse Fähigkeit für die organische Schwellung anzuzeigen. Denn an den erectilen Organen, besonders aber am männlichen Gliede, bildet die Haut nicht mehr ein einfaches Netz, sondern warzenförmige Vorsprünge.

stoff-Organe sämmtlich schwach. Die Haare bilden eine wollige Perrücke um das Haupt, und Bart- und Kinnhaare sind eben so sparsam angebracht als die Haare in den Achselhöhlen und an den Zeugungstheilen — ein Umstand, der sich auch an den in den Negerländern lebenden Säugethieren zeigt. Man weiss, dass die wollige Beschaffenheit des Negerhaares in einer abgeplatteten Form des Haarstengels ihren Grund hat. Die Gefässrohre sind stark: die Venen haben ein bedeutendes Uebergewicht, und die kleineren Arterien sind etwas geschlängelt. Das Blut der Neger ist dick, schwarz und pechartig. Es springt selten im Strahle beim Aderlass, und der Klumpen klebt fast stets am Gefässe. Das Blutwasser ist fast immer sehr gelb. Die Menge des Kuchens hängt mit der individuellen Beschaffenheit zusammen. Die Kügelchen des Venenblutes schienen mir unter dem Mikroskope immer etwas verlängert. Das Gehirn ist wohl im Durchschnitte etwas härter, kleiner und in den Vorderlappen weniger entwickelt als bei der ägyptischen Raçe. Eine venöse Ueberfüllung, die immer mehr oder weniger sich vorfindet, gibt ihm einen bräunlichen Anstrich, und die Hirnvenen ähneln fast den Blutkanälen der harten Hirnhaut. Was Soemering vom Verhältnisse der Nerven zum Gehirne behauptet, kann ich nur bestätigen: der Geruchs- und Gesichtsnerv und das fünfte Paar sind bedeutend entwickelt. — In Bezug auf die Sinnesorgane ist für das Auge zuerst zu bemerken, dass die Augenlieder wenig gespalten, und der Durchmesser des Augapfels derselbe ist wie beim Europäer. Nur ist die Hornhaut ein wenig abgeplattet, und scheint auch etwas kleiner zu seyn als bei uns. Der Farbestoff der Ader- und Regenbogenhaut ist überschwenglich. Das Gesicht der Neger ist sehr mittelmässig, das Gehör aber mehr entwickelt als beim Aegypter. Die Ohrenlappen sind abstehend und gerundet. Geschmack- und Geruchsvermögen scheinen eben so mächtig als ungebildet; denn die Neger

essen Alles, und die nach unsern Ideen übelsten Gerüche sind ihnen angenehm. Da die Temperatur der äussern Körperfläche mir immer unter der unsrigen im Normalzustande zu seyn schien, so habe ich diese im gesunden und kranken Zustande unter der Zunge untersucht. Im ersten Falle habe ich nicht unter 34° — 35° C., im zweiten aber nicht über 36° — 37° C. gefunden. Der Puls der Neger nähert sich dem der Eingebornen von Aegypten: seine Zahl übersteigt selten 60 Schläge in der Minute.

Der Ausdruck im Gesichte der Neger zeigt nicht jene Verschiedenheiten, welche die weissen Raçen auszeichnen. Ein dunkler Schleier deckt mehr oder weniger die Bewegungen der Psyche. Nur das Auge kann als Pathometer bei dieser Raçe dienen; die übrigen Gesichtstheile sprechen Apathie aus. Gleichwie die physische Bildung des Negers eine Mischung von Kindheit und Veralterung zugleich in sich enthält, bietet uns auch die Psychologie entsprechende Resultate. Die Fähigkeit der Neger ist auf die Nachahmung beschränkt, und ihr vorherrschender Trieb strebt nach Befriedigung der Sinnlichkeit und Erreichung der Ruhe. Sind nur einmal die physischen Bedürfnisse mit den ersten besten Mitteln befriedigt, so hört alle geistige Beschäftigung auf, und der Leib überlässt sich dem Geschlechtsgenusse und der Ruhe. Die Familienbande sind daher sehr schlaff; der Mann als Vater kümmert sich wenig darum. Nur der weibliche Instinct ist es, den die Natur mit der Macht und Wuth des wilden Thieres bewaffnet. Die Eifersucht hat nur fleischliche Motive, und man versichert sich der ehelichen Treue durch mechanische Mittel. Der Todtschlag aus Eifersucht findet sich dennoch häufig unter dem Stamme der Dinka. Der Verkauf der Kinder und nächsten Verwandten, welchen besonders hungrige Neger ohne den mindesten Anstand vollziehen, hat nie andere Gründe als die Befriedigung physischer Bedürfnisse. Die anscheinende Ausdauer, womit der

Neger seinen Heerd in den Gebirgen vertheidigt, gehört ebenfalls zu den Aeusserungen eines auch den Thieren eigenen Instinctes. Die Triebe zur Trunkenheit, zum Spiele, Tanze, Putze und zur Befriedigung der Geschlechtslust sind die mächtigsten Hebel im Lebenskreise des Negers. Seine ganze Industrie ist auf die Befriedigung der Putzsucht gerichtet: statt sich zu bedecken, putzt er sich. Ebenso wie bei manchen Thieren, verbirgt sich auch beim Neger das Gefühl des Schmerzes — sey es aus Vorurtheil oder Instinct — gänzlich unter dem Anscheine von Ruhe. Die Ausbrüche der Leidenschaften hingegen erfolgen plötzlich, und oft in dem Augenblicke, wo man sie am wenigsten erwartet; doch mangelt dabei die Beständigkeit. Diese findet sich jedoch wohl im Ideenkreise zur Hartnäckigkeit entartet. Man hat zwar das Temperament des Negers als cholerisches bezeichnet, es ist aber solches nur bis zu einem gewissen Punkte. Eine ausserordentliche Heftigkeit in den augenblicklichen Anwandlungen der Seele ohne gehörigen Nachhalt in den nachfolgenden Willensäusserungen bezeichnet diesen Zustand des cholerischen Affectes: momentanes Aufbrausen und langwierige Apathie. So verliert auch das Leben selbst für den Neger seinen Werth, sobald er nicht mehr die Mittel zur Befriedigung seiner physischen Bedürfnisse besitzt: er widerstrebt nie durch eine verdoppelte Thätigkeit, sondern zieht es vor, im Zustande der Gleichgiltigkeit zu sterben, oder wird dann wohl gar zum Selbstmörder. Ebenso fremd ist ihm die Liebe zum Kriege: er kriegt nur vom Hunger gestachelt. Der Krieg aus Leidenschaft oder Zerstörungswuth ist ihm unbekannt. Die Schuluk ausgenommen, verkauft kein Negerstamm die im Kriege erbeuteten Gefangenen; ja man hält es gar oft nicht der Mühe werth deren zu machen, sondern begnügt sich mit anderer Beute. Die Prostitution der Dienerinnen und Sklavinnen bildet einen Erwerbszweig selbst bei den Negern, welche sich zum Islam bekennen. Das Mitleid ist

bis zu einem gewissen Grade dem Negerherzen eben so wenig fremd als manchen unter den Hausthieren; aber im Unglücke bringen sie sich nicht das geringste Opfer. Die Anhänglichkeit an ihre Herren ist eine eben so wankende Tugend: nur gar zu oft schlägt sie plötzlich ohne irgend eine erkennbare Ursache in eben so unvertilgbaren Hass um. Wenn nicht Leidenschaft sich einmischt, scheint eine Art von Vernunftreligion ihre Handlungen zu regeln. Obwohl die im Osten Afrika's lebenden Neger Spuren einer Religion ohne Zweifel besitzen, so ist doch der reine Glaube an ein höheres Wesen auf jeden Fall sehr unter ihnen verdunkelt. Höchstens beten sie den Mond, Naturgegenstände oder Fetische an.

Ebensowohl als der physische Zustand des Negers vortheilhafte Veränderungen durch hinreichende Nahrung und passende Uebung eingeht, ist auch die moralische Seite mancher Verbesserung fähig. Jedoch möchte eine 5000jährige Geschichte hinreichen diejenigen zu enttäuschen, welche durch die Einbildungskraft verleitet zu sanguinische Hoffnungen hegen. Seit undenklichen Zeiten sind die Negervölker, obgleich in Berührung mit den gebildetsten Nationen des Erdballes, in einem so ziemlich stationären Zustande verblieben; sie haben immer eine sehr untergeordnete Rolle auf dem Welttheater gespielt; nie haben sie eine Geschichte gehabt — ein Besitz, dessen sich doch jedes Volk, welches zu einem höheren Geschicke berufen, selbst in seiner Kindheit rühmt. Wenn wir daher einerseits die Bestrebungen derjenigen für abgeschmackt halten, welche den Neger als eine von den Kaukasiern verschiedene Art des Menschengeschlechtes betrachten, so begreifen wir anderseits doch auch die Anforderungen derjenigen nicht, welche uns mit einem falschen Eifer, der die Natur der Dinge a priori erklärt, begreiflich machen wollen, dass alle Raçen dazu berufen seyen, ganz dieselbe Aufgabe auf dieser Erde zu lösen. Wir verabscheuen die frevelhaften Eingriffe in die Freiheit unserer

gefärbten Brüder, zweifeln jedoch eben so sehr an ihrem Berufe zu unserer Bildung des Geistes und Gemüthes. Sollte eine solche jemals nach fünftausendjährigem Schlummer sich entwickeln, so wird sie auf jeden Fall eine von der unsrigen sehr verschiedene seyn. Wir fragen jedoch auch die Vertheidiger des Sklavenhandels, mit welchem Rechte man unsere Kinder und Greise demselben Preis geben dürfte? Uebrigens könnte schon der Umstand allein, dass in den meisten Negerländern die Menschenstämme kaukasischer Abkunft nicht lebensfähig sind, jeden nüchternen Beobachter zur Bewunderung der ewigen Weisheit hinführen. Allein unglücklicher Weise hat noch überall und allemal der Starke den Schwachen gemissbraucht; und noch weit sind sie vom Ziele, die Apostel der wahren Humanität.

Ueber die Anlage
eines Colonialhandels-Etablissements im ostindischen Archipel.

Der Deutschen morgenländischen Gesellschaft während der Hauptversammlung in Jena, im Herbst 1846, zur Begutachtung überreicht

von Dr. E. Selberg in Rinteln (Kurhessen).

Als ich vor sieben Jahren den ostindischen Archipel auf einer der besuchtesten Wasserstrassen durchzog, begegneten



1) Dieser Aufsatz gelangte an die Orientalisten-Versammlung in Jena am 2. October 1846, als dieselbe ihre letzte Sitzung zu halten in Begriff stand. Es war daher nicht mehr möglich an Ort und Stelle das von Herrn Dr. Selberg gewünschte Gutachten zu Stande zu bringen, und da selbst zu einer tiefer eingehenden vorläufigen Besprechung die Zeit nicht mehr gegeben war, so wurde die ganze Angelegenheit dem geschäftsführenden Vorstande der Gesellschaft zur Erledigung überwiesen. Der letztere hat darüber in einer Sitzung zu Leipzig am 24. October 1846 berathen und, seinerseits sich des Urtheils enthaltend, für zweckmässig erachtet, den Aufsatz selbst sofort zum Druck zu bringen, um dadurch den in der Sache stimmfähigen Männern Anlass zu öffentlicher Erörterung derselben zu geben. Es könnte in Frage gestellt werden, ob die Deutsche morgenländische Gesellschaft sich überhaupt mit Gegenständen befassen solle, welche, wie das jetzt zur Sprache gebrachte Handels-Colonisations-Project, mehr dem praktischen Lebensgebiete als der Gelehrsamkeit angehören. Wir sind aber der Meinung, dass ein deutscher Verein, selbst wenn er aus lauter Fachgelehrten bestände, den Tagesfragen dieser Art, welche das patriotische Interesse so stark berühren, sich nicht entziehen darf, zumal wenn sie den wissenschaftlichen Bestrebungen, wie sie unsere Gesellschaft verfolgt, so wenig fern liegen als die hier in Vorschlag gebrachte Eröffnung einer directen und dauernden Verbindung mit dem Orient. Die Redaction.

mir Schiffe von fast allen cultivirten Nationen, welche zu jenen reichen Inselgruppen hinzogen, um an dem Welthandel Theil zu nehmen. Die Flaggen Englands, Hollands, Amerikas, Frankreichs, Spaniens und viele andere zeigten ihre leuchtenden Farben im tropischen Sonnenglanze; aber ein Schiff unter deutscher Flagge sah ich nicht. Ich besuchte einige der Weltmärkte im Archipel, wo der Handel die Bewohner dreier Welttheile vereinigt, wie z. B. zu Batavia und Surabaya, fand aber auch hier meine Landsleute wenig oder gar nicht vertreten. Ich landete später auf St. Helena, und das Hafenbuch zeigte mir, dass unter 636 Schiffen, welche hier angelegt hatten, ein einziges deutsches, ein Hamburger gewesen war. Die Deutschen sind so gut wie ausgeschlossen von jenen reichen Gegenden und müssen ihren grossen Bedarf an Colonial-Waaren, welchen sie selbst für eigene Manufacturen an Ort und Stelle eintauschen könnten, meistentheils von anderen Völkern und besonders von den *Niederländern* nehmen. Zu diesen wandern jährlich ungeheure Summen aus Deutschland, während sie von uns unverhältnissmässig geringe Quantitäten unserer Manufacturproducte entgegennehmen.

Allseitig einen so grossen Nachtheil empfindend hat man versucht demselben abzuhelfen, eines Theils auf diplomatischem Wege, indem man deutschen Schiffen den Zugang zu englischen und niederländischen Colonialhäfen zu erleichtern suchte, anderen Theils durch die Anlage eigener Colonien.

Die Vortrefflichkeit ihrer Fabriken erlaubt aber den Engländern Fabrikate in den ostindischen Archipel einzuführen, welche früher hier selbst verfertigt oder aus dem Westen von Indien bezogen worden waren, und eben diese Fabrikate zu Preisen zu verkaufen, für welche sie von Deutschland durchaus nicht geliefert werden können. In Ballast kann aber ein deutsches Schiff nicht in den Archipel gehen, weil die Rückladung die Kosten der Aus- und Zurück-

reise würde tragen müssen, wodurch der Preis der Colonialwaaren ungeheuer gesteigert werden würde ohne den geringsten Vortheil für unsere inländischen Manufacturen. Ausserdem gehen jährlich 60 bis 80 Schiffe Englands und oft viel mehr nach Botany-Bay und anderen Plätzen in Neuholland, um Sträflinge, Colonisten und Bedürfnisse für diese überzuführen. Die Rheder der Schiffe verdienen hierbei reiche Frachtgelder und begeben sich, wenn sie keine Rückladung in einem englischen Hafen erhalten, nach den verschiedensten Orten des ostindischen Archipels, wo nur eine solche zu bekommen ist. Sie begnügen sich nicht selten mit einer Fracht von 120, 100, ja 80 Fl. für die Last, während der deutsche Kaufmann über 160 Fl. zahlen muss, also durchaus nicht concurriren kann. Rücksichtlich der niederländischen Colonien aber ist es bekannt, dass jährlich nur soviel Colonialproducte an Ort und Stelle verkauft werden, als nothwendig ist um dem augenblicklichen Geldmangel des Gouvernements abzuhelfen. Diese Quantitäten aber kaufen meistens die Engländer, mit denen hier, aus den angedeuteten Gründen, nicht einmal die niederländischen Kaufleute concurriren können. Die grosse Masse der Producte aber wird durch die Handelsmaatschappy nach Holland übergeführt und in den bekannten Versteigerungen verkauft. Diese Handelsmaatschappy ist aber so sehr vom Staate begünstigt, dass der niederländische Privathandel nach den eigenen Colonien wenig mehr beträgt. Der deutsche Kaufmann aber kann in den niederländischen Colonien eine Concurrenz nicht wagen, welche nicht einmal der niederländische selbst eingehen kann. Von noch anderen Hindernissen ganz abgesehen, geht schon aus dem Angegebenen hervor, dass die Concessionen, welche dem deutschen Kaufmann in den genannten Colonien gemacht scheinen, rein werthlos und illusorisch sind.

Eben so traurig sind aber auch unsere eigenen Colonisationsversuche ausgefallen. Es bildete sich zwar im Jahre

1842 in Hamburg eine Compagnie für den Zweck der Colonisation auf Neuseeland. Der Erfolg bewirkte aber, dass nach zwei Jahren diess Project wieder aufgegeben wurde. Auch Pläne für die Bildung deutscher Colonien in der Moldau, der Walachei und Bulgarien kamen auf und grosse Hoffnungen, welche nimmer in Erfüllung gingen, knüpften sich daran. Man berücksichtigte die Verhältnisse dieser Länder nicht genau, übersah dass ihre Exporten wenig für den deutschen Markt passen, dass sich in ihnen nur eine sehr beschränkte Nachfrage nach europäischen Fabrikaten zeigt, und dass diese bereits von den Engländern geliefert werden, mit denen auch hier die deutschen Kaufleute nicht concurriren können.

Die Anlage einer deutschen Colonie aber in der Weise, wie solche von anderen europäischen Völkern besessen werden, würde ausser bedeutenden Administrationskosten, deren Interessen höchst zweifelhaft sein möchten, eine Seemacht voraussetzen, deren sich unser Vaterland bis jetzt leider nicht zu erfreuen hat.

Sollten sich diese Hindernisse nicht umgehen lassen? Sollte es nicht möglich sein unserem Vaterlande jeglichen Nutzen einer eigenen Colonie zu verschaffen, ohne die maritimen, administrativen und militärischen Maassregeln in Anspruch zu nehmen, welche die Erwerbung überseeischer reicher Besitzungen schwierig, ihre Administration kostbar und ihre Erhaltung in Kriegsfällen zweifelhaft machen? Jahre lang beschäftigte mich die Lösung dieses Problems, welche ich den geehrten Mitgliedern dieser Versammlung in kurzen Zügen vorlege, zagend, weil ihr Gutachten, um welches ich ergebenst bitte, über das fernere Schicksal eines lange gehegten Lieblingsplanes entscheiden wird, und doch wieder vertrauend, weil ich der Sympathie gewiss bin für einen Plan, dessen Ausführung nicht allein das gesammte Vaterland bereichern, sondern uns auch den unmittelbaren Zugang

zu den wissenschaftlichen Schätzen des Orients aufschliessen würde.

Von allen Ländern der Welt aber entspricht keines so sehr den Anforderungen, welche wir an ein Colonialhandels-Etablissement machen müssen, als gerade eine der Inseln des indischen Archipels. Dieser ist gleichsam ein Festland von ungeheurer Ausdehnung, dessen einzelne Partien leicht zugänglich sind durch das Meer, welches sie umgiebt. Mit derselben Leichtigkeit, mit welcher wir einen europäischen Kanal bereisen oder einen schiffbaren Strom, kann dieses ruhige, selten durch Stürme bewegte Meer befahren werden, welches die einzelnen Inseln mehr verbindet als trennt und den wechselseitigen Verkehr unter ihnen erleichtert und belebt. Dieses günstige Verhältniss besonders bevorzugt und unterscheidet diese Gegend der Erde von der ununterbrochenen Küste Afrikas, von einem Theile Asiens und von einigen Gegenden Amerikas. Eine beträchtliche Menge jener Inseln ist gross genug um von der Unfruchtbarkeit verschont zu bleiben, welche so häufig unter den Tropen gelegene Länder wegen Mangel an Flüssen heimsucht, und besitzt überdiess schiffbare Ströme, weite Buchten oder sichere Baien. Die Bewohner dieser Inseln treiben aber fast alle unter einander Handel, kennen, soweit es für sie nöthig ist, die Schiffarth und sind durch das stärkste aller internationalen Bande, durch das gegenseitige Bedürfniss, durch die Nützlichkeit des Verkehrs, welcher durch eine leichte Communication begünstigt wird, unter einander und mit den grossen Völkern Asiens verbunden, zu welchen der Weg nothwendig durch den Archipel führt. Ein grosser Theil dieser Inseln harrt noch des Besitznehmers, und der Raum zur Auswahl ist wahrlich nicht gering.

Eben dieser Archipel liefert die reichsten Colonialwaaren und gerade diejenigen, für welche jährlich die vielen Millionen an baarem Gelde aus Deutschland nach Holland gehen.

Die klimatischen Verhältnisse sind so ausnehmend günstig für die Uebersiedelung der verschiedensten Völkerraçen, dass jede Colonie, welche zu irgend einer Zeit hier angelegt wurde, immer zu bedeutender Blüthe emporschoss und nur durch das Monopolsystem der frühern Colonisten wieder heruntergebracht wurde. Der wohlthätige Einfluss asiatischer Colonisten auf die uncultivirten Bewohner des Archipels zeigte sich überall, wo die Araber, das gebildetste Volk Asiens, einigen Einfluss erlangten. Ich erinnere nur an Bantam, Achie, Macassar und Pontianak. Ja, jede Regierungsform scheint auf diesem üppigen Boden schöne Früchte zu tragen, sobald sie nur der Anarchie entgegen tritt und die Sicherheit der Person und des Besitzes begünstigt. Die Portugiesen waren zum Beispiel auf Malacca im Besitze des freien Handels, und trotz dem, dass die Stadt fortwährend der Schauplatz von Gefechten und von Feinden umgeben war, erreichte sie dennoch eine Blüthe, wie niemals eine andere Stadt jenes gesegneten Archipels. Auch Manilla beweist die Wahrheit meiner Behauptung und zeigt dass die schlechteste europäische Regierungsform hier noch besser wirkt, als die beste asiatische, sobald man nicht die europäischen Institute durch despotische Monopole und eigens für die Colonien erfundene Gewaltmaasregeln verkümmert. Einen schlagenden Beleg hierfür bietet uns die Insel Penang, ein kleines Fleckchen Land, schlecht gelegen, weil zu westlich und zu entfernt von den fruchtbarsten und besuchtesten Theilen des Archipels, durch seinen Boden nicht begünstigt, denn es ist unfruchtbar und war unbewohnt. Nur eines guten Hafens wegen wurde es von den Engländern colonisirt, zählte nach 30 Jahren mehr als so viele tausend Einwohner und wurde einer der blühendsten Handelsplätze im Archipel. Man kann daraus, dass 22 Sprachen auf dieser sieben Quadratmeilen grossen Insel gesprochen werden, auf die Lebendigkeit des Verkehrs daselbst schliessen,

wenn auch seine Wichtigkeit für den Handel nicht bekannt wäre.

Was nun die Auswahl einer Insel zur Anlage einer deutschen Colonie oder eines Handels-Etablissements anbetrifft, so reicht meine Kenntniss des Archipels nicht hin, um eine solche zu bestimmen. Nur im Allgemeinen lässt sich angeben, dass eine solche womöglich in der Nähe des Fahrwassers liegen muss, welches sowohl zu den cultivirtesten Völkern des Archipels, als auch zu den grossen Nationen führt, welche östlich und westlich wohnen. Ausserdem bedarf der Platz nur eines guten Hafens oder einer geschützten Rhede.

In den Colonien, die bestehen oder bestanden haben im ostindischen Archipele, hat die Geschichte der europäischen Völker durch eine fortlaufende Kette von traurigen Beispielen gelehrt, dass jedes Monopolsystem dem Herrschenden wie dem Bedrückten Nachtheil bringt. Eine octrojirte Compagnie erscheint als politische Macht und als Kaufmann, lässt nichts unversucht um die Völker, mit denen sie Handel treibt, ihren Zwecken vollständig zu unterwerfen, statt sich den herrschenden Gesetzen und Gebräuchen unterzuordnen, den indischen Handel wie den europäischen zu treiben, frei von zu künstlichen Banden und gleich vortheilhaft für Verkäufer und Käufer. Hass, Kriege, Unterdrückung der Eingebornen, Verarmung der Monopolisten waren die Folgen solcher Colonisirung. Ich erinnere nur an das Schicksal der niederländisch-ostindischen und englisch-ostindischen Handelscompagnien.

Dagegen zeigt das Beispiel der Amerikaner in einer glänzenden Weise die Vortheile des freien Handels. Seit 1784, wo zuerst ihre Flagge im ostindischen Archipele erschien, haben sie niemals den Handel mit der Politik vermengt, nie sich in die Kriege der Eingebornen gemischt, niemals diese zu unterdrücken gesucht. Auch ist niemals von den wildesten der malaiischen Stämme eins ihrer Schiffe

feindlich angefallen worden. Während sich die europäischen Völker durch Raubsucht und Unmenschlichkeit entehrten und durch ihre Monopolwuth sich selbst, ihre Besitzungen und ihren Handel ruinirten, in zahllosen ungerechten Kriegen Geld und Blut vergeudeten, nahm der amerikanische Handel nach Ostindien immer mehr an Blüthe zu und erreichte eine solche Höhe, dass er in vier Jahren einen Schiffsraum bedurfte, welcher dreimal so gross war als derjenige, welchen die englisch-ostindische Compagnie in 220 Jahren nöthig hatte.

Man sollte hieraus schliessen, dass der deutsche Kaufmann eben so vortheilhaft wie der amerikanische nach Ostindien handeln könnte, wenn nicht durch Mangel an Erfahrung ein solcher Geschäftsbetrieb höchst unsicher würde, und diess noch mehr, da er mit zerstreuten, halbbarbarischen und armen Nationen stattfinden soll, welche sich schwer an die Gesetzmässigkeit europäischer Völker binden und diesen aus guten Gründen misstrauen. Dennoch würden diese Uebelstände leicht zu beseitigen sein und beiden Parteien genügt werden — wenn dieser Handel durch eine dazwischen kommende dritte getrieben würde, welcher die beiden ersten vollständig vertrauen könnten. Durch Anlage eines deutschen Colonialhandels-Etablissements aber würde diess Ziel für uns zu erreichen sein. Nur einige Grundzüge zur Errichtung eines solchen erlaube ich mir anzugeben.

Eine zweckmässig gelegene Insel wird von einer deutschen Macht (z. B. von den Zollvereinsländern) in Besitz genommen oder durch Kauf von den Eingebornen erworben; sie mag fruchtbar oder unfruchtbar sein, wenn sie nur passend liegt und einen guten Hafen hat.

Jeder, welcher Nation er auch angehöre, darf sich auf der Insel niederlassen, Grundbesitz erwerben, Handel treiben, ohne in der Ausübung seiner religiösen oder nationalen Gebräuche gehindert zu werden. Diese Bestimmung allein schon

würde an das Land fesseln und der Regierung diejenigen in freiwilliger Treue unterwerfen, welche sie beschützt.

Aus der Anzahl der Naturalisirten, welcher Classe oder Nation sie auch angehören, müsste ein Rath ernannt werden, welcher das Recht hat die Abgaben festzusetzen.

Die erste Sorge dieses Rathes müsste sein, ein einfaches Gesetzbuch zu entwerfen, welches für eine solche Colonie genügend ist.

Ein Gouverneur müsste den Grundsatz festhalten, dass er je weniger desto besser regiert, und die Wirkungen des Fleisses, des Eifers, der Capitalverwerthung durch nichts hemmen, sondern in aller Weise beschützen. Seine vorzüglichste Thätigkeit müsste in der Anknüpfung von Handelsverbindungen mit nahe wohnenden Nationen bestehen, mit welchen er auf dem Fusse der Gleichheit unterhandeln müsste, ernstlich aber vermeiden, durch Verträge zu exclusive Vorrechte oder gar Territorialbesitz zu erwerben. Natürlich würden die benachbarten Fürsten ein Etablissement um so eifriger schützen und bevorzugen, je grösser der Vortheil wäre, welchen ihnen dieses gewährt. Dass aber die Abgaben für den Europäer und für den Asiaten gleich gross wären, könne dem ersteren, welcher mit viel grösserer Umsicht und Sparsamkeit handelt, durchaus nicht nachtheilig sein.

Dass ausserdem ein solcher Gouverneur ausser hervorragenden moralischen Eigenschaften, welche ganz besonders geeignet sind ihm einen grossen Einfluss auf die Eingebornen zu sichern, die nöthige Kenntniss ihrer Sprache, Sitten und Gebräuche besitzen müsste, versteht sich von selbst.

Eine geringe Belastung des Handels nach aussen, welche bei sorgfältiger Pflege des letzteren leicht zu tragen wäre, ein Differenzialzoll auf fremde europäische Manufacten und der Verkauf von Ländereien würden eine genügende Einnahme abwerfen, um die Unkosten der Administration und der Anlage öffentlicher Bauten zu decken.

Nothwendig müsste ein so eingerichtetes Handels-Etablissement ein grosser Stapelplatz werden, auf welchen die Eingebornen die reichen, auf verschiedenen Inseln zerstreut wachsenden Colonialwaaren hinführen würden, welche dann der deutsche Kaufmann dort immer vorräthig fände. Zugleich müsste sich daselbst der vortheilhafteste Markt für deutsche Manufacten bilden, welche von hieraus über den ganzen Archipel verführt werden könnten. Sicherheit des Handels und Schnelligkeit des Absatzes bei möglichst geringem Risico würden den deutschen Kaufmann für den Mangel monopolistischer Vorrechte schadlos halten.

Auch der moralische Einfluss eines solchen Etablissements würde von weitgreifender Wichtigkeit sein und deutsche Kunst, Bildung und Wissenschaft über den Archipel verbreiten.

Schliesslich erwähne ich noch, um auch auf historischem Wege zu beweisen dass sich leicht ein solches Colonialhandels-Etablissement anlegen lassen würde, der Insel Singapor (Singha-pura). Raffles [1]) verlangte von der englischen Regierung „weder Land noch Volk, sondern nur die Erlaubniss, an der Mündung der Strasse von Malacca oder Sunda mit einem englischen Linienschiffe zu ankern. Diess sollte hinreichend sein um den brittischen Handel zu heben und das niederländische Monopolsystem zu ruiniren." Singapor an der Mündung der Strasse von Malacca war die Insel wo er seinen Plan realisirte und im Februar 1819 die brittische Flagge aufzog. Vier Monate später, im Juni, schrieb er: „Meine neue Colonie wächst rasch empor. Wir sind noch keine vier Monate hier, und die Bevölkerung ist um 5000 Seelen, meistens Chinesen, gewachsen. Diese Zahl nimmt jeden Tag zu. Ich kann auf mein Wort versichern dass

---

1) Memoir of the life and public services of Sir Th. St. Raffles, by his Widow. London 1830.

dieses Fleckchen Land der wichtigste Stapelplatz im ganzen Osten und für Schiffarth und Handel wichtiger werden wird als ausgedehnte Gegenden des Festlandes.“

Im Jahre 1822 schrieb er: „Meine Colonie Singapor blüht immer mehr auf. In $2\frac{1}{2}$ Jahren hat der gesammte Schiffsraum mehr denn 161,000 Tonnen betragen und der Werth der Ein- und Ausfuhr zwei Millionen Pfund Sterling. Es werden hier jährlich mehr als acht Millionen Dollar (Spanische Mark) umgesetzt ohne Gouvernements-Wechsel oder einen andern Abzug, wie er auch heissen möge.“

In einem anderen Briefe an seinen Neffen schreibt er: „Singapor ist bereits ein ansehnlicher Stapelplatz geworden. Ueberall werden Häuser und Magazine erbaut und die Wälder der Insel weichen täglich mehr und mehr dem Fleisse der Colonisten. Im Augenblicke beschäftigt mich die Anlage von Strassen und Städten und die Einführung von Gesetzen, welche zur Sicherheit der Personen und Güter dienen. Wir haben bereits neun europäische Handelshäuser hier.“

Wie bedeutend Singapor geworden, ist hinlänglich bekannt. Möge bald eine deutsche Colonie im ostindischen Archipel entstehen, welche ihm gleichkommt!



Ueber einen

griechisch-arabischen Codex rescriptus der Leipziger Universitäts-Bibliothek

von H. L. Fleischer.

Unter den von Prof. Dr. Tischendorf aus dem Morgenlande zurückgebrachten Handschriften ist eine derjenigen, welche an die Leipziger Universitäts-Bibliothek übergegangen sind [1]), von einer Beschaffenheit, die sofort die volle Aufmerksamkeit des Orientalisten erregt. Prof. Tischendorf selbst hat sie vorläufig beschrieben in der Rechenschaft über die auf seiner Reise gemachten handschriftlichen Studien, Wiener Jahrb. d. Lit. Bd. CX. Anz.-Bl. S. 6. Sie rührt aus dem palästinensischen Kloster des heil. Saba her, ist auf Pergament in kl.-Fol. geschrieben und leider nur Bruchstück, bestehend aus 22 [2]) theils noch zusammenhängenden, theils einzelnen Blättern, welche an der vordern Seite, wie es scheint durch das Messer eines Buchbinders, der sie zum Einbinden benutzen wollte, etwa um einen Zoll verkürzt worden sind, wodurch auch ein Theil der Schrift verloren

---

1) S. Wiener Jahrb. der Lit. Bd. CXII. Anz.-Bl. S. 40.

2) Von den im Anz.-Bl. der Jahrbücher angegebenen 24 Blättern sind zwei noch vor der Uebergabe an die Universitäts-Bibliothek abhanden gekommen.

gegangen ist. Uebrigens ist die Substanz der Blätter, bis auf einige ausgerissene und durchlöcherte Stellen, unbeschädigt. Blatt 15 und 17—22 sind der Breite nach aus zweien zusammengenäht, offenbar erst von den arabischen Mönchen, da die griechische Schrift bei den Nähten abbricht, die arabische hingegen darüber hinweg läuft. Die Farbe des Pergaments ist, abgesehen von den hier und da stark hervortretenden Ueberresten der griechischen Grundschrift, noch ziemlich weiss, stellenweise, in Folge äusserer Einwirkungen, mit schmutzig braunen und schwärzlichen Flecken gemischt. Auf der Rückseite des 14. Blattes hat ein dort angewendetes chemisches Reagens den Raum der ersten 4 bis 5 Zeilen theilweise grün gefärbt, eine Stelle aber durchäzt.

Die griechische Grundschrift, zwei Columnen auf jeder Seite, zeigt noch völlig accentlose, von der rechten zur Linken geneigte Uncialen, welche nach Prof. Tischendorf dem achten Jahrhundert anzugehören scheinen. Es sind Bruchstücke eines Codex der LXX; die von Prof. Tischendorf in seiner Beschreibung angeführten Stellen sind der Reihe nach folgende: 1) von *αναπεποιημενη* bis *τοις*, Bl. VIII r., Z. 2—11, aus 4. Mos. 28, 20 u. 21. 2) von *περι* bis *ενδελεχι*, ebend. Z. 16—21, aus 4. Mos. 28, 22 u. 23. 3) von *αν αποθανη* bis *υμων*, Bl. XII v., Z. 2—14, aus 4. Mos. 35, 28 u. 29. 4) von *του βαλακ* bis *του*, Bl. XVI v., Z. 11—14, aus Richt. 11, 25. Natürlich lassen sich nun, mit dem Texte der LXX in der Hand, noch mehrere andere Stellen lesen; doch dergleichen nachzuweisen, liegt nicht in der Bestimmung dieses Aufsatzes. Nur das ist noch zu bemerken, dass auf Bl. 17 und 19—22 in je zwei quer laufenden Columnen mit etwas kleinern, übrigens ganz eben so geformten Uncialen, eine Abhandlung steht, welche sich durch einzelne noch lesbare Wortgruppen (z. B. *αντι* $\bar{\lambda}$ *του* $\bar{ς}$, Bl. XX r. am innern Rande rechts; *το* $\bar{ι}$ *του* $\bar{υ}$, Bl. XX v. linke Columne Z. 16; *νειλος· νεικος — ο οικος· εν δε τω*, Bl. XX v. am innern Rande links;

το τ̄ εν κατα — το γαρ αιγισθος, Bl. XXI r. am innern Rande rechts; *και αρχιας ο διδασκαλος — τε ο τρυφων*, Bl. XXII v. am innern Rande rechts) als eine grammatische ausweist. Zwei Randbemerkungen Bl. XXII v. unten, mit kleinen gerade stehenden Uncialen, sind ebenfalls grammatischen Inhaltes.

Ueber diese griechische Grundschrift nun läuft, auf Bl. 1—16 und 18 mit ihr parallel, auf Bl. 17 und 19—22 sich mit ihr kreuzend, eine arabische Schrift hinweg, welche weit weniger durch ihren Inhalt und durch dessen sprachliche Form, als durch die alterthümliche Gestaltung ihrer Buchstaben und Züge merkwürdig ist.

Was den Inhalt betrifft, so finden wir hier Bruchstücke einer legendenartigen Lebensbeschreibung von vier Klosterheiligen der griechischen Kirche, des h. Euthymius, des h. Saba, des h. Abramius und des h. Theodosius. Theils die am obern Rande nach innen zu stehenden coptischen Columnenziffern mit den links daneben ausgeschriebenen arabischen Zahlwörtern, theils — da jene auf einigen Blättern weggeschnitten sind — der Inhalt und die Folge der Capitel haben es möglich gemacht, die durch einander geworfenen Blätter zu ordnen. Freilich bilden sie auch so keine ununterbrochene Reihe, doch schliessen sich wenigstens die meisten unmittelbar an einander, nämlich: 1) Bl. I—V, sonst 153—157. 2) Bl. VI—X, sonst 161—165. 3) Bl. XI—XVI, sonst 177—182. 4) Bl. XVII—XXII, sonst 191—196. Die Lebensbeschreibung des h. Euthymius [1]) in 53 Capiteln, mit deren 27sten das erste Blatt ex abrupto anfängt, reicht bis Bl. IX v., die des h. Saba in 72 Capiteln von da an bis Bl.

---

1) Da dieser Name gewöhnlich أوثوميس geschrieben ist, so denkt wohl jeder zunächst an *Εὐφήμιος*; aber die etymologisch getreue Schreibart أوثوميوس Bl. X r. Z. 1 und Bl. XVIII r. Z. 9 zeigt, dass das ف in أوفيميس, wie im russischen Feodor u. s. w., das *ϑ* vertritt.

XVII r., die des h. Abramius ohne Capiteleintheilung von Bl. XVII v. bis Bl. XX r., und die des h. Theodosius, ebenfalls ohne Capiteleintheilung, von da bis Bl. XXII v., wo sie abgebrochen ist. Die rothen Ueberschriften der Capitel (راس, mit dem ausgeschriebenen arabischen Zahlwort) in den beiden ersten Lebensbeschreibungen bilden nicht besondere Zeilen, sondern stehen mitten im Texte. Die grössern Redesätze sind durch roth umzogene schwarze Punkte von einander getrennt; die Capitelüberschriften haben deren rechts und links zwei, und zwischen beiden folgende Figur: ؏ Diese stärkere Interpunction, hier und da noch mit verzierenden Zusätzen, steht auch am Ende ganzer Abschnitte. Das Leben des h. Saba, Bl. IX v., ist roth überschrieben: هذا ما راينا ان نفسر من قصة مارى سابا القديس كوكب البرية وتدبيره الحسن لمنفعة من يقراه ويسمعه, *Diess ist was wir beschlossen haben auseinanderzusetzen* [1]) *von der Geschichte des h. Mar Saba, des Sternes der Wüste, und von seinem löblichen Lebenswandel, zum Nutzen derer, welche es lesen und hören werden.* Die Unterschrift, Bl. XVII r.: وكتب الخاطى المسكين ذاويذ (2 وهو يسبح الله الذى اعان واحسن ويسل كل من قرا هذا المصحف ان يدعوا له بالرحمة والمغفرة من اجل حبُ (3 المسيح الاهنا وسيدنا. رضى الله عن من فعل ذلك امين *Geschrieben hat es der arme Sünder David, Gott preisend, der ihm ge-*

---

1) Oder: *zu übersetzen*, nämlich aus dem griechischen Original in das Arabische.

2) Nach der griechischen Aussprache des Namens Δαβίδ, mit gelispeltem doppelten Delta. Vom König David steht Bl. XX r. Z. 16 die arabische Form داود.

3) So steht oft das Dhamma, das einzige Vocalzeichen welches überhaupt vorkommt, weit links von dem Buchstaben zu dem es gehört, wie Bl. I r. Z. 7 اخرا st. اُخرا (أُخْرَى) und اناسُ st. أُناس; doch auch ebend. Z. 1 تسكُن und Z. 9 الملُك; seltener ebensoweit rechts zurück, wie Bl. VII r. Z. 17 جيُت st. جيتُ.

holfen und wohlgethan hat, und jeden, der diesen Codex lesen wird, bittend, dass er für ihn um Barmherzigkeit und Vergebung flehe um der Liebe Christi, unsers Gottes und Herrn, willen. Gott sei gnädig dem, welcher das thun wird, Amen. Ueber dem darauf folgenden Leben des h. Abramius: بسم[1] الاب. والابن. وروح. القدس. اله واحد. *Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, des einen Gottes.* Dieselbe rothe Ueberschrift hat das Leben des heil. Theodosius Bl. XX r., und darunter noch die Worte: هذه قصه. ابونا. مارى ثدوسيوس. القديس. المبارك. *Diess ist die Geschichte unsers Vaters Mar Theodosius, des gebenedeiten Heiligen.* Im letzten Capitel der Lebensbeschreibung des h. Euthymius, Bl. VIII v. — IX v., bezeichnet sich der Verfasser selbst als einen griechischen Mönch mit Namen Cyrillus, der im 6. Jahrh. in der vom h. Euthymius etwa 100 Jahre früher gestifteten palästinensischen Laura (Zellengallerie) lebte (s. Bl. I r. Z. 19 u. 20, u. Bl. IV r. Z. 15). Diese Laura, östlich von Jerusalem in der Wüste gelegen, ist nun auch der Mittelpunkt und Hauptschauplatz des geistlichen Heroenthums, dessen Kämpfe und Siege hier schon ganz im Geiste und Tone der naiv-gläubigen Legende gefeiert werden; in ihm grösstentheils leben und wirken Euthymius, sein Zögling Saba und wiederum dessen Zögling Abramius; Theodosius hingegen stiftet ein Kloster westlich nach Jerusalem hin gelegen. — Nach dem angeführten Capitel erweckte der Anblick so vieler wunderbaren Heilungen, die von dem Grabe des h. Euthymius ausgingen, in unserem Cyrillus den Wunsch, der Biograph des Heiligen zu werden, von dessen Tode an, nach Bl. X r. Z. 4 u. 5, bis auf jene Zeit gegen 80 Jahre

---

1) Ganz wie bei den muhammedanischen Arabern, z. B. im Anfange des Korans, mit einem zur Höhe des Lam verlängerten Be, zur Ersetzung des verloren gegangenen Vorschlags-Alif von أسم; s. Beidhawi, I, S. 4 Z. 15 und 16.

verflossen waren. Er fing an, aus dem Munde der alten Mönche jener Wüste, der jüngern Zeitgenossen des h. Euthymius und des h. Saba, den Stoff zur Lebensbeschreibung beider zu sammeln und das Gehörte in bunter Mischung aufzuschreiben. Als einige Zeit nachher, in Folge des von der „fünften Kirchenversammlung zu Constantinopel" (J. 553) über die Ketzereien des Origenes (اورجانيس) ausgesprochenen Verdammungsurtheils, die in der neuen Zellengallerie (السيق الجديد) wohnenden Mönche als Anhänger jener Lehren daraus vertrieben und durch andere ersetzt wurden, kam auch Cyrillus mit seinen Sammlungen dahin. Das Folgende wollen wir — zugleich als Sach- und Stylprobe — mit seinen eigenen, möglichst treu übersetzten Worten erzählen [1]): „Ich blieb nun zwei Jahre in der neuen Laura und las eifrig in jenen Papieren, konnte sie aber nicht gehörig in Ordnung bringen und ihnen keinen rechten Anfang geben; denn ich war arm an Kenntnissen, weil ich die Weisheit nicht gelernt hatte und keine Einsicht in Gottes Wort besass; auch war ich von unbeholfener Sprache. Aber der Gott der Wunder, der das Rauhe geebnet hat und die Zunge der Stummen zum Reden tüchtig macht, that auch an mir Schwachen Wunder durch die beiden Heiligen Mar Euthymius und Mar Saba. Da ich nämlich weder Sprachgabe noch Kenntnisse besass, um jenes Geschäft ordentlich zu verrichten, dachte ich nach, was ich mit den Papieren thun sollte, und betete und flehte desswegen mit Herzensinbrunst. Eines Tages, als ich so, die Papiere in der Hand, auf meinem Sitze sass, — es war in der zweiten Stunde des Tages, — nickte ich ein und entschlief. Da erschienen mir Mar Euthymius und Mar Saba in priesterlicher Kleidung, und ich hörte Mar Saba zu Mar Euthymius sagen: „Da ist Cyrillus, die Papiere in seiner

1) Die mit dem äussern Rande weggeschnittenen Wörter lassen sich in der Regel, wenigstens dem Sinne nach, mit Wahrscheinlichkeit ergänzen; wo diess nicht möglich war, sind kleine Kürzungen eingetreten.

Hand! Er hat grossen, brennenden Eifer, und ist eifrig bemüht gewesen, unserer Geschichte einen Anfang zu geben, hat es aber nicht vermocht.“ Da sagte Mar Euthymius der Starke (الّقوى): „Wie sollte er vermögen über uns zu schreiben, da er noch nicht durch Oeffnung des Mundes die Gnade bekommen hat?“ Mar Saba der Heilige antwortete: „So gieb du ihm die Gnade, mein Vater!“ Mar Euthymius willigte ein, zog aus seinem Aermel eine silberne Büchse (مُكحلة) und eine Sonde (مرود), dann steckte er die Sonde dreimal in die Büchse und darauf jedesmal in meinen Mund. Es sah das (was er mir eingab) aus wie — (fehlendes Wort) und sein Geschmack war süsser als Honig, aber seinem wirklichen Wesen nach war es die Gabe der Rede; wie der Prophet sagt: Dein Wort ist meinem Gaumen süsser als Honig dem Munde. —, Ich schmeckte die Süssigkeit in meinem Munde und auf meinen Lippen, erhielt die Gnade, fing an, die Geschichte von Mar Euthymius dem Starken zu schreiben, und die Gnade hiess mich davon nicht ablassen, bis ich jene Geschichte zu Ende geschrieben hatte. Darauf schrieb ich auch die Thaten (بوليطيا, *πολιτεία*) und den Lebenswandel (تدبير) von Mar Saba dem Trefflichen.“ Der Inhalt dieser Biographien nun unterscheidet sich, insoweit sie erhalten sind, durch nichts von dem der gewöhnlichen „Leben der Heiligen“ und zunächst der Klosterheiligen, ausser durch die individuellen Beziehungen besonders des h. Euthymius und des h. Saba zu der Kirchengeschichte ihrer Zeit und durch die ungewöhnlich starke Thätigkeit, welche namentlich der letztere in der Anlegung neuer Colonien des beschaulichen Lebens entwickelt. Eine nähere Beschreibung ist um so weniger nöthig, da, wie ich so eben während des Satzes dieser Seite entdecke, das griechische Original der beiden ersten Lebensbeschreibungen in Cotelier's Ecclesiae graecae Monumenta, Bd. II S. 200 ff. und Bd. IV S. 1 ff., abgedruckt ist. Als Verfasser erscheint dort, übereinstim-

mend mit der obigen Namensangabe, **Cyrillus** aus Scythopolis.

Die Sprache dieser Bruchstücke, wiewohl nach dem Schriftcharakter wenigstens 800 Jahr alt, zeigt schon die meisten der einfachern Formen, die bald nach der Verbreitung des Arabischen über seine ursprünglichen Grenzen hinaus zunächst in den Ländern, wo man sonst aramäisch und griechisch sprach, im gewöhnlichen Leben, und besonders bei Nicht-Muhammedanern, welche der muslimischen philologischen Schulbildung mehr oder weniger entbehrten, bald auch in der Schriftsprache Geltung gewannen. So bildete sich die *κοινὴ διάλεκτος* des Arabischen, während die durch Koran und Sunna geheiligten Formen der alten Beduinensprache, gleichsam der *ἀτθίς* des Arabischen, in den Städten nur noch unter den höher Gebildeten mehr künstlich als natürlich fortlebten, nach Gesetzen, denen sich keine Sprache des täglichen Verkehrs entziehen kann, auch aus diesen Kreisen immer mehr verschwanden und endlich nur noch in den Schulen und der Literatur gepflegt wurden. Wie in der Tausend und Einen Nacht sind auch hier einzelne jener ältern Formen mit den neuern gleichsam noch im Kampfe begriffen; willkürlich tritt bald die eine, bald die andere ein. So die Pluralendungen des Imperfectums auf ون neben denen auf وا, der Dual des Zeitw. neben dem ihn verdrängenden Pl., das Dualpronomen هما neben هم. Wie sehr das Gefühl für den Bedeutungsunterschied dieser Formen schon abgestumpft war, zeigt das عنهما Bl. IX r. Z. 5, welches, gleichsam des vollern Lautes wegen, geradezu für عنهم steht, wie gewöhnlich umgekehrt هم statt هما. Von Declinationsendungen keine Spur mehr; selbst die Accusativendung der indeterminirten Masculin-Singulare auf ا kommt nur noch in adverbial gebrauchten Adjectiven vor, wie جدا *sehr*, حسنا *gut;* denn das احدا, welches sich mit einer vorhergehenden Negation zu dem Begriff *niemand* verbindet, ist eine im Nom. und Acc. gleichlautende Vulgär-

form, auch noch heutzutage حدا. Die im Stamm selbst flexionsfähigen Wörter اب, اخ und فو erscheinen im St. constr. unveränderlich in der Form ابو, اخو und افا (sic). Für يد steht ايد (*îd*). Die regelmässigen Masculin-Plurale endigen sich schon durchaus auf ين, die Duale auf يْن. Häufiger noch als bei den Nennwörtern, — احزيران st. حزيران *Julius*, احواسك st. حواسك *deine Sinne*, اعشر einmal st. عشر *zehn*, — ist des Vorschlags-Alif bei dem Perfectum der ersten Form der Zeitwörter, welche dadurch äusserlich zur vierten wird: اختم *er las bis zu Ende*, اشفا *er heilte*, اعمر *er bebaute*, اعنا *er meinte*, انوينا *wir beabsichtigten*, اوجد *er fand*, اوعد *er verhiess* (Gutes). Die Verba primae Hamzae lassen nach Präfixen den Spir. len. oder den daraus entstandenen langen Vocal ausfallen und verdoppeln dafür den folgenden Consonanten: يدبه (spr. يُدَّبُه) st. يوّدّبه *er züchtigt ihn*, اتمنت (l. اتُّمِنْتُ) st. أُوتُمِنْتُ *ich bin betraut worden*, المتمن (l. المُتَّمَن) st. المُوتَمَن, المُؤتَمَن, *der Betraute*. Der Imperativ der vierten Form der Verba med. Waw und Je verliert sein Alif: غيثنى st. أغِثْنى *hilf mir*, وطيعوه st. وأطيعوه *und gehorcht ihm*. Die Verba ult. Hamzae und Waw gehen unterschiedslos in Verba ult. Je über: تنبيت *du hast geweissagt*, دعيتنى *du hast mich gerufen*. Die Verba ult. Je mit Kesre in der zweiten Sylbe behalten dieses vor dem *û* der dritten Pluralperson des Perfectums: قويوا, رضيوا, بقيوا, لقيوا, eben so vor dem *î* des Masculin-Plurals des Partic. Act.: عاصيين *Ungehorsame*. In dem Imperat. und Imperf. der beiden letzten Verbalclassen bleibt der lange Vocal überall: استجيب *erhöre*, اهدينى *leite mich*, لم يرضا *er willigte nicht ein*, لم ارا *ich sah nicht*, لم تلقانى *du trafst mich nicht*. Nur لم يكون *er war nicht* wechselt mit لم يكن. Die beiden Verba جاء und رأى erleiden nach Verlust ihres Hamza starke Ver-

kürzungen: رى *er sah* (einmal ارا), روا *sie sahen*, جتنى *sie kam zu mir*, جوا *sie kamen*, يجون *sie kommen*, جايته *seine Ankunft*. Auch سأل hat im Impf. stets يسل u. s. w. Von رأى ist die vierte Form im Perf. Act. immer اورى (l. أَوْرَى); im Impf. und Pass. wechseln يُورى und أُورى mit يُرى und أُرى ab. Eine mir sonst noch nicht vorgekommene Umstellung des *u* im Perf. Pass. der Verba med. Waw und Je findet sich in اقيل (l. أُقْيِلْ) st. قيل, قُيل; اوصيد (script. plena für أُصيد) st. صيد, صُيد; اسلنا (l. أُسِّلْنا) st. سُئِلْنا. Eben so eigenthümlich ist es, dass سَ vor Imperfecten mit Futurbedeutung stets als besonderes Wort und mit langem Vocal erscheint: سا تاتى *du wirst kommen*, فسا تعلم *so wirst du erkennen*. — In der Syntax tritt als charakteristisches Zeichen der gesunkenen Sprache vor allem der fast durchgängige Gebrauch des Pluralverbums *vor* dem Pluralsubjecte und der häufige Gebrauch des لِ statt des einfachen Accusativs nach unmittelbar transitiven Zeitwörtern hervor. In lexikalischer Hinsicht bemerkt man die eigenthümlichen Wörter und Wortbedeutungen des christlichen Arabismus, Entlehnungen aus dem Aramäischen und Griechischen oder Nachbildungen von Wörtern dieser Sprachen; darunter einiges wenigstens mir Neue: استيخُس στίχος *Vers*, بيوس βίος *Lebensbeschreibung*, جرقوميات γηροκομεῖα *Greisen-Hospitale*, قنقل κιγκλίς, (neugr. κάγκελλα) *Gitter*. Ausser allgemeinen und gewöhnlichen Wörtern, Wortformen und Bedeutungen des Neuarabischen sind mir aufgefallen: بُركه *Mundvorrath*; ذيناك Plur. v. ذاك st. اولئك *jene*; امالا (l. امّالا, eig. wenn irgend nicht) *wenigstens*, mitten im Satze: حتى ياتيهم امالا بحاجه القداس *damit er ihnen wenigstens den Messbedarf brächte*; ليس بجل (eig. nicht genug) *nicht nur*, mit folgendem ولكن *sondern*

auch; لحال st. لاجل *wegen;* نعما *gut, sehr, tüchtig,* z. B. ضربه نعما *er schlug ihn tüchtig,* تفرست بها نعما *ich betrachtete sie sehr aufmerksam,* تعلم نعما ان يحفظ عينيه *er lernte ordentlich, seine Augen zu bewahren.* In der Orthographie weicht die durchgängige Setzung des ا am Ende der Nomina und Verba statt ىَ (الف مقصورة) von der Regel und Weise der östlichen Araber ab; in maghrebinischen Handschriften habe ich dasselbe bemerkt, s. meinen Catalog der arab. pers. und türk. Handschr. d. Leipz. Stadtbibl., S. 510 Col. 2 Anm. In *unserem* Manuscripte kann man darin, wie in manchen grammatischen Eigenthümlichkeiten des syrischen und palästinensischen Arabisch, eine Anlehnung an das Aramäische erkennen. Ausser dem schon S. 151, Anm. 3, angeführten Dhamma erscheint kein einziger Vocal noch ein anderes Lesezeichen, wie Hamza, Madda, Wasla, Taschdîd. Die diakritischen Puncte des ة stehen nie, die übrigen Consonantenpuncte aber so vollständig, dass die Weglassung derselben nur als zufällige Ausnahme gelten kann. Zur Unterscheidung des ح von den ج und خ steht unter demselben häufig ein kleineres ح.

Diese Bemerkungen über die Orthographie führen uns nun endlich zu der merkwürdigsten Seite dieser Bruchstücke: zu dem Charakter ihrer Schrift an und für sich, welchen das diesem Hefte beigegebene Facsimile veranschaulicht. Es enthält die ersten sieben Zeilen von Bl. VII r. Oben sieht man die Ueberreste der halb weggeschnittenen coptischen Folioziffer 162 (nicht Columnenziffer, wie ich S. 150 Z. 17 u. 18 aus Versehen geschrieben habe) und des links daneben stehenden مايه اثنين وستين. Der Text enthält Folgendes:

فى كل سنه وتقبل اسكفه الباب . وتصنع للابهات اغابيه بـــ . ؟ . راس ثمانيه واربعين . ؟ . كان فى الدير اخ يقف (يُقال له) فرقوبيوس من غلاتليه . وكان فيه شيطان خفى منذ زمان . وكا (وكل حين) كان

يقرعه ويصنع به امور اخرُ (أخر .l) . فلما قبلوه في الدير ونزل وسجد (لقبر مارى) اوثيميس ظهر امر ذلك الروح . فكان يصرعه ابدا ويربط (لسانه) ولا يتركه يتكلم معنا . وان القديس اشفاه وحل رباط لسانه . واق (واقام فى) الدير حتى تنيح وكان نقى الجسد.

Die ersten Worte gehören noch zur Erzählung von einer am Grabe des h. Euthymius geheilten Besessenen; mit den unmittelbar vorhergehenden ومن بعد ذلك كانت تنزل الى الدير bedeuten sie: ***Und nachher kam sie in jedem Jahre zum Kloster, küsste die Thürschwelle und bereitete den Vätern ein Liebesmahl.***

Acht und vierzigstes Capitel.

Es war im Kloster ein Bruder **(Mönch),** ***der hiess Procopius aus Galatien. In ihm war seit längerer Zeit ein verborgener Teufel gewesen, der ihn jeden Augenblick schüttelte und noch andere Dinge mit ihm that. Als man ihn aber in das Kloster aufnahm und er kam und sich vor dem Grabe des Mar Euthymius niederwarf, da zeigte sich jener Geist offen: er warf ihn beständig zur Erde, band seine Zunge und liess ihn nicht mit uns reden. Der Heilige aber heilte ihn und löste das Band seiner Zunge. Darauf blieb er im Kloster bis er zur Ruhe ging*** **(starb)** ***und war immer rein*** **(gesund)** ***am Körper*** **[1]).**

Die Schrift ist, wie man sieht, ein dem Kufischen in der Gestalt der einzelnen Buchstaben noch sehr ähnliches Neschi; diess, zusammengenommen mit der Grösse und Stärke der Züge, giebt ihr einen so alterthümlichen Charakter, dass ich sie nicht unter das 10. Jahrhundert heruntersetzen möchte, um so mehr, da nach der bekannten Entdeckung de Sacy's (s. sein Mémoire sur quelques papyrus écrits en arabe et récemment trouvés en Egypte) das Neschi schon in der Mitte

---

1) Diese und die vorhergehende Erzählung fehlen bei Cotelier.

des 8. Jahrh. eine so abgerundete Gestalt gewonnen hatte, dass die Schrift dieser Bruchstücke dagegen gehalten sogar noch weniger entwickelt erscheint. Doch ist bei dieser Vergleichung nicht zu übersehen, dass unsere Schrift eine dem Neschi jener Passfragmente zukommende wesentliche Aehnlichkeit mit dem Kufischen nicht mehr hat: die regelmässigen grossen Absätze nach gewissen Buchstaben innerhalb desselben Wortes; im Gegentheil ist die für das neuere Neschi und die ihm verwandten Schriftgattungen charakteristische Zusammenfassung aller Elemente eines Wortes hier schon vollständig vorhanden. Ferner lässt sich wohl denken, dass der christliche Schreiber dieser Biographien zu einer Zeit, wo man auch in seinen Kreisen für den gewöhnlichen Gebrauch schon ein leichteres Neschi hatte, für diese heiligen Geschichten auf Pergament eine mehr alterthümliche und gewichtige Schrift — gleichsam ein Kanzlei-Neschi — angemessen fand. Indessen, Alles wohl erwogen, glaube ich mit der obigen Zeitbestimmung von der Wahrheit wenigstens nicht allzuweit abzuirren, und würde mich freuen, wenn erfahrene orientalische Paläographen sie durch ihre Zustimmung bestätigten.

Bemerkungen zu Genesis C. 14.

von D. Fried. Tuch.

Obwohl es niemandem entgehen kann, dass die Geschichtserzählung in Gen. c. 14., wie sie jetzt vorliegt, vorzugsweise nur soweit benutzt ist, als sie Abrahams Heldenmuth zu verherrlichen vermag, und es ursprünglich nicht Zweck war, über kanaanitische Zustände und Verhältnisse zu Landesinsassen und auswärtigen Machthabern Bericht zu erstatten: so enthält doch dieses, wie jetzt als bewiesen vorausgesetzt werden darf, uralte geschichtliche Document eine Anzahl von Andeutungen, die uns willkommene Blicke in jene Zeit fast erloschenen Andenkens werfen lassen. Sie alle hier zusammenzufassen, ist nicht die Aufgabe dieser Zeilen, nachdem das, was wir im Commentare über die Genesis beigebracht haben, nachmals durch Bertheau (z. Geschichte d. Israel.) und besonders v. Ewald (Geschichte des Volks Isr., Th. I.) weitere Bestätigungen, Berichtigungen und Erweiterungen erhalten hat. Wohl aber bleibt noch ein Rest von Fragen, zum Theil über die in Betracht kommenden Ortsverhältnisse, übrig, dessen Erörterung, womöglich Erledigung hier in Kürze versucht werden soll.

Fragen wir zunächst nach dem geschichtlichen Verhältnisse, welches überhaupt Abrahams Heereszug bedingt, so

wo das gesegnetere Westjordanland unberücksichtigt blieb; und noch viel weniger wird man glauben können, dass das unwirthbare Edomitergebirge seines schon dem A. T. für ungesegnet geltenden (Gen. 27, 39.) Bodens, die Wüste der Wüste wegen zu solchen Kraftanstrengungen hinlänglichen Grund zu geben vermocht habe. Sind wir vielmehr gedrungen, diese Erscheinung aus andern Verhältnissen zu erklären, so kann der wahre Grund nicht zweifelhaft sein, wenn wir bedenken, welche Bedeutung jene Thaleinsenkung zu allen Zeiten für den Völkerverkehr hatte. Sie bildete von jeher (vgl. Strab. 16, 4, 18 ff.) die von der Natur selbst vorgezeichnete Strasse, welche vom älanitischen Meerbusen aus die unermessliche, vom Nil und Euphrat bespülte Wüste durchschneidet; den Vermittler des Verkehrs zwischen Arabien und Damaskus, wohin sehr beachtenswerth auch die von Abraham geschlagenen Conföderirten Gen. 14, 15. ihren Rückzug nehmen. Hierzu kommt, dass unfern der südlichsten Gränzen Kanaans und dem Edomitergebirge benachbart [1]) sich der Durchschnittspunkt der Strassen findet, welche von den Küsten des Mittelmeeres nach Arabien, von Mittelägypten nach Kanaan führen und wir hier grade v. 7. jene Verbündeten sich festsetzen finden. Dieses ganze wichtige Lokal zu beherrschen musste um so wichtiger erscheinen, wenn durch den Besitz desselben das grosse Sandmeer der Wüste konnte so zu sagen in ein Binnenmeer verwandelt werden, und entscheidend hierfür ist der Umstand, dass v. 1. Kdorla'omer von 'Aelam und Amraphel von Shin'âr [2]), d. h. die Herren der Küsten des persischen Meeres und der durch Euphrat und Tigris bedingten Strassen, als diejenigen auftreten, welche sich auch den Besitz der westlicheren Strasse sichern.

---

1) Daher auch Deut. 1, 44. gradezu zu שֵׂעִיר gerechnet, wie Ptolem. 5, 16, 10. sogar *Βέρζαμμα* (d. i. Bersaba) neben dem auf der grossen Römerstrasse gelegenen *Ἔλουσα* zu *Ἰδουμαία* zählt.

2) Vgl. m. Schrift de Nino urbe S. 3 ff.

Durch diesen Besitz war namentlich Arabien mit seinen gesuchten Produkten (vgl. Ez. 27, 19 ff.) völlig eingeschlossen und der gesammte Verkehr mit den südlichen Küsten und den Bazars in West- und Ostasien in der Gewalt einer und derselben Macht; Grund genug, sich durch Eroberung diese Vortheile zu erwerben und gegen Abfall durch Kraftanstrengung zu erhalten [1]).

Weitere Folgerungen hieraus, wie das nothwendige Verhältniss zu Damaskus, dem Ausgangspunkte der grossen Continentalstrassen nach Ninive und Babylon, und anderes auf Wesen und Alter des Völkerverkehrs Bezug nehmendes übergehen wir hier als nicht zum Verständniss jenes historischen Documents gehörig; können aber nicht umhin, nochmals darauf hinzuweisen, wie durch dieses alte Stück die Erzählungen des Ctesias über altassyrische Könige und deren Eroberungen eine bestimmte Richtung erhalten, welche geschichtlich weiter zu verfolgen wohl der Mühe lohnen dürfte. Hier haben wir noch Einzelnes zu erörtern, sofern dies durch die gewonnene Gesammtanschauung des Stücks näher bestimmt wird oder dazu dient, jener eine bestimmtere Stütze zu geben.

Werfen wir einen Blick auf den Zug, den die Verbündeten nehmen, so erscheinen dieselben v. 5. sofort an den nördlichen Gränzen des aufrührerischen Ostjordanlandes. Uebergangen ist daher der weite Zug von Babylonien und Elymais bis dorthin. Anderweit ist aber bekannt, dass die Wüste im Westen des Euphrat jedem von Babylonien nach Kanaan vordringenden Kriegsheere den Weg über Damaskus vorschrieb und in Uebereinstimmung damit finden wir auch hier, dass der Rückzug v. 14 f. seine Richtung nach Norden

1) Es ist gänzlich verfehlt, sich jenen Zug nur als eine Razzia (1 Sam. 27, 9 ff.) zu denken. Solche aus der Erzählung selbst sich ergebende Thatsachen sind übrigens um so sicherere Beweise für die historische Treue und das Alter des Stücks, als grade die weltgeschichtlichen Momente ausserhalb des besondern Zwecks der Erzählung liegen.

nimmt. — Der weitere Zug v. 5 ff. ist deutlich so angegeben, dass das Heer von Norden nach Süden die Länder östlich von der in Rede stehenden Thaleinsenkung durchzieht und zurück über Qadefh v. 7. zum todten Meere sich wendend die Rückkehr durch das Jordanthal bis Dan v. 14. und in gezwungenen Eilmärschen über Damaskus hinaus v. 15. erwirkt, folglich die unterworfenen Provinzen vorzugsweise zuerst an ihrer östlichen, dann an ihrer westlichen Seite durchwandert.

Suchen wir uns nun den Zug im Einzelnen zu veranschaulichen, so kann es nicht eben zweifelhaft sein, dass das feindliche Heer anfangs der grossen Heerstrasse von Damaskus folgte, wenn es v. 5. die רְפָאִים in עַשְׁתְּרוֹת קַרְנַיִם schlägt. Denn ist auch dieser alte Königssitz Basans bis jetzt mit Sicherheit noch nicht wieder aufgefunden, so ergiebt sich doch die Lage im Allgemeinen hinreichend aus der durch Deut. 1, 4. Jos. 12, 4. 13, 12. 31. bezeugten und von Eusebius (Onom. „Astaroth") zu 6 röm. Meilen berechneten Nähe von Edr'i (אֶדְרֶעִי), dem in Trümmern noch vorhandenen اذرعات des Mittelalters, nach Iſstakhri S. 57., Edrisi Syr. (ed. Rosenm.) S. 11., Abulfed. géogr. S. 252. auf der Hauptstrasse 4 Tagereisen von Damaskus, wie auch schon Ptolemaeus 5, 17, 7. sein Ἄδρα, die Tab. Peuting. (IX. F.) das entsprechende Adraha ansetzen. Der Fall der Hauptstadt entschied über das Schicksal der Landschaft, wie Num. 21, 33 ff. die Schlacht bei Edr'i und 1 Macc. 5, 43 f. desselben Karnion (= קַרְנַיִם) Zerstörung durch Judas Maccabaeus. — Für den weitern Zug kommt Num. 21, 32 ff. in Betracht, nur dass hier nicht von יַעְזֵר [1]) und eben so wenig noch, wie zuvor, von emoritischen Königreichen und 'Ammonitern die Rede ist, sondern die riesigen Ureinwohner als Besitzer jener

---

1) יַעְזֵר ist bei Ptolem. 5, 16, 9. *Γάζωρος*, sicher entstellt aus *Ἰάζωρος*, vgl. Jos. Antt. 12, 8, 1.

Länder erscheinen. Zunächst gilt's v. 5. den Umgebungen des Jabbok, wo die זוזים (=זַמְזֻמִּים Deut. 2, 20.) zu הָם unterliegen. Da Hâm für die Hauptstadt angesehen werden muss, so ist es vielleicht der alte Name der Stadt, für welche nachmals רַבַּת בְּנֵי עַמּוֹן, ursprünglich Prädikat (vgl. Rabbath-Moab), Eigenname wurde und dann würde seine Stätte durch das in Trümmern noch existirende عمّان, bei Abulfeda geogr. S. 247. auf der Hâdſhstrasse von Syrien, bezeichnet sein. Bemerkenswerth bleibt es hierbei, dass Ptolem. 5, 17, 6. in der Nähe dieses Lokals einen Ort *Ζίζα*, Abulfeda a. a. O. einen „Teich Ziza (بركة زيزا), ungefähr eine Tagereise weit südlich von 'Ammân", Khalil b. Shahin Syr. (ed. Rsm.) S. 19. زيزة als Gränzort der Eparchie von Kerek nennen; nicht unmöglich eine noch spät nachklingende Erinnerung an die vertriebenen Zuzîm, dem Rephaitenthale bei Jerusalem vergleichbar. — Jetzt nun betritt der Zug das Gebiet der nachmals ersten Eroberungen Israëls, Num. 21, 21 ff. Geschlagen werden die von den Moabitern so genannten אֵימִים (Deut. 2, 11.) in der Ebene von קִרְיָתַיִם, ein jetzt zwar noch nicht mit Zuverlässigkeit wieder aufgefundener, aber dem Onomasticon („Cariathaim") noch bekannter Ort, 10 röm. Meilen westlich von Maedeba Num. 21, 30. Jes. 15, 2., dessen Trümmer, wie bekannt, noch jetzt den alten Namen (مادبا) führen. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, dass das Schlachtfeld im Allgemeinen dasselbe war, welches auch Ssalah-ed-dîn wählte, als er sein Heer bei Hosbân (حسبان = חֶשְׁבּוֹן Num. 21, 26.) aufstellte und bis Ma'ain (ماعين = בַּעַל מְעוֹן Num. 32, 38., mit קִרְיָתַיִם Jer. 48, 23. Ez. 25, 9. in Verbindung gesetzt) vorschob, um die bei الوالة d. i. dem „Bach al-Wale" (s. Seetzen in v. Zach. mon. Corr. XVIII. S. 431.) gelagerten Franken zu erwarten. S. Boha-ed-din Vit. Sal. S. 59. Ob übrigens mit diesem Treffen das Gebiet südlich vom Arnon mit unterworfen wurde und ob der Arnon damals

Gränz- oder Binnenfluss war, wie beides nachmals öfters, darüber sagt die Erzählung nichts weiter. Gewiss ist aber, dass die Verbündeten von hieraus unmittelbar die Pentapolis angreifen konnten, vgl. 2 Reg. 3, 8 ff. Dass sie dieselbe aber noch umgehen und zuvor, sich nach Süden wendend, v. 6. אֶת־הַחֹרִי (die von den Edomitern vertriebenen Ureinwohner Gen. 36, 20 ff. Deut. 2, 12. 22.) in ihren Bergen שֵׂעִיר (d. i. efh-Shérah) schlagen, daraus ist zu erkennen, dass sie nicht den Weg durch die 'Arabah, in welche das Edomitergebirge mit himmelanstrebenden senkrechten Felsklüften abfällt, nahmen, sondern dem östlichen Saume des Gebirges, wo dieses zugleich am leichtesten angreifbar war, folgten, im Allgemeinen etwa auf demselben Wege, welchen die Israëliten von 'Efsjon-géber aus heraufwärts nahmen und nachmals die Römer durch Anlegen von Kunststrassen[1])

---

1) Es bedarf wohl kaum der ausdrücklichen Erklärung, dass dies Zusammentreffen der Strassen nur im Allgemeinen gelten kann. Jene Römerstrasse, von der noch viele Spuren übrig sind, giebt die Tabula Peuting. (IX) am vollständigsten und Robinson's Pal. III. S. 134 f. Bemerkungen dazu zeigen, dass der südliche Theil nicht mit dem Wege der Israëliten zusammenfallen kann, indem diese das Edomitergebirge bis zur südlichsten Spitze zu umgehen gezwungen waren, wie auch nach Seetzen in v. Zachs m. Corr. XVIII. S. 382. jetzt die Strasse von Ma'ân nach Ghazzah zuerst südwärts und dann um das Gebirge efh-Shérah herum nach Westen führt. Auch Ptolemaeus verzeichnet 5, 17, 5. jene Römerstrasse, jedoch gegenwärtig in einer Gestalt, dass einige Erläuterungen nicht unnöthig erscheinen. Sein *Ἐλάνα κώμη* ist unzweifelhaft Haila der Tab. Peut. (IX. E.), das bekannte ايلة Abulf. géogr. S. 86. Die beiden Stationen ad Dianam und Praesidium übergeht er und nennt sofort *Αὔαρα* d. i. Hauarra der Tab. P., wonach Havana der Notitiae dign. (s. Robins. a. a. O. S. 115.) zu verbessern ist. Dies lag sicher schon an der Ostseite des Gebirges und bildete wahrscheinlich den Vereinigungspunkt der Wege, welche von Diana aus durch das Gebirge und von Elana aus um dasselbe herumführten. Es folgt *ΖΑΝΑΑΘΑ*, jedenfalls entstellt aus *ΖΑΔΑΚΑΘΑ* d. i. Zadagatta der Tab. P., Zodocatha der Nott. dign., s. v. a. الأذرق bei Abulf. géogr. S. 229. (wo zweimal unrichtig الأزرق steht) am Wüstensaume auf der Strasse nach Hedfhâz, noch jetzt in Trümmern unter demselben Namen bei Seetzen a. a. O. XVII. S. 137., Burckh. u. Eli Smith bei Rob. a. a. O. III. S. 861. Das folgende *Ἄδρου* giebt Ptolem. allein. Es ist gewiss

dem Verkehre zugänglicher machten. Von besonderer Wichtigkeit ist es nun, zumal anderweite Andeutungen über Oertlichkeiten nicht gegeben sind, jenes „אֵיל פָּארָן, welches an d. i. am Eingange der Wüste“ liegt, d. h. den Endpunkt der ganzen Kriegsunternehmung näher zu bestimmen. Unzweifelhaft ist die hier in Betracht kommende Wüste (הַמִּדְבָּר) die, deren Name פָּארָן zu אֵיל bestimmend hinzutritt und je gewisser man mit Septuag. und Peſh. אֵיל (im Numer. generalis zum Nom. unitatis אֵלָה Gen. 35, 4. Jud. 6, 11. 19. gehörig nach Ew. §. 176.) von einer Terebinthenpflanzung verstehen musste, um so leichter konnte man sich für berechtigt halten, jenen Namen auf eine jedenfalls westlich vom Edomitergebirge gelegene Oase zu beziehen, die man beliebig, je nachdem man den Heereszug weiter oder minder weit vorrücken liess, mehr im Norden oder im Süden des langen Wüstensaumes sich denken durfte. Ja, es lässt sich nicht verkennen, dass man sich ebenso für berechtigt halten durfte, in פָּארָן einen damals bewohnten Ort [1]) zu vermuthen, nach welchem die Terebinthenpflanzung ihre Benennung erhalten habe. Indess reichen alle diese Combinationen nicht hin, über das zuverlässig ganz bestimmte Sachverhältniss eine deutliche Anschauung zu gewähren, und das selbst nur ungefähre Bild trübt sich immer mehr, wenn man es versucht, die Erzählung mit der Beschaffenheit des Terrains und den daraus ent-

---

اذرح, seiner Zeit Hauptstadt von eſh-Shérah, Abulf. géogr. S. 246., bei Iſstakhri S. 32. minder richtig أذرج geschrieben und entstellter noch bei Edrisi Syr. (ed. Rosenm.) S. 3. دراج, wo indess Jaubert die richtige Schreibweise fand, wie Seetzen und Smith die Trümmerstätte richtig benennen hörten. Das nördlich von Petra auf der zum Ostjordanlande führenden Strasse liegende *Νέκλα* = Negla der Tab. P. ist vielleicht mit Khürbet Nédſhil bei Seetzen a. a. O. identisch und das weiter folgende *Θάνα* = Thorma (lies Thoana) der Tab. P., ist das noch bekannte ضانة bei Burckh. S. 688. Smith a. a. O. S. 860.

1) Keinenfalls darf man dann aber dieses Paran mit *Φαράν* bei Ptolem. 5, 17, 1. und Tab. Peut. (IX. D.) topographisch in Verbindung setzen.

springenden Voraussetzungen in Einklang zu bringen. Zum Glück aber bedarf es hier nicht eines unsichern Umherrathens, da es bei näherer Prüfung nicht zweifelhaft sein kann, dass אֵיל פָּארָן nichts anderes ist als אֵילַת = Aileh „am Ufer des Schilfmeeres“ 1 Reg. 9, 26., bekanntlich am äussersten Ende des Wadi 'Arabah, noch jetzt durch seine Trümmern rücksichtlich der Ortslage genau bestimmt. Vgl. L. de Laborde comment. S. 124. Winer RWB. (3. Ausg.) I. S. 313. Denn — 1) mussten die Verbündeten bis hierher vordringen, wollten sie den S. 164. gezeigten Zweck der ganzen Kriegsunternehmung erreichen. Sie hatten nichts, wenn sie nicht diesen Punkt beherrschten. Aileh war recht eigentlich die Pforte Arabiens. Hier vereinigten sich die von Norden herabkommende syrische und die nordwestliche von der philistäischen Küste und dem Binnenlande herabführende kanaanitische Strasse mit der quer von West nach Ost oberhalb des Gebirges et-Tîh durch die Wüste laufenden ägyptischen (vgl. 1 Reg. 11, 18. m. Ibn Haukal b. Möller zu Ifstakh. S. 128.), um von hier aus auf einem von der Natur fest vorgezeichneten Wege am Ostufer des Meerbusens das Innere Arabiens zu suchen, oder die hier beginnende Wasserstrasse (vgl. 1 Reg. 9, 26. 22, 49.) auszubeuten. Es war daher Aileh ein zu allen Zeiten wichtiger Besitz, um den Edomiter und Israëliten mit wechselndem Waffenglücke kämpften, den die Römer durch starke Besatzungen schützten, Kreuzritter eroberten und den Moslemen zurückzugeben gezwungen wurden u. s. w., ja den noch jetzt bei gänzlich veränderten politischen und industriellen Interessen durch Anlegung der Feste 'Aqabah sicher zu stellen das Bedürfniss forderte. — 2) verbürgt die Identität der Name selbst, zumal wir ihn auch Gen. 36, 41. unter der Form אֵלָה, dort Sitz eines edomitischen Stammfürsten, wiederfinden und ihm 1 Reg. 9, 26. 2 Reg. 16, 6. sogar unter einer dritten Nebenform אֵילוֹת begegnen. — 3) der Zusatz פָּארָן, insofern die Wüste Paran,

über welche wir alsbald weiter reden werden, wirklich bei Aelath mit 'Aqabat Aileh d. h. dem älanitischen Passe (Edris. ed. Jaub. I. S. 332.) endete, so dass der fragliche Ort recht eigentlich „am Eingange der grossen Wüste (עַל־הַמִּדְבָּר)" lag, wie v. 6. die Ortslage bestimmt wird [1]). Eine weitere Bestätigung erhält dies alles noch dadurch, dass jetzt die Strasse des Heereszuges völlig deutlich ist, indem derselbe am östlichen Gebirgsrande den Weg Laborde's von Petra nach 'Aqabah (Voyage de l'Arabie pétr. S. 62 ff. oder S. 206 ff. der engl. Ausg.) einschlug, d. h. vom östlichen Wüstenplateau an der Stelle der mittelalterlichen Orte Ma'ân und Humeimeh (s. Abulf. géogr. S. 228 f.) vorüber durch Wadi el-Ithm [2]) (وادى الاثم), „die einzige Verbindung zwischen 'Aqabah und der östlichen Wüste" (Robins. Pal. I. S. 286.), im Angesichte von Ael-Paran zur 'Arabah und dem Meeresufer hinabstieg. — Ein weiteres Vordringen nach Süden würde den Heereszug nach Hedſhaz geführt haben, dessen Unterjochung nicht in der Absicht oder in der Macht der Verbündeten lag. Auch für das römische Waffenglück war 'Aileh der Markstein. Daher heisst es in der Erzählung v. 7: „und da wandten sie um und kamen nach עֵין מִשְׁפָּט d. i. קָדֵשׁ, so dass hier, wie v. 6., abermals nur der Endpunkt genannt ist, der das Zusammentreffen mit 'Amaleqitern und Emoritern bedingte. Eine genauere Einsicht in die den Weiterzug des Heeres von der Küste des rothen Meeres nach den südlichen Gränzen Kanaans bedingenden Verhältnisse ist abhängig theils von der Beschaf-

1) So sagt auch Ibn Haukal a. a. O., sachlich allerdings mit Beziehung auf die östliche Wüste, ايلة اول حدود البادية = Aileh ist der Anfang der Wüste, und mit Bezugnahme auf die westliche Wüste Iſtakhri S. 6. بناحية ايلة برية تعرف بتيه بنى اسرايل = bei Aileh ist eine Wüste, genannt die Wüste (eig. das Irrsal) der Kinder Israëls.

2) Bei d. Laborde führt er den Namen Ouadi Getoun od. Jetoun.

fenheit der westlichen Wüste, theils von möglichst präciser Bestimmung der Ortslage von Qadesh. Auf beides müssen wir hier eingehen, so weit es unser Zweck erfordert.

Die sinaitische Halbinsel, von den beiden Zungen des Schilfmeers umschlossen, hat zu ihrer von der Natur vorgezeichneten Gränze im Norden das Kalksteingebirge, welches bei Suêz unter dem Namen Dshebel er-Râhah dem Meeresufer, in der Entfernung von 4 bis 5 Wegstunden, folgt, dann bei Râs Wadi Gharandel unter dem Namen Dshebel-et-Tîh nach Südost und Ost umbiegt und in mehrere Strahlen auslaufend an der Nordspitze des älanitischen Meerbusens endet. Es bildet dieses Gebirge den Aufgang zu der überall höher gelegenen Wüste, welche östlich schroff in die 'Arabah hinabfällt, in Norden und Nordwesten von den südlichsten Bergen Kanaans und dem Mittelmeere, in Westen von Aegypten begränzt wird. Dieser ausgedehnte Wüstenstrich, der im Allgemeinen von Westen nach Osten aufsteigt, indem er sich von Süden nach Norden beträchtlich abwärts senkt, wird seiner ganzen Länge nach von dem zum Mittelmeere führenden Wadi el-'Arîsh (dem נַחַל מִצְרַיִם des A. T.s), der hart am nördlichen Abfalle des Dshebel et-Tîh seinen Anfang nimmt, durchschnitten und durch ihn in eine östliche und eine westliche Hälfte getheilt. Ist zwar letztere keinesweges, wie Ibn el-Wardi (ed. Hylander S. 76.) diese Wüste überhaupt beschreibt, eine von Unebenheiten freie horizontale Fläche, sondern markiren an ihrem nördlichen Ende vielmehr, anderer Hügel und Höhenzüge nicht speciell zu gedenken, zwei nicht unbeträchtliche Berge, Dshebel Jeleq und Dshebel Helâl, den Abfall der höheren Wüste zu der niedriger gelegenen Wüstenfläche, welche sich vom Mittelmeere bis zu den Ufern des Nil und den Küsten des rothen Meeres rings um das Wüstenplateau lagert: so unterscheidet sie sich dennoch durch grössere Ebenheit von der östlichen Hälfte. Diese trennt von der andern Hälfte am ge-

meinsamen südlichsten Ende der Höhenzug el-'Oedshmeh (العجمة), ein von et-Tîh sich ablösender Zweig, dergestalt, dass die östliche, von verschiedenen Höhen unterbrochene Ebene ihre Neigung nach Nordost nimmt und durch die 'Arabah zum todten Meere führt. Doch dieser nur durch die Abdachung verschiedene, sonst der westlichen Hälfte völlig gleiche Charakter der Wüste wird plötzlich dadurch geändert, dass ungefähr unter 30,4° nörd. Br. von West nach Ost laufend ein Bergrücken wie eine Mauer kühn aus der Ebene aufsteigt, welchen drei höhere Spitzen, der isolirte westlichste Vorberg Dshebel Ikhrimm, der westliche Dshebel 'Arâif en-Nâqah und die nahe der 'Arabah gelegene östliche Klippe el-Meqrâh, begränzen. Diese Bergwand bildet die südliche Gränze eines zerklüfteten Kalksteingebirges, welches in Osten an die 'Arabah heranreichend seine einander parallelen Schluchten nach Westen öffnet und in drei bis vierhundert Fuss hohen steilen Felsklippen in die westliche Wüste abfällt, bis es nördlich in den Thälern Murrah und el-Fiqreh endet, um jenseits derselben zu den jähen Wänden des Emoritergebirges wieder emporzusteigen. Dies in kurzen Umrissen die Wüste, wie wir sie durch Seetzen, Burckhardt, v. Schubert, Robinson u. a. kennen.

Suchen wir nun das, was die Bibel über die Wüste sagt, auf diesem Gebiete wieder zu erkennen, so begegnet uns zunächst willkommen die Weise, wie die Araber das Lokal bezeichnen. Diese unterscheiden streng die Wüste Dshifâr (جفار) von der Wüste der Kinder Israëls (تيه بنى اسرايل). Erstere gehört noch zu Aegypten und ihre Gränzen laufen von Rafah (رفح, Ῥάφεια bei Ptolem. 5, 16, 6.) längs den Ufern des Mittelmeeres zum See Tennis (تنيس), von da an den fruchtbaren Auen des Nilthals (ريف) entlang nach Qolzum und am Saume der Wüste et-Tîh zum Mittelmeere zurück (Istakhri S. 28. vgl. m. S. 31.,

Abulf. géogr. S. 108. [1]). Dſhifâr ist also jener oben erwähnte tiefer gelegene Wüstenstrich, der in Westen und nordwestlich die höhere Wüste einschliesst. Durch ihn nimmt jenseit des Dſhebel Helâl der Wadî el-'Arîſh in nordwestlicher Richtung seinen Weg zum Meere. Dagegen umfasst die Wüste der Kinder Israëls (nach pentateuchischer Erinnerung bei Qazwini msc. so benannt als الموضع الذى ضلّ فيه موسى عمّ مع بنى اسرائل بين ايلة ومصر وبحر القلزم وجبال الشراة ... لما امتنعوا من دخول الارض المقدسة = der Ort, in welchem Mose mit den Kindern Israëls umherirrte zwischen Aileh, Aegypten, dem Meerbusen von Qolzum und dem Gebirge eſh-Shérah ... als sie sich weigerten, in das heilige Land einzudringen [Num. c. 14.]) jenes oben beschriebene Wüstenplateau selbst, nach

---

1) Die interessante Stelle über die Wüste Dſhifâr bei Qazwini im Athâr el-bilâd hat schon Hamaker de Memphidis expugn. S. 182. gegeben. Qazwini berichtet zunächst, dass Dſhifâr zwischen Palästina und Aegypten liege, eine Wüste 7 Tagereisen lang (s. z. Genes. S. 335.) aus weissem Flugsande bestehend mit etlichen Dörfern, Saatfeldern und Palmen. Ferner rühmt er den Bewohnern die Fertigkeit nach, aus den Fusstapfen im Sande mit Sicherheit zu erkennen, was des Weges gezogen ist, wie sie auch Wellsted Reise in Arab. II. S. 126. noch auf diesem Lokale beobachtete. Sodann setzt er hinzu (nach der goth. Hdschr.): بها نوع من الطير ياتيهم من بلاد الروم يسمّى المرغ يشبه السلوى ياتى فى وقت معيّن يصيدون منها ما شاء الله ويملحونها d. i. dort findet sich eine Art von Vögeln, die dorthin aus Rumaea kommen, el-Morgh geheissen. Sie gleichen der Wachtel und kommen zu einer bestimmten Zeit. Dann jagt man von ihnen so viel Gott will und salzt sie ein. Welche Species gemeint sei, wird sich nicht wohl ermitteln lassen, da selbst die Originallexika keine Auskunft ertheilen und gegenwärtig zu Kairo, zufolge einer an einen dortigen Freund gerichteten Anfrage, niemand mehr das Wort kennt. Wahrscheinlich ist es das pers. مرغ = Vogel, speciell vom Huhne gebraucht, was um so passender erscheint, da ja auch die Wachtel zum Geschlechte der Hühner gehört. Unzweifelhaft aber ist die Sache, von welcher Qazwini spricht, dieselbe, von der Ex. 16, 13. Num. 11, 31 f. die Rede ist. Vgl. dazu noch Rob. III. S. 183.

Iſstakhri S. 28. und Abulfeda S. 109. eine theils aus Sand, theils aus festem Boden bestehende Wüste, hie und da mit einigen Palmen und Quellen (schlechten Wassers), begränzt von Dſhifâr, Palästina und den Umgebungen des Berges Sinai (d. h. Dſhebel et-Tîh). Vergleichen wir hiermit den biblischen Gebrauch, so kann es nicht zweifelhaft sein, dass dem Dſhifâr im Allgemeinen שׁוּר אֲשֶׁר עַל פְּנֵי־מִצְרַיִם Gen. 25, 18. 1 Sam. 15, 7., dem Tîh beni Isrâil dagegen מִדְבַּר פָּארָן des A. T.s entspricht. Denn — 1) rücksichtlich der Wüste Shûr deutet nicht allein die obige Bestimmung „Shur, welches vorn an Aegypten liegt" darauf, sondern es ist auch 1 Sam. 15, 7. 27, 8. Gen. 25, 18. als die Westgränze bezeichnet, bis wohin 'Amaleqiter (am Südrande Kanaans 1 Sam. 27, 8.) und Ismaëliter in der Wüste Parân Gen. 21, 21. nomadisch vordrangen; Gen. 20, 1. der dem östlichen Bestimmungspunkte entsprechende westliche und zwar westlich noch von Gerâr [1]) gelegene; Gen. 16, 7. auf dem Wege von Hebron nach Mittelägypten [2]). Dadurch

1) Das von Robinson noch vergeblich gesuchte Gerar scheint von Rowlands in Williams *The holy city* S. 488. wiedergefunden zu sein. Dort schreibt er: „*From Gaza our course was to Khalasa* (d. i. Ἔλουσα bei Ptol. 5, 16, 10. vgl. m. Rob. a. a. O. I. S. 333 ff.): *on our way we discovered ancient Gerar. We had heard of it at Gaza, under the name of Joorf el-Gerâr (the Rush or Rapid of Gerar), which we found to lie three hours S. S. E. of Gaza, within Wady Gaza, a deep and broad channel, coming down from the S. E., and receiving a little higher up than this spot Wady es-Sheriah, from the E. N. E. Near Joorf el-Gerâr are traces of an ancient city, called Khirbet el-Gerar (the ruins of Gerar).*"

2) Hagar, die Aegypterin c. 16, 3., entweicht ihrer Herrin zu Hebron, um, jedenfalls über Bersaba vgl. c. 21, 14., nach Aegypten zu fliehen. Da macht sie c. 16, 7. Halt „an der Wasserquelle in der Wüste, an der Quelle auf dem Wege nach Shûr", die sodann als בְּאֵר לַחַי רֹאִי öfter in der Patriarchengeschichte genannt wird. Je weniger Abweichungen die Wüste überhaupt gestattet, um so wahrscheinlicher ist es, dass Hagar die Strasse zog, wie sie zu allen Zeiten die gangbare war. Diese führt vom jetzigen Kairo nach 'Adſhrûd, sodann durch den Pass Mukhſhêb zum Plateau des et-Tîh, durchschneidet die westliche Hälfte der grossen Wüste bis zum nördlichen Ende des Dſhebel Helâl und vereinigt sich nach Osten

aber unterscheidet sich Shûr von Dſhifâr, dass es, dem Charakter der Landschaft indess völlig entsprechend, eine südlichere Ausdehnung längs der Ostküste des Meerbusens von Suêz zwischen dem Meere und dem Dſhebel er-Râhah erhält. Denn nach Ex. 15, 22. führt Mose das Volk durch das Meer אֶל־מִדְבַּר־שׁוּר, zufolge einer andern Quelle Num. 33, 8. מִדְבַּר אֵתָם nach dem nördlich von der Meeresspitze gelegenen Gränzorte v. 6. benannt, und verfolgt den schon von Iſstakhri S. 17. richtig beschriebenen Wüstenstrich bis zum Eintritt in מִדְבַּר־סִין Ex. 16, 1. Je weniger jetzt noch ein Zweifel daran sein kann, dass der Lagerplatz „am Schilfmeere“ Num. 33, 10., bei welchem die Wüste Sîn beginnt, am untern Ende des Wadi Tajjibeh zu finden sei (s. Rob. Pal. I. S. 115.), um so gewisser ist das bis dicht an das Meer herantretende Vorgebirge Hammâm Bluff, welches die Israëliten nothwendig ersteigen mussten, die Gränz-

---

gewandt mit den Strassen vom Sinai und ’Aqabah nach Hebron über Bersaba. Vgl. Rob. I. S. 72. 426. Kürzlich noch nahm Rowlands a. a. O. von Ghazzah aus diesen Weg und gelangte S. 489 f. zehn Stunden jenseit Ruheibeh (vgl. Robins. I. S. 325 f.) zu einer mit Wasser versehenen Stätte Moilahi od. Moilâhhi, einem der vornehmsten Lagerplätze für die Karavanen, etwa 10—15 engl. Meilen ostnordöstlich von dem nächsten Ende des Dſhebel Helâl. Noch die Tradition setzt dieses Lokal mit Hagar in Verbindung, indem die Beduinen der Umgegend den Quell Moilahhi Hadſhar nennen und einer ½ — ¾ engl. M. von der Quelle in die senkrechte Felsenwand eines Flussbettes eingehauenen Felsenwohnung mit einem Haupt- und drei Nebenzimmern den Namen Hagars Haus (beit Hadſhar) beilegen. Diesen Brunnen hält Rowlands für den Gen. 16, 7. gemeinten, und es dürfte sich nicht leicht eine passendere Oertlichkeit nachweisen lassen. Abentheuerlich ist allerdings seine Deutung des Namens, indem er Moilahi auflöst in moi = ماء Wasser und lahi = לַחַי, um so בְּאֵר לַחַי zu gewinnen. Der Ort heisst vielmehr Muweilih (مويلح) s. Robins. I. S. 315. und theilt die Namensentstellung mit dem gleichnamigen Schlosse am Meerbusen von ’Aqabah. S. Rödiger zu Wellsted II. S. 60. Ist nun schlüsslich Gen. 16, 14. die Ortslage des Brunnen durch „zwischen Qadeſh und Béred“ genauer bestimmt, so kann die westliche Lage des letztern nicht eben zweifelhaft sein. Vielleicht bezeichnete der Hebräer mit בֶּרֶד den Dſhebel Helâl.

scheide zwischen den Wüsten Shûr [1]) und Sîn [2]). Vgl. zum Terrain noch Wellsted II. S. 34 f. Somit umgiebt die alttestamentliche Wüste שׁוּר die höhere östliche Wüste von den Gränzen Kanaans bis zu ihrem südwestlichsten Ende. Ja der Name Shûr scheint noch jetzt nicht ganz verschollen zu sein, denn „eine grosse von Norden nach Süden laufende Gebirgskette, etwas östlich von der geographischen Länge von Suêz", führt den Namen es-Sur bei Rowlands a. a. O. S. 489. — 2) Rücksichtlich der Wüste Paran ist zuvörderst zu bemerken, dass kein Theil derselben südlich vom Dſhebel et-Tîh liegt. Denn ziehen Num. 10, 12. die Israëliten aus der Wüste des Sinai in die Wüste Paran, so übergeht der ältere Erzähler eine Reihe einzelner Stationsorte, woneben der ergänzende spätere Berichterstatter c. 12, 16. nachbringt, dass die Gemeinde von חֲצֵרוֹת d. i., wie nicht unwahrscheinlich angenommen wird, 'Ain el-Hadhrah aus, folglich mit Uebersteigung des Gebirgskammes, nach Paran gelangt sei. Ebenso hat Paran 1 Reg. 11, 18. nichts mit Feiran (فاران bei Maqrizi Gesch. der Copten ed. Wüstenf. S. 47.) im gleichnamigen Wadi, wie noch v. Raumer Zug der Isr. S. 38. annimmt, gemein. Denn wenn Hadad

1) Wenn Onqelos שׁוּר durch חַגְרָא wiedergiebt, so verstand er sicher nicht Petra darunter, vgl. Gen. 20, 1. Aber eben so zweifelhaft scheint es mir, dass er an ٱلْحِجْر, vier Tagereisen jenseit Tebûk (Edrisi Syr. S. 15.) unweit des Wadi Qora (Schult. Ind. geogr. s. v. Errakim, Iſstakhr. S. 10. vgl. m. S. 7., Abulf. géogr. S. 88. Wahl z. Qoran S. 691.), gedacht habe. Unmöglich konnte die Tradition nicht allein bei Gen. 16, 14. (שׁוּר = בֶּרֶד), sondern auch bei Bestimmung von Gerar und dem Aufenthaltsorte Abrahams in Philistäa Gen. 20, 1. so weit nach Hedſhâz abirren. Wahrscheinlich ist eine noch nicht wieder aufgefundene westliche Lokalität gemeint. Wenigstens setzt Pseudojon. חַלוּצָא d. i. Ἐλουσα dafür. Auch ٱلْحُجَيْرَة in Dſhebâl bei Rob. III. S. 860. dürfte nicht zu vergleichen sein.

2) Die ursprünglich ziemlich weite Ausdehnung von סִין ist auch nach dem Namen סִינַי, die alterthümliche Adjectivform von סִין (vgl. Ew. §. 164.), zu ermessen.

dort von מִדְיָן (d. i. *Modiava* [1]) Ptol. 6, 7, 2., مدين in Hedſhâz s. Iſstakhr. S. 11., Abulf. géogr. S. 24. 86., Eutych. Ann. I. S. 98. Maqrizi a. a. O. S. 47., Hamaker z. Waqedi S. 118., fälschlich von Laborde comment. S. 5 ff. an das Ostufer der sinaitischen Halbinsel versetzt) über Paran nach Aegypten flüchtet, so musste er nothwendig bis Aileh hinauf und schlug dann, von Führern begleitet, wie auch Mose solcher in der Wüste bedurfte Num. 10, 29 ff., die noch jetzt übliche Hâdſhstrasse, nördlich von Dſhebel et-Tîh, durch die Wüste Paran ein. Dass ferner מִדְבַּר פָּארָן westlich durch Shûr begränzt sei, ist aus Gen. 21, 21. 25, 18. schon oben gezeigt. Ebenso ist aus אֵיל פָּארָן Gen. 14, 6. wie aus Deut. 1, 1. (s. dazu Robins. III. S. 160.) deutlich, dass Paran an der 'Arabah seine Gränze fand; und nehmen wir dazu, dass Num. 13, 3. die Kundschafter aus der Wüste Paran nach Kanaan entsendet werden, dass dieselbe Gen. 21, 21. als südlich von Bersaba liegend angegeben ist, dass 1 Sam. 25, 1. sogar ein Theil vom südlichen Gebirge Juda's zu Paran gezählt werden konnte und noch bei Joseph. b. j. 4, 9, 4. *Φαράν* als ein Judäa benachbartes, höhlenreiches Thal bei Idumaea und Acrabatene genannt wird: so ist einleuchtend, dass פָּארָן der das ganze Wüstenplateau bis zu den Gränzen Kanaans hin umfassende Name ist, dem sich einzelne Theile der ausgedehnten Wüste mit besonderen Namen (vgl. מִדְבַּר בְּאֵר שֶׁבַע Gen. 21, 14. und מִדְבַּר שׁוּר = מִדְבַּר אֵתָם s. o.) unterordnen können. Was schlüsslich הַר פָּארָן Deut. 33, 2. (wiederholt daraus Hab. 3, 3.) betrifft, so denkt der Dichter dabei nicht an einen einzelnen Berg, sondern versteht darunter das Gebirge Parans, möge man dies vom Dſhebel et-Tîh oder vom gebirgigen Viertel im Nordosten

---

1) Ptolemaeus nennt es mit dem nördlicher gelegenen *Ὄvvη* zusammen. Dieses ist ohne Zweifel 'Ainune, genauer 'Ain Unne, bei Rüppell R. in Nubien S. 218., Wellsted R. II. S. 134.

der Wüste deuten. Gewiss rechtfertigt aber die Beschaffenheit der Wüste selbst auch diesen Ausdruck.

Kehren wir nun dahin zurück, wo wir oben den Heereszug am Eingange der grossen Wüste verliessen, und fragen: durchzogen die Verbündeten die Wüste Paran, oder umgingen sie dieselbe, den Weg durch die 'Arabah verfolgend? -- so hängt hier, wie beim Zuge des Volks Israël zum gelobten Lande, alles davon ab, wo der beiden gemeinsame Gränzpunkt קָדֵשׁ Gen. 14, 7. oder קָדֵשׁ בַּרְנֵעַ Num. 32, 8. 34, 4. Deut. 1, 2. 19. 2, 14. 9, 23. Jos. 10, 41. angesetzt werden müsse. Nichts nützt uns hier die das Lokal gänzlich aus dem Auge verlierende Tradition, welche Qadesh für Petra [1]) hält. Die Ortslage kann daher einzig nur aus dem

---

1) Dass die Tradition Petra unter Qadesh verstehe, lässt sich feststellen, und wir können hier um so weniger den Nachweis umgehen, als Gesenius zu Jes. I. S. 536 f. und Robinson Pal. III. S. 760 ff. die Sache mehr verwirrt als aufgehellt haben. Der Thatbestand ist der, dass unter dem Vorgange von Onqelos in den Targumim und der Peshittho קָדֵשׁ durch רְקָם, ܪܩܡ, קָדֵשׁ בַּרְנֵעַ durch רְקָם גֵּיאָה, ܪܩܡ ܕܓܝܐ constant ausgedrückt wird, so dass die Uebersetzer einen unbekannt gewordenen Namen, wie es vielfach ihre Sitte ist (s. Winer de Onkel. S. 39. Hirzel de Pentat. vers. syr. S. 68.), durch einen später bekannteren wiedergeben. Jenes גיאה, ܓܝܐ, welches bestimmend zu ܪܩܡ gesetzt wird, wie בַּרְנֵעַ zu קָדֵשׁ, ist aber ohne allen Zweifel s. v. a. el-Dshi (الجى) in der Nähe von Petra in Wadi Musa, bei Edr. Syr. (ed. Rosenm.) S. 2. Z. 17. (wo Jaubert falsch الحى liest), eine kleine Stadt und noch jetzt ein ansehnliches Dorf mit nicht unerheblichen Trümmern, besucht von Burckhardt (R. S. 702. 719.), genannt von Seetzen, v. Schubert, Robinson u. a. Das Alter des Orts geht aber weit über das Mittelalter hinaus. Denn haben auch unmöglich die Sept., indem sie Num. 21, 11. 33, 44 f. עִיֵּי durch *Γαί* umschrieben, an diesen Ort gedacht, so suchen ihn doch die späteren Commentatoren auf und wir erhalten dadurch aus dem Onomasticon die Nachricht: „Gai in solitudine . . . usque hodie *Gaia* urbs . . . iuxta civitatem Petram", in völliger Uebereinstimmung mit der Sache, so sehr auch Laborde comm. S. 134. darüber die Fassung verliert. Hierdurch ist es entschieden, dass man unter רְקָם Petra in Wadi Musa verstand, wie schon Josephus Ant. 4, 4, 7. 7, 1. bezeugt, folglich die Tradition bei jenen Uebersetzern Qadesh mit Petra identificirte. Zugleich ist hieraus deut-

A. T. selbst bestimmt werden. Nach Num. 20, 16. lag Qadesh an den Gränzen von Edom. Von hier aus sendet Mose v. 14. zum Edomiterkönige, um sich freien Durchzug zu erbitten. Die dadurch verbürgte östliche Ortslage harmonirt mit Gen. 16, 14. 20, 1. Jos. 10. 41., wo Qadesh den östlichen Gränzpunkt giebt gegenüber den westlichen Bered, Shûr, Ghazzah. Heisst es nun Deut. 1, 2., dass man in 11 Tagen vom Horeb nach Qadesh gelangt sei auf dem Wege zum Gebirge Se'îr (nicht: dem Gebirge Se'îr entlang, wie Robins. III. S. 171. den bekannten Idiotismus Ew. §. 286, b. missversteht), so ist שֵׂעִיר nach v. 44. zu bestimmen und über den Sinn entscheidet c. 1, 19., wo man bis Qadesh „die grosse und schreckliche Wüste auf dem Wege zum Emoritergebirge", d. h. dem steilen Abfalle Kanaans nach der südlich gelegenen Wüste hin, durchzog. Mithin gehörte Qadesh dem nordöstlichen Viertel der oben beschriebenen Wüste an,

---

lich, was der syr. Uebersetzer im Sinne hatte, wenn er Jud. 6, 3. 33. 7, 12. בְּנֵי־קֶדֶם, neben Midianitern und 'Amaleqitern, nicht wie sonst durch ܒܢ̈ܝ ܡܕܢܚܐ Jud. 8, 10. Gen. 29, 1. Hiob 1, 3., sondern durch ܒܢ̈ܝ ܩܕܡ ausdrückt. Wenn nun ferner Sa'adja für קָדֵשׁ gleichfalls الرقيم setzt, so ist kein Zweifel, dass der gelehrte Rabbi dies mit Onqelos verstanden wissen wollte, und hierin wird gar nichts durch den Umstand geändert, dass der Name الرقيم für „eine kleine Stadt mit Felsengrotten in der Nähe des Belqâ" (s. Isstakhri S. 35. Abulf. géogr. S. 227., Dshihannum. S. 571. bei v. Hammer in d. Wien. Jahrb. Bd. 101. S. 84.) wiederkehrt, die aber mit Petra ebensowenig etwas gemein haben kann, da sie, wie schon Schultens Ind. geogr. s. v. Errakim nachgewiesen hat, nach Abulf. Ann. IV. S. 4. nördlich von Kerek lag, als das räthselhafte الرقيم Sur. 18, 8., über welches die Summa aller Ansichten Ibn 'Abbas bei Dshauhari (msc.) mit den Worten ausspricht: ما ادرى ما الرقيم اكتاب ام بنيان d. i. ich weiss nicht, was er-Raqîm ist, ob eine Schrift, oder ein Bauwerk (s. weiter Beidhawi z. d. St.), mit Petra etwas gemein haben wird. S. indess Wahl z. Qor. S. 250. vgl. m. S. 239. — Fragen wir schlüsslich nach dem Ursprunge dieser Deutung von Qadesh durch Petra, so liegt der einzige Grund in der Combination des הַסֶּלַע d. i. des Felsen, der das Wasser gab, Num. 20, 8 ff. und von wo aus man zum Berge Hôr zog v. 22., mit סֶלַע d. i. Petra Jes. 16, 1. am Berge Hôr.

benachbart den Gränzen des gelobten Landes, wie gewisser noch aus Num. 34, 4. Jos. 15, 3. (s. u.) hervorgeht. Damit stimmt überein, dass von hier aus Num. 32, 8. Jos. 14, 6. 7. die Kundschafter ausgesandt werden, dieselben Num. 13, 26. hierher zurückkehren und Deut. 9, 23. hier das Volk sich weigert, die Eroberung des Landes in Angriff zu nehmen; und wenn hierbei rücksichtlich der Zeitfolge der Begebenheiten genauer Num. 20, 1. erzählt wird, dass die Gemeinde zu Qadesh (und zwar für lange Zeit Deut. 1, 46.) sich niedergelassen habe, als der erste Versuch, in das Land der Verheissung einzudringen (Num. c. 14.), misslungen war, so giebt die an sich unerhebliche Differenz zu erkennen, dass der Aufgang zum Emoritergebirge (bei חָרְמָה Num. 14, 44 f., vordem צְפַת Jud. 1, 17.) und Qadesh benachbart waren. Nach Num. 13, 26. liegt nun Qadesh noch im Umfange der Wüste Paran; nach c. 20, 1. 27, 14. lag es dagegen in der Wüste Ssîn (צִן), wie auch c. 33, 36. מִדְבַּר־צִן gradezu durch הִוא קָדֵשׁ [1]) erklärt wird. Deutlich geht hieraus hervor, dass Ssîn einen Theil der umfassenderen Wüste Paran gebildet haben müsse und zwar hart am südlichsten Saume Kanaans, wenn die aus der Wüste Paran Num. 13, 3. ausgesandten Kundschafter das Land durchforschen v. 21, „von der Wüste Ssîn bis gegen Hamath.“ Bestimmter noch erkennen wir die Ortsverhältnisse aus Num. 34, 3 ff. Jos. 15, 1 ff., wo die Südgränze Judas vom todten Meere bis zum Bach Aegyptens am Mittelmeere, d. h. von Ost nach West, so beschrieben

---

1) Wie sehr Qadesh ausschliesslich der pentateuchischen Erinnerung angehört, ist daraus zu erkennen, dass Spätere, wie Jud. 11, 16. Ez. 47, 19., nur nach dem Pentateuche desselben Erwähnung thun. Nur David, der auf seinen Zügen mehrfach diese Wüste kennen gelernt hatte, gedenkt der „Wüste Qadesh“ und lässt sie erbeben von der Donnerstimme des im Gewitter sich kundgebenden Gottes. Man vergleiche dazu Seetzen, der über ein Erlebniss in der Wüste et-Tih a. a. O., XVII. S. 145 f. sagt: „wir wurden des Nachts (am 31. März 1807.) von einem Gewittergusse durchnässt, welcher mit zerschmetternden Donnerschlägen begleitet war; stärkere erinnere ich mich nie gehört zu haben.“

wird, dass sie von der Südspitze des Salzmeeres ausläuft, die Scorpionenstiege (מַעֲלֵה עַקְרַבִּים) — d. i. nach Robinsons (II. S. 46. vgl. m. S. 32 f.) richtiger Auffassung die Klippenreihe, welche in Form einer unregelmässigen Curve quer das el-Ghôr (גֵּי הַמֶּלַח 2 Reg. 14, 7.) durchschneidet und die Gränze zwischen diesem Tiefthale und der höheren 'Arabah bildet, — umkreist, nach Ssîn (צִנָה) hinübergeht und bis südlich von Qadesh Barne'a hinaufsteigt. Fasst man dies alles genau nach dem Wortverstande der Schrift zusammen, so leuchtet ein, dass Ssîn den Wüstenstrich umfasst, der vom Ghôr sich nach Westen zu um die steilen Wände des Emoritergebirges windet, ein breiter Landstrich, der „beinahe von O. N. O. nach W. S. W. von den Hügeln um Usdum und dem Südende des todten Meeres in unbestimmter Ausdehnung hinaufläuft“ (Rob. III. S. 144.), südlich begränzt von einem dem nördlichen Gebirgswalle parallel laufenden Bergrücken (ebend. S. 145.). Seetzen a. a. O. XVII. S. 134 ff., v. Schubert R. II. S. 443., Robinson a. a. O. besuchten diesen Theil der Wüste, am westlichsten überschaute ihn Williams The holy city S. 488. hoch vom emoritischen Gebirge herab, 8 Stunden fast genau südlich unter Bersaba, und sagt darüber: „unmittelbar unter uns lag ein weites Thal, Wadi Murreh (vgl. المرّة, Smith bei Rob. III. S. 862.) genannt, welches etwa 5 Stunden östlich von unserm Standorte bei dem eigenthümlich gebildeten Berge Moddera (مدرة Smith a. a. O., untersucht und beschrieben von Seetzen a. a. O.) sich in 2 Thäler spaltet, von denen das südlichere unter demselben Namen ostwärts zur 'Arabah, das andere als Wadi Fiqreh (nach Rob. III. S. 145. jenseit der Mitte dieses Landstrichs, näher beim Fusse der emoritischen Berge gelegen, der Hauptableiter aller Gewässer) nordöstlich zum todten Meere führt“. Liegt nun Qadesh in diesem Landstriche, so bleiben von selbst el-Ghôr, 'Ain Weibeh, 'Ain Hasb ausgeschlossen. Im Gegentheil weist die judäische

Gränzlinie viel weiter nach Westen hinauf, wie zugleich eine solche Ortslage das Verhältniss von Num. 13, 26. zu c. 20, 1. unterstützt, die nach der Lage von Qadeſh angegebenen Ortsbestimmungen Gen. 16, 14. 20, 1. fast nothwendig fordern. Zugleich ist darauf zu achten, dass sich neuerdings in die Untersuchung über Qadeſh die völlig unbegründete und irreführende Voraussetzung eingeschlichen hat, der von den Israëliten gewählte Aufgang zum Gebirge Num. 14, 44., unstreitig in der Nähe von Hormah = Ssephath (s. o.), sei der Pass eſs-Ssafâh (الصفاة), einer der drei Felsensteige, welche von der 'Arabah aus den Zugang zum südlichen Gebirgsrücken ermöglichen. S. Robins. III. S. 145. Jedoch widerspricht dem schon die Beschaffenheit der Landschaft selbst. Hören wir Williams, als dieser unvorbereitet den Rand des Gebirges betrat. „Wir fanden", sagt er a. a. O. S. 487., „dass wir auf einem gigantischen, auf mehrere Meilen nach Ost und West zu verfolgenden, hohen Gebirgswalle standen, dessen jähe, nackte Felsenvorsprünge wie cyclopische Bastionen nach Süden gewandt in unregelmässigen Massen in eine unbeschreibliche Wildniss hinausragten. Es war ein wildes Chaos von Kreide und von den Strahlen der Sonne, wie in diesem Augenblicke, erleuchtet einem ungeheuern weissglühenden Schmelzofen vergleichbar. Hier scheint auch nicht die geringste Spur von Vegetation in der furchtbaren Wüste zu sein. Alles war dürr, unfruchtbar, öde". Durch v. Schuberts Messungen wissen wir, dass sich dieser Gebirgswall von 5 Fuss unter dem Spiegel des rothen Meeres bis zu 1434 F. über demselben steil erhebt. Seetzen, der seinen Weg zum Thale durch den Pass Jemen nahm, sagt a. a. O. XVII. S. 134.: „wir erreichten den Bergrand, wo wir auf einem steilen Felsensteige in ein fürchterlich wildes, tiefes und unfruchtbares Thal hinabstiegen" und jenen Pass eſs-Ssafâḥ erstieg Robinson (III. S. 149 f.) nur mit grosser Anstrengung, wie auch v. Schubert (II. S. 447.)

das Ersteigen desselben zu den mühevollsten Stunden seines Lebens rechnet und ausdrücklich bemerkt: der Pass „stieg so steil empor, dass mir es öfters vorkam, als wollte mir, wie in einem Gluthofen, der Athem versagen“. Aehnlich hörte Robinson (a. a. O. S. 150.) den dritten, östlicheren Pass efs-Ssufei (الصفى, Deminut.) schildern, und bekannter noch sind die steilen, gefahrvollen Aufgänge vom todten Meere her zum Lande Kanaan, die hier weiterer Belege nicht bedürfen. Wenn auch diese beschwerlichen Pässe für den friedlichen Handelsverkehr keine unübersteiglichen Hindernisse waren, wie denn die römische Sorglichkeit den Pass efs-Ssafâh, den directen Weg nach Petra, nicht bloss durch Besatzungen geschützt, sondern durch Anlegen von Stufen (s. v. Schubert a. a. O.) bequemer und sicherer gemacht hatte: so müssen wir doch mit Recht fragen: waren sie auch für einen Heereszug geeignet, durch sie die Eroberung eines Landes zu beginnen? — diese Pässe, sage ich, die durch die unbedeutendste Macht eben so leicht gesperrt, wie der äussersten Kraftanstrengung unerreichbar waren? Seiner Natur nach (— denn 2 Chr. 20, 16. beweist nichts dagegen —) war Kanaan von hier aus eben so wenig angreifbar, als das Edomitergebirge von der 'Arabah aus, und hätte Mose sein Volk hierher geführt, von hieraus die Eroberung zu beginnen ihm zugemuthet, — er hätte die Vorwürfe verdient, die ihm der Kleinmuth ungerechter Weise machte. Dagegen wissen wir, dass westwärts, wie der Thalboden sich hebt, so die Berge niedriger werden (Rob. III. S. 145.) und kennen die auch in der Römerzeit gangbare Strasse, welche westlich am Dfhebel 'Arâif (s. S. 173.) vorbei über *'Εβόδα* (Ptol. 5, 17, 4., jetzt Trümmer von 'Abdeh, Rob. I. S. 316.) und *Ἔλουσα*, d. i. Khalafsah (s. S. 175. Anm.) = 661 F. über dem Meere, anfangs allmälig, dann steiler aufsteigend zu den Vorbergen Dfhebel Khalîl = 1550 F., dem Dorfe Dhoharîjeh (الظهرية) = 2040 F. und Hebron =

2842 F. hinaufführt [1]). An keiner andern Stelle als hier konnte es Moses Absicht sein, in das Land einzudringen, und es verdient Beachtung, womöglich nähere Prüfung an Ort und Stelle, dass Rowlands a. a. O. S. 488. eine durch die gewöhnlichen Reste kenntlich gemachte Trümmerstätte 2½ St. hinter (d. i. südlich von) Khalafsah durch den Namen Sepâta bezeichnen hörte, dieselbe, deren Namen Robinson I. S. 332. nicht erfuhr. Schon hieraus müssen wir schliessen, dass die Israëliten nicht den Weg durch die 'Arabah verfolgten, sondern, wie auch v. Ewald Gesch. Isr. II. S. 192 ff. ganz richtig den Zug anordnet, auf dem grossen Wüstenwege von Dfhebel 'Arâif sich den Gränzen des Landes näherten, und ganz unbrauchbar ist Robinsons (I. S. 309.) Einwand dagegen, dass „diese Richtung sie gleich nach Bersaba und nicht nach Kades gebracht haben würde", wenn Qadefh, wie sich dies von selbst versteht, südlich von Bersaba lag. Dazu kehren ja Num. 13, 22. die Kundschafter über Hebron nach Paran bei Qadefh v. 26. zurück, was grade diese Strasse eher vorauszusetzen scheint, als es dieselbe ausschliesst, und von Bersaba ist überhaupt im ganzen Verlauf der Erzählung die Rede nicht. Hierzu kommt nun, dass in neuester Zeit die Ortslage von Qadefh nach allen Spuren richtig aufgefunden ist. Schon Williams a. a. O. S. 488. berichtet, wie sein Sheikh ihm einige Stunden westlich von dem oben bezeichneten Standorte die Lage von „Kaddese, das Cadefh der Schrift" in einem Thale gezeigt habe und nach Rowlands a. a. O. S. 489. führt der Hagarsbrunnen Muweilih (s. S. 176.) bei den Arabern in der Umgegend von Ghazzah den Namen „Moilâhhi Kadésah", wie er Gen. 16, 14. nach Qadefh topographisch bestimmt ist. Das hier schon durch verschiedene Auctoritäten verbürgte Qadefh ist von Row-

---

1) Die Differenzen zwischen v. Schuberts und Russeggers Höhenmessungen sind für unsern Zweck völlig unbedeutend.

lands a. a. O. S. 490 ff. aufgesucht worden. Von ihm entnehmen wir mit Uebergehung aller seiner unbrauchbaren Combinationen folgende Angaben. Da, wo die den nordöstlichen Theil der grossen Wüste westlich begränzende Bergreihe (s. S. 173.) plötzlich zurücktritt, beginnt eine von Kalksteinhügeln umschlossene, von West nach Ost sich ausdehnende Ebene (Robins. I. S. 314.), fast rechtwinklig von 9 zu 5, oder 10 zu 6 engl. Meilen, gross genug das Lager eines wandernden Volks aufzunehmen. In Nordost dieser Ebene, dem nördlichsten Ende des Dſhebel Helâl (s. S. 172.) in Osten gegenüber, und ungefähr 12 engl. M. (4½ St. zu Kamel) in O. S. O. von Muweilih, daher fast genau südlich von Khalaſsah, erhebt sich als einzelne grosse Masse am Saume der unmittelbar nach Norden sich fortsetzenden Berge ein nackter Fels, an dessen Fusse ein reichlich sprudelnder Quell entspringt, der in zierlichen Cascaden sich in das Bett eines Regenbachs stürzt und nach 3 bis 400 Yards sich *westlich* im Sande verliert. Dieser Ort führt noch jetzt den Namen „Kŭdēs", d. i. jedenfalls mit Deminutivform قُدَيْس, wie ein grosser Theil von Namen in dieser Wüste Deminutiva bildet, nach der Angabe der Beduinen 10—11 Tagereisen vom Sinai (Deut. 1, 2.) und durch gangbare Wadi's mit dem Berge Hor (Num. 20, 22.) in Verbindung [1]); seiner Lage gemäss am Fusse des Emoritergebirges (Deut. 1, 19.) und zwar so, dass der Wechsel von Paran und Ssîn sich ungezwungen erklärt. Hiermit halte ich diese Frage wie zugleich die über den Zug

---

1) Robinson, als er dieses Weges zog, war von Tawârah-Arabern begleitet und erfuhr darum wohl nichts von dieser höchst wichtigen Stelle, obschon er in nicht grosser Entfernung westlich an ihr vorüberging. Daher ist auch die sonst so vortreffliche Karte Kieperts zu Robinsons Palästina für die Ortslage von Qadeſh unzureichend, obschon im Allgemeinen nach dem obigen leicht zu ergänzen. Ich bemerke hierzu, dass nach Rowlands die auf jener Karte angegebene Quelle Kudeirât noch westlich von Qadeſh liegt.

der Israëliten und den des Kdorla'omer und seiner Verbündeten zum Emoritergebirge für erledigt.

Der Besitz dieses Qadesh war aber auch für die besondern Zwecke der Verbündeten von erheblicher Wichtigkeit. Denn alle Strassen von der sinaitischen Halbinsel und dem älanitischen Meerbusen vereinigen sich, ehe sie an Qadesh vorüberführen, und spalten sich erst jenseit wieder, um nach Hebron oder Ghazzah auseinander zu gehen. Ebenso liegt die Strasse von Mittelägypten (vgl. S. 175.) nach Hebron dieser Hauptstrasse bei Qadesh ganz benachbart und gleichfalls unfern desselben zieht sich die Strasse hin, welche von Ghazzah über den südlichen Gebirgskamm durch Wadi Fiqreh zur 'Arabah führt. S. Rob. I. S. 327 ff. III. S. 146. Der Besitz von Ael-Paran einerseits und von Qadesh andrerseits entschied also die Herrschaft über die Wüste und den Verkehr in derselben; Grund genug, sich in diese Einöden zu wagen und hier sich festzusetzen (vgl. oben S. 164). Und welchen Weg nahmen sie dorthin? Nach allem, was wir bisher erörtert haben, nicht durch die 'Arabah, sondern sie erstiegen von Aileh aus das Wüstenplateau, sei es durch den Pass 'Aqabat-Aileh (s. S. 171.) oder, der nachmaligen Römerstrasse folgend, durch Wadi el-Bejâneh (s. Rob. I. S. 328.); umgingen dann, da die entgegenstehende Bergwand (S. 173.) ohnehin den Durchgang sperrt, den Dshebel 'Arâif und gelangten am Saume des östlichen Gebirges nach Qadesh. Man wende hier nicht die Schrecken der Wüste (Deut. 1, 19.) ein, von denen 1 Sam. 30, 11 ff. ein einzelnes Beispiel gegeben ist. Denn wie Saul 1 Sam. 15, 7. in diesen Wüsten focht, David dieselben 1 Sam. 27, 8 ff. 30, 10 ff. mit seinen Schaaren kriegerisch durchzog; wie diese Wüste von Nomaden ehedem bevölkert war und noch ist, so dass Seetzen (a. a. O. XVII. S. 138.) von einem Orte „Eschabiji, südwärts von Mdára (s. S. 182.) etwa eine Stunde entfernt, wo man noch Spuren von Weingärten u. s. w. finden

soll", reden kann; wie sie von den Israëliten durchzogen werden und denselben viele Jahre den Aufenthalt möglich machen konnte: so konnte auch Kdorla'omers Heer diese Wüste durchwandern. Hierbei kommt in Betracht, dass der Wassermangel, über welchen Num. 20, 2. geklagt wird, von der Jahreszeit abhängig ist. Mose langte dort c. 13, 20. zur Zeit der ersten Trauben an, also zu einer Zeit, als der hohe Sommer den Quellenvorrath erschöpft hatte. Zu anderen Jahreszeiten stellt sich das Verhältniss günstiger. Endlich ist ein Heereszug durch diese Wüste nicht räthselhafter, als wenn wir besonders seit der assyrischen Zeit zahlreiche Kriegsheere zwischen Aegypten und Kanaan die Wüste Dſhifâr durchziehen sehen; nicht räthselhafter, als wenn dasselbe Heer, um welches es sich hier handelt, die Gefahren der Wüste zwischen Euphrat und Syrien überwunden haben muss, ehe es den kanaanitischen Boden betrat.

Hier angelangt schlagen die Verbündeten Gen. 14, 7. אֶת־כָּל־שְׂדֵה הָעֲמָלֵקִי d. i. „das ganze Gefilde der 'Amaleqiter". Diese nachmaligen Erbfeinde Israëls zogen sich am Südrande Kanaans entlang bis in die Nachbarschaft Aegyptens 1 Sam. 27, 8. und hatten in der mosaischen Zeit sogar einen Theil des südlichen Gebirges inne, Num. 13, 29. 14, 43 ff. Als freie Söhne der Wüste durchziehen sie nach Beduinenweise die weiten Flächen dieser Steppe (Ex. 17, 8 ff. Deut. 25, 17 f.) und stets zu Raub und Plünderung geneigt (1 Sam. 14, 48. 30, 1 ff.) waren sie vornämlich die, welche den freien Verkehr störten. Ihre Unterjochung war daher durch den Zweck der ganzen Kriegsunternehmung geboten. — Weiter wenden sie ihre Waffen v. 7. gegen הָאֱמֹרִי הַיֹּשֵׁב בְּחַצְצֹן תָּמָר d. i. „die Emoriter, die (vgl. 2 Chr. 20, 2.) zu 'Aen Gdî am todten Meere sesshaft waren" und, wie schon S. 163 erwähnt, in engster Beziehung zu den Völkerschaften stehen mussten, die hier bekriegt werden. Da הַיֹּשֵׁב lediglich die Wohnsitze von הָאֱמֹרִי, keineswegs aber den Ort

angiebt, wo die Verbündeten mit den Emoritern fochten, so folgt für die Fortsetzung des Zugs, dass das Heer von Qadeſh nordöstlich zum Wadi el-Murreh hinabstieg und am Fusse des Emoritergebirges dem Wadi el-Fiqreh folgend seine Richtung zum el-Ghor nahm. Hierdurch kam auch noch die letzte Strasse, die schon S. 187. erwähnte von Ghazzah zur 'Arabah, in ihre Gewalt sammt den südlichen Felsenpässen nach Kanaan, über welche wir S. 183. sprachen. Wie aber ist die Verbindung zwischen Qadeſh und dem nordöstlichen, zum todten Meere abfallenden Wüstenstrich beschaffen? Dies ist bis jetzt noch nicht näher zu bestimmen, da wir hier auf die Entfernung weniger Meilen auf einen noch völlig unbekannten Landstrich stossen [1]). Wir wissen nur, dass die Ebene beim Felsen Qudês östlich durch einen Höhenzug geschlossen ist und jenseits die eben genannten Wadis sich hinziehen. Es muss daher für jetzt die Angabe der Beduinen, deren Rowlands Erwähnung thut, genügen, dass von diesem Qudês eine gangbare Verbindung mit dem Berge Hôr — wie ich vermuthe, durch Wadi Fiqreh auf dem Wege, den v. Schubert und Robinson nahmen — bestehe, und dies um so mehr, da Num. 20, 14. Mose diesen Weg ein-

1) Zu untersuchen ist hier namentlich noch, ob in der Umgegend des Felsen Qudês sich irgend Spuren finden, welche jenes עִיר Num. 20, 16. erklären. Zugleich ist aber auch in anderer Hinsicht jenes Lokal der Aufklärung bedürftig. Nach Rowlands nimmt die Quelle bei Qudês ihren Abfluss nach Westen; gehört also noch zum Gebiete des Wadi el-'Ariſh und kann darum nicht tiefer liegen als Wadi Dſhâifeh und Ruheibeh, zwischen denen es liegt, d. i. ungefähr 1030 Fuss über dem rothen Meere. Die Wasserscheide bilden daher die Höhen, welche zwischen Qudês und W. el-Murreh und el-Fiqreh liegen. In letzterem fand aber v. Schubert dem Pass eſs-Ssafâh (s. S. 183.) gegenüber die absolute Tiefe von 5 Fuss unter dem rothen Meere, ein ganz ausserordentlicher Abfall, der bis zum el-Ghor und dem Spiegel des todten Meers *minus* 1337 F. auf verhältnissmässig geringem Raume in wachsendem Verhältnisse zunimmt. Auch über Form und Fortgang des W. el-Fiqreh, dessen Austritt in das Ghor Robins. III. S. 38. kurz beschreibt, sind wir noch wenig unterrichtet. Möchte daher bald ein angemessen vorbereiteter Reisender die Mühe übernehmen, von Hebron aus über Khalaſsah und 'Abdeh nach Qudês zu gehen, um von da den Uebergang zu den obigen Wadis und deren Abfall zum el-Ghôr wissenschaftlich zu untersuchen. Vielleicht dürfen wir von Herrn Consul Dr. Schultz in Jerusalem die Bereitwilligkeit erwarten, der Wissenschaft dies Opfer zu bringen.

zuschlagen im Sinne hat und nachmals die Israëliten denselben auch wohl wirklich einschlugen.

So wie das Heer zum el-Ghor hinabsteigt, gilt der Kampf der aufrührerischen Pentapolis. Ihre Beherrscher ziehen daher v. 8. sofort dem Feinde gerüstet entgegen und die Heere begegnen einander in עֵמֶק הַשִּׂדִּים, welches schon v. 3. durch יָם הַמֶּלַח dahin erklärt ist, dass dieses Thal zu dem Landstriche gehört, der nachmals Gen. c. 19. im todten Meere versank. Die Terrainstudien der letzten zehn Jahre haben den frühern Gedanken, als sei zu irgend einer Zeit in dieser Einsenkung ein Landsee nicht vorhanden gewesen, beseitigt. Um so gewisser haben wir für die Verhältnisse unseres Stücks das todte Meer in seiner alten Ausdehnung als die Nordgränze des Thales Siddîm anzusehen, gegen welches das erobernde Heer von Südwest heranzieht. Dieses Thal, welches gemäss der Stelle Gen. 13, 10 ff. nicht mehr zum eigentlichen Kanaan gerechnet wurde, umfasste die c. 14, 2. genannten *Städte,* von denen Sodom, nach v. 17. 21. die wichtigste wie es scheint, unfern Sso'ar lag c. 19, 20. und zwar sammt diesem und den übrigen nach c. 14, 10. 19, 19. 30. westlich vom Moabitergebirge. Von allen blieb später nur das in unsrer Erzählung mit dem alten Namen בֶּלַע bezeichnete Sso'ar, welches wir schon nach c. 19. als den Bergen am nächsten gelegen voraussetzen dürfen, am Ufer des Meeres und als der südlichste bewohnte Ort öfters zum bestimmenden Gränzpunkte benutzt, dem im Norden entsprechenden Jericho gegenüber, Deut. 34, 3. vgl. m. Jos. b. j. 4, 8, 4., Euseb. Onom. s. v. *Θάλασσα.* Hieraus folgt aber nicht, dass Sso'ar genau an der Südspitze des todten Meeres müsse gelegen haben. Grade wo von dieser die Rede ist, wird Sso'ar nie genannt, vgl. Num. 34, 3. Jos. 15, 2.; wird, wo seiner gedacht ist, nie zu Judäa gerechnet, sondern nach Massgabe der Zeiten zu Moab Jes. 15, 5. Jer. 48, 34., zu Arabia Petraea Jos. Antt. 14, 1, 4., b. j. 4, 8, 4. Ptol. 5, 17, 5. Dies führt auf eine Lage am

Ostufer des Meeres. Dort fanden es auch noch die Kreuzritter nach Umgehung des Südendes des todten Meeres an einem der Eingänge zu den moabitischen Bergen, wie es Hieronymus zu Jes. 15, 5. als westlichen „Riegel" von Moab bezeichnet. S. Robins. III. S. 756. Ebenso kennen es auch noch die Araber und zwar nicht bloss dem Namen nach, wie Robinson (a. a. O. S. 758.) voraussetzt, wenn Edrisi Syr. S. 2., Abulf. géogr. S. 39. 228. das todte Meer بحيرة زغر d. i. den See von Zoghar nennen und bei Abulf. S. 228. der Wadi von Hasbân, was schon bestimmter auf die Lage hindeutet, an den Grund von Zoghar (غور زغر) gränzt: sondern sie wissen, dass es 2 Tagereisen weit von Jericho (Ifstakh. S. 36. Edris. S. 2.), 3 dergleichen von Jerusalem (Qazwini) lag und zwar auf der Strasse, welche von Jericho aus (den Jordan überschritt und) über Zoghar nach Dfhebâl, efh-Shérah und Ma'ân (s. S. 171.) führte, Ifstakh. a. a. O. Auch deutet Abulfedas S. 48. Bestimmung der Lage am todten Meere auf eine einzelne Oertlichkeit und Qazwini im Athâr el-bil. (msc.) drückt sich noch umständlicher dahin aus: زغر قرية بينها وبين بيت المقدس ثلثة ايام فى طرف البحيرة المنتنة وهى فى واد وخم ردى فى اشام بقعة يسكنها اهلها بحب الوطن ويهيج بهم الوبا فى بعض الاعوام d. i. „Zoghar, ein Dorf 3 Tagereisen von Jerusalem am Ende des stinkenden Sees. Es findet sich in einem ungesunden schlechten Thale in einer sehr ungünstigen Gegend, bewohnt von seinen in manchen Jahren von der Pest heimgesuchten Einwohnern nur vermöge der Vaterlandsliebe." Erkennen wir hierin die Verhältnisse des Ghor wieder, wie sie auch Robinson III. S. 31. berührt, so sagt Ifstakhri S. 35.: „zu Zoghar giebt es Datteln, الإنْقِلاءة [1]) genannt; in 'Irâq giebts keine süsseren und

---

1) Dies ist das Wort, welches Mordtmann in seiner Uebersetzung S. 39. übergeht. Dfhauhari sagt darüber: الانقلاء ضرب من التمر فى الشام d. i. „inqilâ ist eine Dattelart in Syrien." Vgl. auch den Qamus u. d. W.

schöneren als diese", und wir wissen aus Edrisi S. 2., dass man dieselben ehedem von Zoghar zu Schiffe nach Jericho und andern Orten exportirte. Von ihnen erhielt Segor bei den Kreuzfahrern den Namen villa palmarum und wird als „de fructibus palmarum, quos dactilos vocant, valde abundans" gerühmt (s. v. Raumer Pal. S. 222.); kein Zweifel also, dass Araber und Kreuzfahrer, ungeachtet des mit Qazwini so sehr contrastirenden Namens vallis illustris bei letzteren, denselben Ort meinen. Diese Ergiebigkeit findet sich aber auf diesem Lokale nur an der Mündung des Wadi el-Qarâhi, der im sogenannten Ghor efs-Ssâfieh den Anbau von Weizen, Gerste und Durah möglich macht (Rob. III. S. 31.), und in der vom Wadi Kerek befruchteten Ebene Ghor el-Mezra'ah mit Fruchtbäumen und Saatfeldern (Rob. II. S. 467.), den spärlichen Ueberresten der ehedem durch ihren noch jetzt nicht verschwundenen Wasserreichthum so wohl bebauten Jordansaue Gen. 13, 10., gegenüber der *alles* Pflanzenlebens entbehrenden Salzsteppe des mittleren und westlichen el-Ghor, von dessen furchtbarer Einöde ältere wie spätere Berichterstatter mit Entsetzen reden [1]). Je weniger ungeachtet aller Erkundigungen an der jetzigen Südspitze des todten Meeres Name oder Ueberreste Zoghars bisher aufzufinden waren und je weniger der von Seetzen (a. a. O. XVIII. S. 435.) beschriebene Felsensteig zur Thalebene des Ghor efs-Ssâfieh der sein kann, den Balduins Heer von Segor aus einschlug, während Wadi Kerek das eigentliche Thor Moabs bildete und noch bildet: um so mehr

---

1) Vgl. Ifstakhri S. 35. Abulf. géogr. S. 228. Die الحجارة المسوّمة = „die bezeichneten Steine", die sich nach beiden über die schwarze Fläche ausbreiten, aus sind Sur. 11, 84. entlehnt. Der Volksglaube hält sie für die, welche dort Gott über Sodoms Bewohner regnen liess, und überträgt ob der Wiederkehr derselben Steine (s. Seetzen, XVII. S. 135 f.) die Sage von der untergegangenen Stadt auch auf den benachbarten Berg Maderah. Hierauf durfte v. Raumer Beitr. S. 10. weitere Vermuthungen nicht bauen, zumal sich daneben die Tradition selbst bis nach Babylonien verirrt hat, s. Fraser trav. II. S. 48.

gewinnt Robinsons auf Irby's und Mangles' Beobachtungen gestützte Ansicht (Pal. III. S. 164. 754.), in den nicht unerheblichen Trümmern am Austritt des Wadi Kerek in die Ebene (vgl. damit Qazwini's Worte) die Reste Zoghars wiederzufinden und mithin den südlich von der Halbinsel, welche unweit Sso'ars wie eine schützende Vormauer um die wunderbar erhaltene Stadt sich westwärts weit in das Meer hinein erstreckt, gelegenen Meerestheil für das Thal Siddim zu halten, das zu Abrahams Zeit bei jener Katastrophe Gen. c. 19. sammt seinen fruchtbaren Auen und bevölkerten Städten versank und hinfort vom todten Meere überfluthet wurde [1]).

Das Waffenglück entschied für die Verbündeten v. 10., so dass was von den flüchtigen Pentapoliten nicht in den Asphaltgruben (die ehedem zu Tage liegend jetzt vom Meeresgrunde ihr حُمَّر s. Iſstakhri S. 35. Abulf. géogr. S. 228. = חֵמָר immer noch liefern) versank, seine Rettung in den Schluchten des Moabitergebirges suchte. Die Sieger plündern v. 11. Sodom und Ghomorrah, von denen ersteres, wie oben gezeigt, nahe bei Sso'ar lag. Mithin ziehen sie quer über die Ebene und erreichen bei Sso'ar das östliche Ufer des Meeres an der damaligen Südostspitze. Dies entscheidet über die Richtung des Rückweges, der nicht an dem mehrfach gesperrten westlichen Ufer den steilen Pass bei 'Aen Gdî (Rob. II. S. 438) hinauf nach Kanaan geführt haben kann, sondern sich am Ostufer des todten Meeres hinzog, vermuthlich auf der Strasse von Jericho nach Zoghar, deren Iſstakhri oben gedenkt. Gewiss aber geht der Zug im Jordanthale hinauf, bis er v. 14. bei dem allbekannten Dan die äusserste Gränze erreicht, und zum Beweise, wie sehr wir hier auf rein geschichtlichem Boden stehen, diene noch die Bemerkung, dass חוֹבָה v. 15., anderweit nur noch Judith 4, 4. 15, 4. genannt, links d. h. nördlich von Damaskus liegt. Die grossen Continentalstrassen nach Ninive und Babylon kamen aber von Norden herab nach Damaskus und wir ersehen aus dieser

---

1) Zu vergleichen sind die ܡܝ̈ܐ ܐܘܟܡܐ = „die schwarzen Wasser", welche die Stelle der 1138. durch ein Erdbeben versunkenen pers. Stadt Dſhenzeh (ܓܢܙܗ) füllten, bei Bar Hebr. S. 323.; desgleichen Dio Cass. 68. Traj. 25.

kurzen Nachricht, dass die von Abraham Geschlagenen dorthin flüchten, woher sie gekommen waren. Im übrigen vgl. S. 165.

Haben wir bisher die Erzählung in allen Theilen treu und wo uns die Ortsverhältnisse hinlänglich bekannt sind, sehr genau gefunden, so erledigt schlüsslich die richtige Auffassung des Ganzen zugleich die Streitfrage über Shalem. Nach v. 14 ff. kehrt der beutebeladene Sieger von Damaskus zurück, wie wir vermuthen dürfen, auf der grossen Strasse, welche südlich am See Tiberias das Jordanthal erreichte. Bewillkommnend, glückwünschend und segnend ziehen v. 17 ff. die durch Abraham von ihren Zwingherren Befreiten und unter diesen „Malkiſsédeq der König von Shalem“ ihrem Erretter entgegen zum nachmals sogenannten Königsthale. Je gewisser nun aber nach S. 163. das Westjordanland von dem hier beschriebenen Kriegszuge völlig unberührt blieb, um so weniger Grund hat man, Malkiſsédeq's Shalem mit Verletzung zugleich des geschichtlich sichergestellten Sprachgebrauchs (יְבוּס, יְרוּשָׁלַם, erst Ps. 76, 3. dichterisch zu שָׁלֵם abgekürzt) für das gänzlich ausserhalb des Bereichs der Erzählung liegende Jerusalem zu halten und das Königsthal in die Nähe desselben zu verlegen. Zur Unmöglichkeit wird ferner diese Combination noch dadurch, dass Abraham, der nicht zu seinem persönlichen Vortheile den Feldzug unternahm, sondern grossmüthig auf jeden Beuteantheil verzichtete v. 22 ff., nicht von Skythopolis aus den Weg durch Samarien nehmen konnte, vielmehr dem Jordanthale nach Sodom folgen musste, um dorthin die Entführten, unter denen seine nächsten Angehörigen waren v. 12. (die auch nachmals c. 19, 1. dort noch wohnen), zurückzubringen. Für die Lage von Shalem und das Königsthal führt schon dies auf das Jordanthal, und verbinden wir damit die Angaben des Hieronymus, dass das Joh. 3, 23. erwähnte *Σαλείμ* im *αὐλὼν Σαλήμ* d. i. in der Jordansaue Judith 4, 4., und noch später unter den Namen Salem, Salumias nach wenigstens partieller Tradition mit Malkiſsédeq in Verbindung gesetzt (s. die Stellen bei Rosenm. Alterth. II, 2. S. 134 ff. v. Raumer Pal. S. 156 f.), acht röm. Meilen südlich von Skythopolis, mithin auf dem Wege, den Abraham einschlagen musste, lag: so treffen hier alle Kennzeichen für die Identität unseres שָׁלֵם mit jenem *Σαλείμ* so wohl zusammen, dass sie nicht länger wird bezweifelt werden können. Auch ist die Erwähnung des Königsthals 2 Sam. 18, 18., wo Absalom sein Denkmal errichtet, nicht dagegen; denn Absalom hatte seine Güter 2 Sam. 13, 23. bei Ephraïm.

Die türkische Staatszeitung über Preussen.

Die türkische officielle Zeitung, Takwimi-Waka'y, bringt, wie den Lesern der Zeitschrift aus den politischen Journalen bekannt geworden seyn wird, seit einigen Monaten in einem neu beigefügten nicht amtlichen Theile meistens französischen Blättern entlehnte Artikel über die gegenwärtigen politischen Ereignisse Europa's. Es sind diess gewöhnlich nur kurze Notizen, welche, da von Raisonnement natürlich nicht die Rede ist, für den, der seine Zeitungsweisheit nicht aus ihnen zu schöpfen braucht, kaum ein anderes Interesse haben, als das des Curiosums und etwa eines Beweises der französelnden Tendenzen in der diplomatischen Aristocratie der Türkei, welche zu so manchen anderen nichtssagenden Neuerungen auch die gefügt hat, die fränkischen Eigennamen und sonstigen aus den romanischen Sprachen in die türkische unverarbeitet aufgenommenen Ausdrücke nicht mehr, wie das Volk diess nach richtigem Gefühl immer gethan, in der italiänischen Form, sondern nach der durch das türkische Alphabet gar nicht darstellbaren französischen Aussprache bey sich einzubürgern. So sehr ich nun auch der Meinung bin, dass dem Inhalte nach ganz untürkische und der Form nach wenig ausgezeichnete Artikel, wie deren über die Vermählung des Herzogs von Montpensier eine ganze Reihe erschienen ist, die Mittheilung nicht verdienen, eben so sehr halte ich es für meine Pflicht, wirklich eigenthümliche geistige Productionen, welche auf den dermaligen Bildungsstand wenigstens eines Theils der türkischen Grossen eine überraschende Aussicht eröffnen, den Gelehrten Deutschlands nicht vorzuenthalten. Eine solche hat das vorletzte Blatt der erwähnten Zeitung vom 22 Zi'l-Higge in einem Artikel über Preussen gebracht, welcher — man schreibt ihn dem früheren türkischen Gesandten in Berlin Tal'at Effendi zu — bey ausgezeichneter Stylistik (natürlich im türkischen Geschmack) von einer Auffassung unserer Verhältnisse zeugt, die von Seiten eines Türken immer Verwunderung erregen muss. Diesen Artikel gebe ich mir hiermit die Ehre in einer möglichst wörtlichen Uebersetzung zugleich mit dem Original der Redaction dieser Zeitschrift zuzusenden.

„Jeder Regent, der in irgend einer Monarchie oder Herrschaft durch Feststellung von Gesetz und Recht und durch Gründung von nützlichen und förderlichen Einrichtungen, die Zunahme ihrer Macht und Gewalt steigernd und die Erlangung der zur Grundlage der Ruhe und des Wohlstandes erforderlichen Mittel erleichternd, das Fremde abwehrend und das Eigene zusam-

menhaltend, dahin strebte, dass unter seines Gleichen auf ihn mit den Fingern gewiesen würde, — muss als zweiter Begründer seines Staates gelten. Friedrich I., vor 145 Jahren König der Preussischen Monarchie, einer der Grossmächte, war ein Mann, dem es gelungen, mit der ins Leben Rufung jener Monarchie den Anfang zu machen. Dieses Königs also, seiner Kinder und Nachfolger Verhältnisse und Herrscherweise hier darzulegen, möchte, meinen wir, gewissermassen nicht nutzlos seyn, weshalb wir uns dazu anschicken.

Eines jeden Dinges Anfang ist natürlich gering, und so war auch die erwähnte Monarchie um jene Zeit nur eine (unbedeutende) Herrschaft, Fürstenthum (sic) Brandenburg genannt. Aber ihr König, der obengenannte Friedrich I., war ein Mann von ausserordentlicher Energie und Klugheit, von vollkommner Weisheit und Einsicht. Er ist es, welcher erstlich, indem er mit aller Aufmerksamkeit die Finanz- und Militärangelenheiten regelte, den Umfang seines Reichs zu erweitern wusste, und zweitens durch die Erwerbung des Königstitels die Geltung seines Namens und Ansehens so hob, dass er die Monarchie dadurch in das Leben rief. Nachher wandelten sein Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm I. und dessen Sohn Friedrich II. mit dem Beinamen „der Grosse" und ihre Nachfolger, noch vier Friedriche (sic), welche nach einander den Königsthron einnahmen, auf der Bahn ihrer Väter und Grossväter; kurz, ein Jeder von ihnen bemühte sich, die Gesetze und Anordnungen, welche seine Vorfahren unter Gottes Beistand getroffen, einen Tag wie den andern in Ausführung zu bringen, und zwischendurch, das Nützliche mehrend und das Ueberflüssige abschaffend, die Provinzen mit ihren Bewohnern wohlhabend und belebt zu machen, und indem sie ausserdem in allen Kriegen, welche damals Europa bewegten, durch Abwehrung des Schadens und an sich Reissung des Vortheils ihre Herrscherweisheit zeigten, so gewann in kurzer Zeit ihr Gebiet eine bedeutende Ausdehnung und ihre Unterthanen eine ausserordentliche Wohlhabenheit. Sie wurden auf diese Weise Herren einer Macht, wie in den Annalen der Vorzeit ihres Gleichen nicht gefunden wird.

So standen die Verhältnisse in Preussen, als im Jahre 1815 n. Ch. nach Zurückschlagung der Angriffe des weltbekannten Napoleon Buonaparte die Feldzüge aufhörten, und durch den allgemeinen Frieden, den die Völker und Nationen schlossen, die Welt der Schauplatz erneuten Wohlseyns und Glanzes ward. Da unter diesen Verhältnissen das preussische Gouvernement sein Gebiet nicht mehr erweitern konnte, so wandte es seine Aufmerksamkeit von den Vergrösserungsplänen auf den Wohlstand der Unterthanen, und indem es mit Eifer dahin trachtete, durch Mehrung des Ackerbaues und Zunahme von Handel und Gewerben überall die Blüthe des Reichs und seiner Bewohner zu fördern, brachte es die Nationalschuld, welche sich damals auf 600 Millionen Thlr. belief, auf 160 Millionen Thlr. herunter, auf diese Weise zugleich den Staat von seinen Schulden und die Unterthanen von einer Masse sie schwer bedrückender Abgaben befreiend. Sodann stellte es, ebenfalls um den Handel zu erleichtern, Ingenieure an und liess mehr als 3000 Chausseen bauen; um für die Schifffarth zu sorgen, liess es eine Anzahl Flüsse reinigen und erweitern, hie und da, nach Bedürfniss, Bassins und Kanäle graben

und Häfen anlegen, wodurch der Verkehr sehr gehoben wurde. Ferner errichtete es nicht nur eine den ökonomischen Wissenschaften speciell gewidmete Hochschule in Möchlin, sondern liess auch überall neue Wälder anpflanzen, unbebautes Land urbar machen und Dörfer anlegen um es zu beackern, es liess endlich allerorten Fabriken erbauen, in denen allerlei Waaren verfertigt werden und wodurch die Einwohner Beschäftigung finden, so dass diese sich sämmtlich des besten Wohlstandes erfreuen.

Alles diess hat der Staat geschaffen, und so ist Preussen, das früher nur ein Kriegerstaat war, durch die ausgezeichnete Ordnung, die es bey dem nunmehr der Agricultur, dem Handel und den Gewerben gewidmeten Eifer in alle seine Verhältnisse gebracht hat, jetzt durch Handel und Gewerbe unbestritten zu einem der schönsten Länder Deutschlands geworden."

هر دولت وحكومتك تنظيم قانون وقواعدى وتأسيس نظام منافع
وفوائديله قوت وقدرتنى تكثير تكميل واسباب اسايش ومكنتى وسائل
لازمه‌سنى تيسير تحصيل ايدرك هر جهتله اغيارينى منع وافراديني
جمع ايليوب بين الاقران مشار بالبنان اولمسنه همت ايتمش بر ربانئ
ثانيسى اولديغندن ودول فخيمه دن اولان پروسيا دولتنك ايسه
بوندن يوز قرق بش سنه مقدمى قرالى بولنان بر نجبى فريده‌ريق
دخى دولت مشار اليهانك بدايت احياسنه موفق اولمش ذواتدن
بولنديغندن انكله اولاد واحفادينك حال وحركتلرينك افاده‌سى
بعض مرتبه حسن استفاده دن خالى اولميه‌جغى مطالعه سيله ابتدار
اولندى شويله كه هر شيئك بدايتى البته مختصرجه صورت اوزره
اوله‌جغى مسلم اولديغنه مبنى دولت مشار اليهانك دخى تاريخ
مذكورده حالى برانده‌بورغ پرنسبالغى ناميله بر حكومت ايكن
قرال مشار اليه زياده غيرت ودرايت وكمال رأى ورويت اصحابندن
اولمغله اولا حسن همت ايدوب امور ماليه وعسكريه‌سنى تنظيم ايله
دائرهٔ ممالكنى توسيع وثانيا قراللق عنوانني دخى تحصيل ايدرك
قدر نام وشاننى ترفيع ايتمكله دولتنى احيا ايتمش وصكره خلفى
اولان اوغلى بر نجبى فريده‌ريق كيلام وانك اوغلى اولوب بيوك
عنوانيله معنون اولان ايكنجى فريده‌ريق وبونلرك اخلاقى اوله‌رق
بر برينك وراسنده جانشين صندالئ قرالى اولمش اولان درت دانه

فریدەریق نام ذاتلر دخی جد وپدرلری طریقنه کیتمش اولوب
حاصلی هربری اسلافنک وضع وتأسیسنه موفق اولدیغی قانون
وقواعدک کون بکون اجراسنه وارالق ارالق ضم فوائد وحذف
زوائد ایله تبعه وممالکلرینک اعمار واحیاسنه همتلری وماعدا هذا
اول اثناده اوروپاده وقوعبولان محارباتك هر برلرنده دفع مضرت وجلب
منفعت صورتنده وقوعبولان حسن حرکتلری اثارندن اولەرق از
وقتك ایچنده مملکتلری وسعت واهالیلری زیادەسیله رفاه وراحت
کسب ایتمکله تواریخ اسلافده مثللری بولنمیەجق صورتده مالك
مکنت اولەرق دولت مشار الیها اول حال ایله اشتغال اوزره ایکن
بیك سکز یوز اون بش سنهٔ میلادیەسنده معلوم عالم اولان ناپولیون
بوناپارتەنك غائلەسی دفعیله سفرلر بر طرف وبین الدول والملل
مصالحهٔ عمومیه حصولیله عالم مظهر اسایش تازه وشرف اولمغله دولت
مشار الیهانك توسیع ممالك مادەسی منع اولنمش ایسەده اولدخی
وسعت مملکتدن ایسه مکنت تبعه خصوصنه همت ایدوب زراعتك
کثرتی وصنایع وتجارتك وفرتی ایله طرف طرف مملکت وتبعه سنك
معموریتی اسبابنك استحصالنه غیرت ایتمکله اول وقتلرده دینی اولان
التیبوز ملیون ریالی یوز یتمش ملیونه تنزیل ایدرك دولتنی بورجدن
خلاص وتبعه سنی دخی اغر ویرکولر غائلەسندن استخلاص
ایلدکدنصکره تسهیل تجارت غرضیله ده مهندسلر تعیین ایدوب
اوچبیك عدددن زیاده یوللری تسویه وتنظیم وسیر سفائنه مدارا
اولمق اوزره متعدد نهرلری تطهیر وتوسیع واقتضاسی وجهله اوته
بری‌یه ترعه وجدوللر اچمق ولیمانلر یاپمغله مادهٔ امدشدی تکمیل
وتتمیم ایتمش وموزلن دنیلان بلده ده فن زراعتك تعلیم وتعلمنه
مخصوص اولمق اوزره بر مکمل مکتب یاپدردقدن بشقه طرف طرف
یکی اورمانلر غرس ایتمك وخالی اولان محللرك اصلاحیله قریه لر
شنلدەرك زراعت ایتدیرمك ومحل محل صنایع فابریقالری انشادیله

اشیا وامتعه اعمال وتبعه سنی بو شیلر ایله اشغال ایدرک جملهسنی
مرفه الحال ایلمک خصوصلرینه صورت ویروب مقدملری حربه الشمش
بر حکومت ایکن دفعة زراعتنه وصنایع وتجارتنه تشبث ایدرک کافهٔ
احوالنه نظام وانتظام ویرمش اولدیغندن الحالة هذه ملکی تجارت
وصنایع جهتلریله الامان الکاسنک کزیده ممالکندن معدود اولمش
ایدوکی بدیهیدر.

Constantinopel, d. 20. Dec. 1846.

Dr. G. Rosen.

Nachricht über etliche indische Handschriften und Drucke.

Durch den folgenden bescheidenen Anfang möchte ich gern Veranlassung geben, dass auch Andere, jeder von seiner Stelle aus, neue Erwerbungen von morgenländischen Handschriften und solchen Drucken, welche ihrer Seltenheit wegen den Handschriften gleichzusetzen sind, öffentlich mittheilten. Was in England und Frankreich fast überflüssig wäre, das ist bei der grossen Zahl von gelehrten Sammlungen in Deutschland nothwendig, und nicht selten ist wohl der Fall vorgekommen, dass man im Auslande suchte, was man ganz in der Nähe haben konnte.

Der Besitz der hiesigen Universitätsbibliothek an orientalischen Handschriften bis zum Jahre 1839 ist von Herrn Prof. v. Ewald geordnet und in einem Programme „Verzeichniss der orient. Handschrr. der Univ.-Bib. zu Tüb. 1839“ bekannt gemacht worden. Daraus sind die indischen Handschriften besonders abgedruckt in der Zeitschrift für d. K. d. M. III, 298 ff. Spätere wichtige Erwerbungen von äthiopischen Büchern hat v. Ewald theils in jener, theils in dieser Zeitschrift selbst angezeigt und erläutert. Hieran schliesse ich die folgende neue kleine Sammlung, welche die Bibliothek den Herren Gundert und Mögling (der Erste der Mission in Malajâlam, der Zweite der in Kanara angehörig) verdankt. Beide ausgerüstet mit bedeutenden Sprachkenntnissen und Sinn für das Alterthum haben auch für die Zukunft in Sammlung von Handschriften thätig zu seyn versprochen und es lässt sich hoffen, dass unser Verzeichniss indischer Handschriften allmälig einen beträchtlichen Umfang gewinnen werde [1]). Sechs würtembergische Theologen

---

1) Früher als diese letzte Schenkung kam unserer Bibliothek von anderer Seite das Vikrama caritra zu, über welches ich im Journal asiatique T. VI. p. 278 ff. berichtet habe.

stehen im Dienste der Mission auf der Westküste Indiens und deren keinem fehlt es an der Einsicht, dass nur derjenige an dem geistlichen Heile eines Volkes gründlich arbeiten kann, welcher die Vergangenheit desselben und somit seine Litteratur mehr als oberflächlich kennt.

Die Handschriften sind folgende:

1. Kerala utpatti, Tamilschrift auf 180 Palmblättchen, mit einer Anzahl von Zeichnungen betreffend die künstliche Landeintheilung u. A. Wilson, Mackenzie Coll. II. p. 73 ff. hat nach einer Malajalam Bearbeitung über das Buch berichtet. Das Vorliegende stimmt nicht ganz mit jenen Auszügen. Ist das Werk immerhin spät, so ist es doch nicht ohne Interesse als ein umfassender Bericht über die politischen und religiösen Zustände Malabars. Der Brahmaismus ist hier in seiner grössten Entfernung von der Heimath unter fremdem Volke zu einer systematischen Ausbildung gelangt, die er im Mutterlande nie erreicht hat. Hier findet man das Ideal brahmanischer Hierarchie und Kastensonderung, und noch heute gehen die Vorrechte der Priesterschaft so weit, dass Brahmanen dem Gesetze gemäss in den ersten Wochen nach des Königs Vermählung dessen Weiber beschlafen, um das königliche Geschlecht durch brahmanisches Blut zu veredeln.
2. Hari Vança. 145 Palmblättchen, Tamilschrift. Wahrscheinlich dasselbe Buch, welches Wilson a. a. O. I. p. 153. nach einer Karnâta Handschrift anführt.
3. Sarva Siddhânta Sangraha (in meinem Besitze). Tamilschrift; 540 Sanskrit-Çloken dem Çankara zugeschrieben. Das Buch enthält in eilf Capiteln die epitomistische Darstellung der Lehre folgender philosophischer Schulen und Secten: 1. Lokâjatika. 2. Ârhata. 3. Mâdhjamika, Jogâcâra, Sautrântika, Vaibhâshika. 4. Vaiçeshika. 5. Najâjika. 6. Prâbhâkara. 7. Bhâṭṭa (nach Kumârila Bhaṭṭa). 8. Kapila. 9. Patangali. 10. Veda Vjâsokta Mahâbhârata paksha. 11. Vedânta. (Vgl. Wilson, a. a. O. I. p. 15.)

Ausserdem folgende Drucke von Bombay, die der Mehrzahl nach ohne bedeutenden Werth, aber zum Theil in Europa noch nicht bekannt sind:

1. Kirâtârgunîja mit Sanskritglosse. 1. u. 2. Abschnitt. Ohne Datum.
2. Raghuvança mit Commentar von Mallinâtha. Die Abschnitte 2. 4. 5. 9. 11. Bombay 1841—43. Ferner der zweite Abschnitt zum Schulgebrauche mit grammatischer Analyse in der Landessprache. Ebend. 1844.
3. Bhartṛihari's Nîti- und Vairâgja-çataka, mit mahrattischem Commentare.
4. Gîtârtha bodhinî. 372 Bl. Bombay 1842. Die Bhagavadgîtâ mit Uebersetzung in neuere Idiome in fünferlei Gestalt. a. im Çloka, b. im Metrum Ârjâ, c. in Doharâ (zweizeiliger gereimter Vers), d. in Ovî (vierzeiliger Vers, die drei ersten mit gleichem Reime), e. Abhanga (achtzeiliger Vers, der Reim je paarweise), wovon a. u. b. Vâmana, c. Tulasîdâsa, d. Muktêçvara, e. Tukârâma zugeschrieben werden.

5. Gnâneçvarî von Gnânadeva (angenommener Name). Erklärung der Bhag. Gîtâ im Metrum Ovì. 211 Bl. fol. Bombay 1845.
6. Vâkja siddhânta stotra (dem Çankara zugeschrieben) und Çâlagrâmastotra (aus dem Padmapurâna).
7. Brahmastuti (der zehnte Abschnitt des Bhâgavata Purâna) mit Erklärung in gereimten Versen von Vâmana. 70 Blätter. Bombay 1842.
8. Gangâlaharî von Gagannâtha mit Prâkrita Uebersetzung von Vâmana. 11 Blätter.
9. 10. 11. Drei mahrattisch-sanskritische Schulbücher: Sanskrita-vâkja ratnâvalî, Bhâshâ mangarî u. s. w., Çabda siddhi nibandha (alphab. Verzeichniss der Sanskr. Verbalwurzeln mit ihren Flexionen).
12. Svapnâdhjâja, ein Traumbuch, Sanskritverse mit mahratt. Erklärung. (Vielleicht aus einem Purâna wie das 1835 zu Calcutta gedruckte Buch gleichen Titels aus dem Brahmavaivarta purâna.) Gedruckt zu Baroda 1845. 50 Seiten.
13. Pallî patana Kârikâ. Bombay 1845. 48 Seiten. Ein anderer Beitrag zum indischen Aberglauben: sie enthält Sanskritverse mit mahrattischer Erklärung, über die glücklichen oder unglücklichen Ereignisse, welche aus dem Kriechen kleiner Eidechsen u. s. w. über die einzelnen Theile des menschlichen Leibes sich voraussagen lassen, und ähnliche Dinge.

Tübingen im December 1846.

R. Roth.

Ueber das Sanskrit-Werk Bâlabhârata.

Durch die Güte des Herrn Ober-Bibliothekar G. Typaldos in Athen geht mir so eben der erste Theil der von ihm herausgegebenen, von Dem. Galanos verfassten griechischen Uebersetzung eines Sanskrit-Werkes zu, welches den Titel *Βαλαβαρατα* i. e. Bâlabhârata führt. Der Verfasser des Originals nennt sich Amara oder vollständiger Amarac'andra (*Αμαρασανδρα, μαθητὴς τοῦ σοφοῦ Ζηναδάττα* i. e. G'inadatta). Sein Werk scheint in Europa völlig unbekannt geblieben zu sein; ich finde wenigstens nirgends eine Erwähnung desselben und vermuthe, dass es einer sehr späten Zeit angehören werde. Galanos übersetzte aber *ἀπὸ τοῦ Βραχμανικοῦ*, es muss also im Sanskrit abgefasst sein. Schon in dem Prodromus *Ἰνδικῶν μεταφρ.* (Athen. 1845. *Καταλ.* p. *λβ΄*), wo eine kurze Probe dieser Uebersetzung mitgetheilt ward, ist das Werk selbst als eine *Συντομὴ τῆς Μαχαβαράτας* bezeichnet und damit stimmt zuerst der Titel, welcher, wenn richtig durch बालभारतं umschrieben, sicher nichts anderes als „Klein-Bhârata“ heisst. An und für sich könnte man wohl „Kin-

der-Bhârata“ übersetzen, da die Inder ebenfalls Kinderschriften hatten (बालबोधनाय विरचितं, बालबोधकं etc.), allein dagegen spricht zum Theil der Inhalt des vorliegenden und der Umstand, dass auch von anderen Werken *Auszüge* oder *kürzere* Bearbeitungen (als solche) durch den Zusatz बाल- zum Titel des Originals bezeichnet werden. *Bâla* ist also hier ein Gegensatz zu dem viel grösseren Umfange des ganzen Bhârata oder Mahâbhârata gebraucht und durch das *mahâ* des letzteren wohl mit veranlasst, aber nicht ausschliesslich hervorgerufen. Wenigstens führt nach Wilson, Mackenzie Coll. I. pag. 280, no. XXVII. *an abridged version of the* Çrî-Bhâgavata *by* Kovernâth den ähnlichen Titel Bâla-Bhâgavata. Dass aber jenes Purâna je den Zunamen *mahâ* gehabt hätte, wie z. B. das Brahma-Purâna wohl Adi-Purâna heisst, ist mir nicht bekannt. Dazu kommen endlich Ausdrücke wie बालमूषिका *a small rat or mouse.*

Der Inhalt des Werkes widerspricht dieser Fassung des Titels nicht. Die vorliegenden 20 Bogen enthalten Buch I in 12 Capiteln u. 1908 Versen, Buch II in 5 Capiteln u. 683 Versen, und 60 Verse von Buch III. Buch II heisst wie im Mhbh. *Σαββαπαρβα* i. e. *Sabhâparvan*, Cap. I behandelt *τὸν θάνατον τοῦ Ζαρασάνδα* (cf. Adhj. 19—23 *G'arasandhabadha*); Cap. II *τὴν νίκην κατὰ τῶν τεσσάρων μέρων τῆς γῆς* (cf. A. 24—31 *Digvigaja*); Cap. III *τὴν βασιλικὴν θυσίαν* (cf. A. 32—34 *Râgasûjika*) etc. Wenn somit der Gang beider Werke im Grossen und Ganzen übereinstimmt, so fehlt es doch nicht an Abweichungen mancher Art: vieles wird ganz vermisst, Anderes, selbst berühmte Episoden, sind in wenige Verse zusammengezogen, Einiges ist hinzugekommen, darunter dem Geiste des alten Heldengedichts ganz Fremdartiges.

Um dieses vorläufige Urtheil weiter zu begründen, wird man indessen den Verfolg der Uebersetzung abwarten müssen. Das steht inzwischen fest, dass Bâlabhârata von Werken wie Itihâsasamuc'c'aja (s. Prodr. *μ'. Δ.* u. Hamilton et Langlès Cat. p. 21) oder Panc'aratna (d. i. eine blosse Zusammenstellung von fünf Hauptstücken des Mhbh. s. Wilson M. C. I, 58. Lenz Bericht, No. 4. Böhtlingk Verz. No. 14) gänzlich verschieden ist und für einen Auszug oder eine kürzere, doch nicht ganz unselbstständige Bearbeitung des Hauptinhalts des Mahâbhârata gelten könne.

Freilich würde uns die Herausgabe des Originals willkommener sein, allein wir werden uns diese Uebersetzung auch wohl als einen kleinen Beitrag zur Kenntniss der indischen Literatur und der Geschichte des grossen Epos insbesondere gefallen lassen. Interessant würde es sein, zu erfahren, ob unser Werk etwa in irgend einem Zusammenhange mit dem persischen Auszuge des Mhbh. stehe, der handschriftlich in mehreren Bibliotheken Europa's aufbewahrt wird.

Greifswald, Febr. 1847.

A. Hoefer.

Die vollständige arabische Uebersetzung von Galens Hauptwerke über die Anatomie.

Der Unterzeichnete erhielt vor einiger Zeit unter andern Zusendungen aus England auch einige Numern der London Medical Gazette, in welcher eine für die orientalische Literatur im Allgemeinen und die medicinischen Wissenschaften insbesondere höchst wichtige Notiz enthalten ist. So viel ich weiss, ist diese Notiz in kein die orientalischen Interessen vertretendes deutsches Blatt übergegangen, auch habe ich in mehreren unserer bedeutenderen medicinischen Journale vergebens nach ihr gesucht. Ich beeile mich deshalb, Ihnen den beregten Artikel mitzutheilen. In der London Medical Gazette, December 6, 1844, pag. 329 fol. heisst es:

„Entdeckung der fehlenden Bücher von Galen's vorzüglichstem anatomischen Werke.

Eine sehr interessante und werthvolle Entdeckung ist kürzlich in Oxford gemacht worden, von der wir billiger Weise die Herren Mediciner in Kenntniss setzen müssen, obschon wir sehr befürchten, ihre Wichtigkeit werde in Frankreich und Deutschland besser eingesehen und richtiger geschätzt werden, als in Grossbritannien. Es ist bekannt, dass Galen's vorzüglichstes anatomisches Werk, betitelt *Περὶ ἀνατομικῶν ἐγχειρήσεων*, De administrationibus anatomicis, ursprünglich aus funfzehn Büchern besteht, von denen jedoch nur acht und ein Stück vom neunten auf uns gekommen sind. Den Inhalt eines jeden einzelnen Buches kennen wir durch Galen selber, aus dessen Bericht (De libris propriis cap. 3. tom. XIX. pp. 24. 25. ed. Kühn); wir wissen, dass die letzten sechs Bücher von den Augen, der Zunge, dem oesophagus, larynx, os hyoides, den zu diesen Theilen gehörigen Nerven, den Arterien, Venen, den vom Gehirn und dem Rückenmark ausgehenden Nerven, endlich von den Zeugungsorganen handeln; es sind demnach Galen's Forschungen über verschiedene der wichtigsten Theile des Körpers in den letzten Büchern enthalten. In Ackermanns Historia literaria, welche der Kühn'schen Ausgabe des Galen vorgedruckt ist (p. LXXXIV), finden wir folgende Notiz: — „E Golii arabico codice libros VI usque ad XV editurum se promiserat Thomas Bartholinus, De libris legendis, Dissert. III. p. 75 (p. 58. ed. 1711). Erant Galeni de administr. anatom. libri sex postremi cum adnotationibus Jacobi Golii in Bibliotheca Narcissi, Archiepiscopi Dublinensis, n. 1787." — Weder Ackermann, ein ausserordentlich fleissiger und sorgfältiger Forscher, konnte etwas Weiteres über diesen Gegenstand auffinden, noch offenbar auch Kühn, der sonst in dem letzten Bande seiner Ausgabe des Galen einige Irrthümer verbessert und einige Auslassungen nachholt. Als uns aber zufällig ein davon vollkommen verschiedenes Werk in die Hände fiel, nämlich I. G. Wenrichs Abhandlung „De Auctorum Graecorum Versionibus et Commentariis Syriacis, Arabicis, Armeniacis Persicisque" (Lips. 1842. 8°), fanden wir die Angabe, dass sich zwei Copien der arabischen Uebersetzung auf der bodlejanischen Bibliothek zu Oxford befinden sollen, von denen die eine alle funfzehn Bücher, und die andere nur die letzten sechs enthalte. Dieser

auf Uri's Catalog der morgenländischen Handschriften der Bodlejana (p. 135) basirten Angabe gingen wir weiter nach und fanden, dass das zweite der erwähnten beiden Manuscripte von Golius Hand geschrieben, dass es später eine Zeitlang im Besitze des Dubliner Erzbischofs Narcissus Marsh gewesen und also wahrscheinlicher Weise dasselbe Manuscript ist, von dem Ackermann redet. Die Ocularinspection der beiden fraglichen Manuscripte zeigte uns dann auch wirklich, dass das eine neuer und von dem andern abgeschrieben ist, was schon daraus hervorgeht, dass die Seitenzahlen des Originalmanuscripts am Rande der Abschrift stehen. Das Originalmanuscript anlangend, so ist dasselbe von einer orientalischen Hand auf orientalischem Papier geschrieben und enthält das vollständige Werk Galen's in funfzehn Büchern. Es wurde in Constantinopel für acht und vierzig Gulden (in früherer Zeit ein hoher Preis) angekauft, doch ist es unbekannt, wer der Käufer gewesen ist. Desgleichen weiss man von den anderweiten Schicksalen der Handschrift nichts, als dass sie sich ehedem im Besitze jenes Erzbischofs von Dublin befunden hat, obgleich die in dem 1697 gedruckten Catalogus Librorum MSS Angliae et Hiberniae enthaltene Liste der Manuscripte des Erzbischofs dieses Manuscript nicht mit aufführt. Es unterliegt keinem Zweifel, dass es von Golius, dem berühmten Leydner Arabisten, gesehen und benutzt worden ist, welcher es gewusst haben muss, dass die griechischen Abschriften nur neun Bücher enthalten, und aus diesem Grunde die übrigen sechs mit der Absicht, sie durch den Druck zu veröffentlichen, abgeschrieben hat. Dabei nimmt es Wunder, dass er nicht auch den Rest des *neunten Buches* mit abgeschrieben hat, der in den griechischen Abschriften fehlt und ungefähr zweimal so gross ist, als das zeither in Europa bekannte Bruchstück des neunten Buches. Diese Abschrift kam entweder als ein Geschenk von Golius, oder als ein Legat nach dessen im Jahre 1667 erfolgtem Tode an Thomas Bartholinus den Aelteren, Professor der Anatomie zu Kopenhagen, der sich im Jahre 1672, wo er sein Werk De libris legendis schrieb, im Besitze derselben befand. Wahrscheinlich kam sie nach seinem Tode (1680) in die Hände des Erzbischofs von Dublin, Narcissus Marsh, denn in dem oben erwähnten Catalog wird sie als diesem gehörig aufgeführt. Von ihm kam sie als Geschenk oder Legat an die bodlejanische Bibliothek zu Oxford, wo sie sich zugleich mit dem Originalmanuscripte, von dem sie abgeschrieben ist, noch gegenwärtig befindet. Dieser Nachricht muss noch die Bemerkung beigefügt werden, dass (so weit wir wenigstens in der Sache sehen können) weder auf einer europäischen Bibliothek ein anderes Exemplar der arabischen Uebersetzung zu finden ist, noch eine der alten lateinischen Uebersetzungen die letzten sechs Bücher des Werkes enthält."

So weit der Artikel in der London Medical Gazette. Nun ist zwar, wie wir aus ihm selbst ersehen, die Entdeckung für uns eine nicht absolut neue, da man bereits auf Grund von Uri's Catalog die Existenz der Uebersetzung wissen konnte; dennoch aber ist die Mittheilung wegen der gegebenen Specialitäten, besonders aber wegen der autoptischen Untersuchung, die ein Sachkenner über die doppelte Oxforder Handschrift angestellt hat, höchst dankenswerth. Das wirkliche Vorhandenseyn der Uebersetzung ist nun ausser

allen Zweifel gesetzt und die allgemeine Aufmerksamkeit von neuem auf den kostbaren Schatz hingelenkt worden. Es bleibt uns nun nichts übrig, als den Wunsch auszusprechen, es möchte einem des Arabischen kundigen Mediciner gefallen, den grossen griechischen Arzt endlich aus den Schränken der Bodlejana zu erlösen und, wenn auch in arabischem Gewande, der Welt zurückzugeben. Wenn man bedenkt, wie viel in dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte für den Anbau der arabischen Medicin unter uns geschehen ist, wie zahlreich die Schriften der berühmtesten arab. Aerzte damals edirt worden sind, so muss man sich in der That wundern, warum in den letzten Jahrhunderten so wenig gethan wurde. Vielleicht hat sich irgend einmal die Ansicht geltend gemacht und sich traditionell auf die Gegenwart fortgepflanzt, als sei die aus den arabischen Aerzten zu gewinnende Ausbeute unbedeutend und dem Zeit- und Kraftaufwande, den ihr Studium erheischt, nicht entsprechend. Dagegen aber lässt sich mit vollem Recht anführen, dass auch später hin und wieder bedeutende Mediciner ihr Augenmerk auf die Araber gerichtet haben, wie dies auch in der neusten Zeit wieder von Dr. Sontheimer und einigen Anderen geschehen ist. Doch sehen wir von den Arabern ab und kommen auf Galen zurück. Sollte dieser wirklich in unserem Jahrhunderte noch unedirt bleiben und in das zwanzigste hinüberschlummern müssen?

Der Verfasser des Artikels in der London Medical Gazette ist augenscheinlich ein Mediciner, (denn die Redaction des Blattes bemerkt zu dem Artikel, sie habe ihn von einem gelehrten und hochgeachteten Correspondenten erhalten), und wie aus seiner Untersuchung der Handschriften hervorgeht, im Arabischen nicht unerfahren. So weit ich die des Arabischen kundigen Gelehrten Oxfords bei meinem längeren Aufenthalte in dieser Stadt theils persönlich, theils dem Rufe nach kennen gelernt habe, getraue ich mir mit grosser Zuversichtlichkeit zu behaupten, dass der Artikel nur von Dr. Greenhill, Mitglied der Universität und praktischem Arzte, ausgehen konnte, als dem einzigen Mediciner, der zugleich als Schriftsteller eine bedeutende Kenntniss des Arabischen beurkundet hat. Wem konnte auch ausserdem der Galen mehr am Herzen liegen, als dem Dr. Greenhill, der durch seine sowohl in England als auf dem Continente so geschätzten Bearbeitungen griechischer Aerzte ganz specielle Veranlassung hatte, sich um Galen zu bekümmern. Dass derselbe auch arabische Aerzte studirt hat, ersieht man aus einer Recension in dem Provincial Medical and Surgical Journal (ed. by Streeten), February 25, 1846, pag. 89 fol., worin er Dr. Sontheimers „Zusammengesetzte Heilmittel der Araber nach dem fünften Buch des Canons von Ibn Sina aus dem Arabischen übersetzt, Breisgau 1845“ mit grosser Sachkenntniss und gebührender Anerkennung des trefflichen Buches beurtheilt hat (auf welche Recension wir den Herrn Dr. Sontheimer, falls ihm das Londoner Journal nicht in die Hände gekommen seyn sollte, hiermit aufmerksam machen). Zwar glaube ich nicht, dass Herr Dr. Greenhill bei seiner grossen ärztlichen Praxis und seinen zahlreichen literarischen Arbeiten im Stande seyn wird, die gewünschte Ausgabe des arabischen Galen zu besorgen; vielleicht aber liesse er sich doch bestimmen, in Gemeinschaft mit einem andern im Arabischen

bewanderten Mediciner die Sache zu unternehmen. Schon aus Patriotismus muss ich wünschen, dass dies ein Deutscher seyn möchte. Sollte nicht gerade Herr Dr. Sontheimer Zeit und Kräfte diesem gewiss höchst ehrenvollen und verdienstlichen Werke widmen wollen?

Berlin, d. 26. Febr. 1847.

Dr. J. G. Wetzstein.

Die neusten Fortschritte im türkischen Unterrichtswesen.

Der Plan einer völligen Umgestaltung des türkischen niedern und höhern Unterrichtswesens war im vorigen Jahre entworfen und zu seiner Ausführung ein Conseil des öffentlichen Unterrichtes niedergesetzt worden, dessen Vorschläge gegen die Mitte desselben Jahres die kaiserliche Genehmigung erlangten. Ihnen zufolge sollen die bereits bestehenden Kinderschulen verbessert, Religionsschulen für Jedermann organisirt und vor allem ein Dâr-ul-funûn, eine Hochschule für den Gelehrten- und Beamtenstand, in Constantinopel errichtet werden. Schon erhebt sich zu diesem Zweck ein eignes Gebäude, in welchem die Studirenden Wohnung, Unterhalt und Unterricht in allen Fächern des Wissens erhalten sollen. — Damit verbindet sich nun die *Errichtung* eines literarischen Comité's, dessen Hauptgeschäft darin bestehen soll, die Arbeiten zur Abfassung einer türkischen Grammatik und eines türkischen Wörterbuchs zu leiten. Dieses Comité besteht nach dem Journal de Constantinople aus JJ. EE. 1) Es'ad Effendi, Chef der Emire und Historiographen des Reichs, 2) Emîn Paša, Generallieutenant und Präsidenten des obersten Kriegsrathes, 3) Fuâd Effendi, erstem Pfortendolmetsch, und 4) Mutergim Mehemed Paša, Mitglied des Reichsrathes. Diesen vier Oberbeamten von allgemein anerkannter hoher wissenschaftlicher Bildung hat die Regierung als Gehülfen beigegeben: 1) Ibrâhîm Paša, Director der Vorbereitungsschule von Maćka, 2) Neǵîb Effendi, einen der Vorsitzenden des Handelstribunals und ausgezeichnetes Mitglied der Ulemâ, 3) Šâkir Effendi, Mitglied des Ackerbaurathes, 4) Rizâ Effendi, ehemaliges Mitglied desselben Rathes. Am 18. Jan. 1847 ist dieses literarische Comité eingesetzt worden und hat seine Arbeiten begonnen.

Die beiden ägyptischen Gesellschaften.

Nach der uns gütig mitgetheilten Notiz eines unserer geehrten Correspondenten wurde die ägyptische Gesellschaft (the Egyptian Society, la Société égyptienne) 1836 in Aegypten auf besonderen Betrieb des englischen Consuls Dr. Walne vorzüglich von Engländern, ausserdem von einigen Franzosen und Deutschen gegründet. Ihr erster Zweck war die Anlegung einer Bibliothek, welche alles auf Aegypten und die um-

liegenden Länder Bezügliche in sich vereinigen soll, was auch theils durch die Geld- und andern Beiträge der Mitglieder, theils durch Schenkungen von Ehrenmitgliedern, Reisenden u. s. w. schon ziemlich vollständig erreicht worden ist. Die Statuten besagen ausdrücklich, dass die „collection of valuable notices" den Fremden nicht nur durch die Benutzung der Bibliothek, sowohl ihres gedruckten als ihres handschriftlichen Theiles, sondern auch durch die ihnen zu diesem Behufe angebotene persönliche Beihülfe und Verwendung der in Aegypten lebenden Gesellschaftsmitglieder erleichtert werden soll. Nicht selten werden schriftliche Aufsätze über die Ergebnisse neuer Forschungen u. dgl. in dem Archive niedergelegt. In den letzten Jahren beschloss man, ein Drittel der Fonds alljährlich zum Drucke von Schriften zu verwenden, welche Mitglieder der Gesellschaft zu diesem Zwecke liefern würden. Das erste und bis jetzt einzige Werk, welches auf diesem Wege erschienen ist, Linant de Bellefonds' Mémoire sur le lac Moeris, Alexandrien 1843, verdankt die Bibliothek unserer Gesellschaft der Güte des Herrn Dr. Pruner. — Jener ältern ägyptischen Gesellschaft gegenüber gründete Dr. Abbot vor einigen Jahren die Egyptian litterary Society, welche sich vorzugsweise mit der Herausgabe von Abhandlungen beschäftigen soll. Bis jetzt ist erst ein Band Miscellanea aegyptiaca erschienen.

Reisende im Morgenlande.

Dr. Barth aus Hamburg, der zur Vervollständigung des Materials einer Geschichte des griechischen Handels, namentlich zur Aufsuchung der alten Handelsstrassen, die Küsten des nördlichen Afrika und des rothen Meeres besucht hat, war gegen das Ende des vorigen Jahres in Cairo eingetroffen, von wo aus er seine Reise über Palästina und Syrien nach Kleinasien fortzusetzen gedachte.

Dr. Wallin, Docent an der Universität Helsingfors, seit mehrern Jahren mit Unterstützung der russischen Regierung auf einer Reise in Arabien begriffen, lebt jetzt in Ḥiǵâz und beabsichtigt, einen Bericht über seine Forschungen, welche sich auch auf die mittlern und südlichen Theile von Arabien erstreckt haben, an das französische Institut einzusenden.

Herr Arnaud, der Entdecker so vieler südarabischer Schriftdenkmale, hat von der französischen Regierung die sehnlich gewünschten Mittel zu einer auf drei Jahre berechneten zweiten Reise nach und in Jemen erhalten, so dass wir einer neuen reichen Ernte himjaritischer Inschriften entgegensehen können.

Ein Mitglied unserer Gesellschaft, Dr. Wolff, Stadtpfarrer in Rottweil, ist Anfang April d. J. über Triest, Smyrna und Beirut auf sechs Monate nach Jerusalem gereist, dessen Topographie und Alterthümer sich von einem so wohl vorbereiteten Gelehrten neue interessante Beiträge versprechen dürfen [1]).

---

1) Nach der Leipz. Zeit. vom 10. Apr. d. J. berichtet der „Rottweiler Anzeiger", dass der dortige evangelische Stadtpfarrer Dr. Wolf (so, statt

Asiatische Gesellschaft von China.

Zu Hong-Kong hat sich eine asiatische Gesellschaft von China gebildet, zu deren Präsidenten der in der orientalischen Literatur sehr bewanderte Gouverneur Davis gewählt worden ist. Die Gesellschaft will sich mit Untersuchungen über chinesische Kunst und Literatur beschäftigen.

Neue italiänische Zeitschrift in Aegypten.

Eine neue italiänische Zeitschrift, der ägyptische Beobachter, erscheint seit 1847 in Kairo. Es ist eine Art industrieller und wissenschaftlicher Chronik, welche die wichtigsten morgenländischen Neuigkeiten aus erster Hand liefert.

Zustand des Buchhandels in Pera.

„Hier in Pera" schreibt man uns von dorther „giebt es zwei europäische Buchhandlungen. Der Chef der einen ist Wick, erst seit Kurzem hier etablirt, und zwar mit einer literarischen Modewaarenhandlung, nouveautés de Paris. Sie können dort die Mystères de Paris, den Juif errant u. dgl. kaufen, aber wissenschaftliche Dinge sind tabu; nicht einmal ein türkisches Wörterbuch oder eine Grammatik ist da zu finden. Die Handlung befasst sich bloss mit solchen Sachen, welche den Damen von Pera dienen, ihre müssige Zeit (von welcher sie — beiläufig gesagt — des Tages *gerade* 24 Stunden besitzen) auf anmuthige Weise todtzuschlagen. Andere *Bücher* würde ihr kein Mensch abkaufen; schon wer überhaupt mit einem Buche in Pera über die Strasse geht, ist in Gefahr für einen Narren gehalten zu werden. — Die zweite Buchhandlung hat ein Armenier, Namens Iskender. Bei diesem sind schon wissenschaftliche Werke zu finden; leider ist der Mann etwas grämlicher Gemüthsart, und wenn Sie ihm ein Buch abkaufen wollen, glaubt er Ihnen eine Wohlthat zu erweisen, wenn er sich die Mühe giebt es hervorzusuchen. Von orientalischen Werken, die irgend eine Beziehung auf die Staatsreligion haben, hält er sich in respectvoller Entfernung; denn er ist Raja und riskirt, wenn er auf Contrebande ertappt wird, weit mehr als blosse Confiscation."

Nasif Efendi über de Sacy.

Das im Jahresberichte für 1845, S. 105, für das J. 1846 angekündigte kritische Sendschreiben Nasif Efendi's an de Sacy über dessen Ausgabe des

---

Wolff) „aus religiösem Drange eine Pilgerfahrt nach Palästina angetreten" habe. Wahrscheinlich wird diese Angabe den gewöhnlichen Kreislauf durch unsere Tageblätter machen und hier und da vielleicht sogar in verschiedenem Sinne glossirt werden. Nur insofern sie ihrem Inhalte nach einseitig und durch ihre Form irreleitend ist, glaubt die Red. sie dahin berichtigen zu müssen, dass Dr. Wolff eben so sehr durch wissenschaftliche Zwecke als durch religiöses Bedürfniss zu seiner Reise veranlasst worden ist.

Hariri ist durch eine hartnäckige Brustkrankheit des Herausgebers, Dr. v. Mehren in Kopenhagen, am Erscheinen verhindert worden. In diesem Frühling gedenkt er nach Leipzig zu kommen und das daselbst bereit liegende Manuscript nach einer nochmaligen Revision zum Drucke zu bringen. Es ist zu bedauern, dass die Bearbeiter der neuen Ausgabe des Sacy'schen Hariri, von welcher neulich der erste Theil erschienen ist, durch jene Verzögerung ausser Stand gesetzt worden sind, Nasif Efendi's Kritik zu benutzen; und wiewohl sich erwarten lässt, dass ihre Gelehrsamkeit und Sorgfalt diesen Mangel grossentheils ausgeglichen haben wird, so sind wir doch sehr gespannt darauf, zu sehen, inwieweit Nasif Efendi's Ausstellungen noch auf diese zweite Ausgabe Anwendung finden werden.

Arabische Augenheilkunde.

Dr. Hille, der Herausgeber von Alii Ben Isa Monitorii Oculariorum Specimen, Dresd. u. Lpz. 1845, schreibt unter dem 28. Nov. 1846 von seiner wissenschaftlichen Reise Folgendes aus Paris: „Ausser mehrern literarischen Hülfsmitteln auf der königlichen Bibliothek, die ich zu revidiren mich um so mehr veranlasst sehe, da ich gefunden, dass selbst Wüstenfeld Manches bezüglich der arabischen Aerzte entgangen oder unbekannt geblieben, war es zunächst das hier vorhandene Mscr. meines Ali ben Isa (zum grossen Theil correcter als das Dresdener), welches ich benutzte, d. h. die letzte Hälfte vollständig und genau copirte und die erste mit meiner Copie der Dresdener Handschrift verglich. In der letztern, noch nicht ganz vollendeten Arbeit unterstützt mich gefälligst Dr. Sickel, von Geburt ein Deutscher, der mein Specimen schon kannte und in welchem ich nicht nur einen praktisch bewährten, ausgezeichneten Augenarzt, sondern auch einen gründlichen, tactfesten Kenner der classischen, wie nicht minder der arabischen Literatur kennen lernte. Ausserdem copirte ich noch ein Fragment (Ms.) über die Krankheiten der Augenlieder und verschiedene in grössern handschriftlichen Compendien darauf bezügliche Artikel. Von ganz besonderem Interesse aber war es mir, unter den neuen Erwerbungen der Bibliothek nicht weniger als drei ziemlich umfangreiche ophthalmologische Monographien (Mss.) zu finden, von denen die eine in Fol. durch die in den Text eingestreuten farbigen Abbildungen von Instrumenten so wie des Auges in horizontalem Durchschnitt, und durch den Versuch, das Sehen mathematisch durch Linien, Winkel u. s. w. zu erklären, von besonderem Werthe für mich ist, daher ich dieselbe jedenfalls ganz copiren werde. Das Anrecht auf die Bearbeitung der Geschichte der Augenheilkunde bei den Arabern hat Dr. Sickel, der dies gleich mir beabsichtigte, mir auf das zuvorkommendste abgetreten. Durch Benutzung der hiesigen Hülfsmittel sehe ich mich schon jetzt im Besitze eines ziemlich reichen Materials, dessen Ordnen, Sichten und Verarbeiten später zu Hause die zahlreichen Mussestunden des angehenden Praktikers nützlich ausfüllen soll". — Im Februar ist Dr. Hille zur Fortsetzung seiner Sammlungen und Vorarbeiten nach London gegangen, um von da noch in diesem Jahre nach Dresden, seiner Vaterstadt, zurückzukehren.

Die syrisch-ägyptische Gesellschaft in London und ihr ehemaliger Ehrensecretär.

Der jetzige Ehrensecretär dieses jungen, thätigen Vereins ist der durch seine Reisen in Mesopotamien rühmlichst bekannte Wm. Fr. Ainsworth; neben ihm steht als Ehrensecretär für die auswärtige Correspondenz, wie früher, unser deutscher Landsmann Dr. Wilh. Plate aus Bremen. Charakteristisch für englische Verhältnisse ist der nun ausgeführte Entschluss des Stifters und ersten Ehrensecretärs der Gesellschaft, Dr. med. Holt Yates, sich in Nordsyrien niederzulassen, von wo aus er mit der Gesellschaft in fortwährender Verbindung bleiben und für sie wirken will. Er schreibt darüber in einem Briefe vom 24. Nov. 1846 aus Wien an Dr. Flügel, Consul der vereinigten Staaten von Nordamerika in Leipzig und correspondirendes Mitglied der Gesellschaft, welcher die Güte gehabt hat, uns die betreffenden Stellen daraus, nach dem Wunsche des Briefschreibers selbst, mitzutheilen: — „Lately, I have been preparing to leave England, as the climate of London does not suit Mrs. Yates, who is predisposed to consumption. On her account I have given up my house and are going with her to Suédia (ol. Seleucia) in the north of Syria. I do not intend to practice, but shall occupy myself with antiquarian research etc. (except when I can benefit the poor) and having established the Society at home, shall be in constant communication with them. Mr. W. F. Ainsworth, who was 7 years in Mesopotamia and is one of the first Antiquarians and Geographers of the day, takes my place as Hon. Secr. and Dr. Plate, a good Orientalist, is Hon. Foreign Secretary, answering all foreign letters, etc. So the Society is in good hands, and I shall exert myself for them in the East. — In forming the Syro-Egyptian Society, I have had a great deal to contend with: the chief burden has rested upon me, and the Society could not at so early a period of its existence afford to pay people to assist the Secretary. For the same reason, they are at present not in a position to forward to their Correspondents a form of Diploma, as is usual in Germany. Such formalities must be suspended for a season, as they wish to employ the funds placed at their disposal in the most useful way possible — this the friends of Science will appreciate, and not construe into neglect. You have no conception what a multitude of letters I have had to reply to, more than sufficient to occupy the time of one person — so great is the interest which the Society has excited, all over Europe, as well as in the East and in America. Many of the first Orientalists are associated with us — we have abundance of material — but we want money to publish — and our subscription is only a guinea per annum. We are not like an old established Society with coffers well filled: or we should do far more than we do — nevertheless, it is truly astonishing how much has been done with small means. — I am now on my way to Syria. I am about to pitch my tent in a beautiful country away from the bustle of the world, but in a land abounding in every thing that an intellectual man can desire — resources of every kind — a fine climate — and interesting associations — viz. on the sea-coast, at the mouth of the Orontes, 3

hours from Antioch and 16 hours from Aleppo, the indentical spot where St. Paul and St. Barnabas embarked for Jerusalem (see Acts XI. 26 — XIII. 4.) I have many friends there, and I hope to be useful among the poor, although I do not intend to make my profession an object. If you desire to write to me, you can address Dr. Holt Yates, Suédia, Bay of Antioch, care of Ino. Gorden Scott Esq., Beyrout, Syria, but the letter must be prepaid."

Zendica und Pâzendica.

Dr. Friedr. Spiegel, jetzt in London, schrieb noch aus seiner Heimath unter d. 17. Dec. 1846 nach Leipzig: „Ich habe jetzt Zeit gefunden, meine Sammlungen etwas genauer durchzugehen, und weiss nun auch, worauf ich in London vorzüglich mein Augenmerk zu richten habe. Ich bin in der That zu mehr Resultaten gelangt, als ich selbst erwartet hatte, und die Art und Weise, auf welche ich mir vorgenommen habe, das Zendavesta zu bearbeiten, halte ich für die vor der Hand einzig erspriessliche. Ich bin bereits jetzt im Stande, die Umrisse der Textgeschichte des Zendavesta zu geben, den unschätzbaren Werth der Parsentradition, ihren wichtigen Einfluss auf die Kritik des Textes und die Gründe ihres Verfalls nachzuweisen. Die Pehlewi-Uebersetzung zusammengenommen mit den selbstständigen Werken in Pehlewi werden eine grosse Lücke in der Culturgeschichte Asiens ausfüllen, indem sie mit dem Sectenwesen des Christenthums sowohl als des Islams in engem Zusammenhange stehen. — Von meinem nächsten literarischen Versuche ist die erste Abtheilung, eine Grammatik des Pâzend, im Concepte vollendet. Ich habe mir viele Mühe damit gegeben, und durch Prof. Müller's Mittheilungen habe ich fast alles, was vom Pâzend noch vorhanden ist. Ich denke, dass meine Resultate stichhaltig sein sollen und auch für die neupersische Grammatik wichtige Aufschlüsse enthalten werden." — In einem frühern Briefe vom 7. Aug. 1846: „Prof. Müller hat mir seine Pâzendica sämmtlich zur Verfügung gestellt, darunter sehr wichtige Sachen, die ich noch nicht hatte. Von dem einen dieser Werke, dem Minokhired, hätte ich wohl Lust, einen Auszug für Ihre Zeitschrift zu liefern. Das Buch ist ganz pâzend und nicht sehr schwer, auch hilft eine Sanskritübersetzung sehr zum Verständnisse desselben; für die parsische Lehre aber ist es gewiss eben so wichtig, wie der Bundehesch. Von diesem habe ich Prof. Müller die Durchzeichnung von zwei Kopenhagner Handschriften zu beliebiger Benutzung überlassen, und er hat mir versprochen, das Buch nun wirklich herauszugeben."

Prof. Tornbergs neuste Arbeiten.

Herr Prof. Tornberg in Upsala ist jetzt, nach Vollendung der Ausgabe und Uebersetzung des Kartâs, mit der Abfassung eines beschreibenden Katalogs der morgenländischen Handschriften der Universitäts-Bibliothek in Upsala (gegen 600 Numern) und eines zweiten der morgenländischen Münzen des königlichen Münzcabinets in Stockholm beschäftigt. Jene erste Arbeit ist noch nicht in das letzte Stadium getreten; die zweite aber war schon in

der Mitte vorigen Jahres vollendet und der Druck derselben von der Stockholmer Akademie beschlossen. Eine Probe davon sind die von Prof. Tornberg unserer Bibliothek geschenkten *Symbolae ad rem numariam Muhammedanorum*, Ups. 1846, aus den Act. Reg. Soc. Scient. Ups. T. XIII bes. abgedr. Alle diese Gold- und Silbermünzen, Zeugen des lebhaften ehemaligen Verkehrs zwischen dem Osten und dem europäischen Norden, sind an den Ufern des baltischen Meeres auf schwedischem Grund und Boden gefunden worden und vermehren sich jährlich durch neuen Zuwachs. Die kufischen Münzen allein betragen über 6000 Stück.

Ein Hauptwerk Ghazâlî's in Bern.

Auf der öffentlichen Bibliothek in Bern ist eine Handschrift des ersten Theils von Ghazâlî's Ihjâ ólûm el-dîn, Belebung der Religionswissenschaften (s. Flügels H.-Ch. Tom. I. No. 171) aufgefunden worden. Der Entdecker, dessen Name uns leider nicht mitgetheilt worden ist, will nach einem Briefe desselben an Prof. Petermann die Handschrift zur nächsten allgemeinen Versammlung der D. M. G. nach Basel mitbringen und ist nicht abgeneigt, das Werk daraus wenigstens seinen wichtigern Theilen nach zu veröffentlichen [1]).

Neuste Literatur des Vulgärarabischen diesseits des Rheins.

Scheich Mohammed el-Tantâwî (s. seine Autobiographie in d. Ztschr. f. d. K. d. M. 7. Bd. 1. Hft. S. 48 ff.) hat ein französisch-*arabisches* Handbuch der vulgärarabischen Unterhaltungssprache ausgearbeitet, welches jetzt auf seine Kosten bei Vogel in Leipzig gedruckt wird. Es enthält praktische Uebungen über die Grammatik des Vulgärarabischen, mit besonderer Berücksichtigung der Ausdrucksformen für unsere vielfachen Verbalmodificationen und Partikeln, dann Volkslieder, Sprüchwörter und Briefe, alles im ägyptischen Volksdialect. Leider hat der gelehrte Scheich dieses Buch, welches dem wohlbegründeten Rufe seiner philologischen Gelehrsamkeit bei uns gewiss keinen Abbruch thun und ihm den Dank aller Arabisten verdienen würde, nicht zum allgemeinen Vertriebe bestimmt. Es wird in 600 Expll. abgezogen und soll im Institute für die lebenden morgenländischen Sprachen bei dem *russischen* Ministerium des Auswärtigen, wo der Scheich für das Arabische ange-

---

1) Bei diesem Anlass erlauben wir uns, einen längst gehegten Wunsch auszusprechen. Es giebt im Bereiche der deutschen Zunge sowohl im öffentlichen als im Privat-Besitz allen Anzeichen nach eine grosse Menge noch unbekannter morgenländischer Handschriften, die wohl meistentheils aus den Türkenkriegen gegen das Ende des 17. Jahrh. herrühren. Möchten doch die Freunde dieser Literatur und zunächst die Mitglieder der D. M. G. uns von allem ihnen Zugänglichen dieser Art Nachricht und wo möglich genaue Beschreibung geben, um einen vollständigen Ueberblick über diese *διασπορὰ* und gelegentliche Benutzung von Einzelnem zu ermöglichen! Mag immerhin Vieles, ja vielleicht das Meiste davon unbedeutend oder nur eine Wiederholung des schon hundertfach Vorhandenen sein: einzelne Juwelen bergen sich doch vielleicht unter der Masse. D. Red.

stellt ist, als Lehrbuch eingeführt werden [1]). Wenn dieses Handbuch somit nach seines Urhebers eigener Veranstaltung nur in wenige Hände kommen wird, so ist diess mit einem andern verwandten Werke gegen des Verfassers Wunsch und Willen bisher leider der Fall gewesen. Wir meinen Dr. Berggren's *Guide français-arabe vulgaire des Voyageurs et des Francs en Syrie et en Egypte, avec* (une) *Carte physique et géographique de la Syrie et* (un) *Plan géométrique de Jérusalem ancien et moderne, comme supplément aux Voyages en Orient. Upsal chez Leffler et Sebell, aux frais de l'auteur*, 1844. 924 S. 4. Das Buch hat die Wahrheit des Spruches erfahren: Habent sua fata libelli. Der Verf., früher schwedischer Legationsprediger in Constantinopel und bekannt durch seine Reisen in Europa und im Morgenlande, Stockh. 1826—1828 (deutsch von Dr. Ungewitter, 3 Thle. m. Kpf. u. Kart. Lpz. u. Darmst. 1834), lebt seit der Einziehung jener Stelle 1826 in seinem Vaterlande als Probst und Pfarrer in Skällwik an der Ostsee in literarischer Abgeschiedenheit, aber fortwährend dem Morgenlande und allen Bestrebungen für dessen Sprachen und Literaturen mit liebender Theilnahme zugewandt. Der Druck seines französisch-arabischen Wörterbuchs, das mit den eben genannten Reisen zugleich erscheinen sollte, wurde schon 1825 in Petersburg unter Senkowski's Leitung begonnen und bis zum 19. Bogen einschl. fortgesetzt, dann aber durch eingetretene Hindernisse unterbrochen, in Upsala unter Tornbergs Aufsicht wieder angefangen und daselbst erst 1844 vollendet. Daher zunächst eine äusserliche Verschiedenheit der beiden Theile in Papier und Druck. Dazu kommt, dass in dem ersten die — vorzugsweise halebinische — Aussprache der arabischen Wörter und Sätze in lateinischer Cursivschrift vollständig, im zweiten aber, zur Vermeidung eines allzugrossen Anwachses der Bogenzahl, nur wo es nöthig schien angegeben ist. Der Mangel an Vollständigkeit und an durchgängiger Correctheit des Arabischen und Französischen wird vergütet durch eine grosse Menge arabischer Redensarten und Sprüchwörter, so wie durch einen hier und da übermässigen Reichthum an geographischen, topographischen, antiquarischen und andern Real-Notizen, welche von dem offenen Auge, der scharfen Beobachtung und dem Sammlerfleisse des Vfs. rühmliches Zeugniss ablegen und denen nur eine bequeme Zusammenstellung an einem passenderen Orte zu wünschen wäre. So findet man unter dem Worte Itinéraire in 15 Abtheilungen ein Stations- und Ortsverzeichniss von allen Reisen, welche der Verf. nach verschiedenen Richtungen in Syrien und Palästina gemacht hat und von denen die letzte von Damascus über Arabia petraea und die Wüste el-Tîh nach Aegypten jedenfalls die lehrreichste ist. Zwei Anhänge enthalten ein lateinisch-französisch-

---

1) In Bezug darauf schreibt uns Bibliothekar Dr. Gottwaldt unter d. 4. Jan. 1847 aus Petersburg: „Der Scheich hat sich noch nicht entschliessen können, einige Exemplare zum Verkauf zu bestimmen; eher dürfte dies mit seinem zweiten Werke der Fall sein, einer Grammatik des Vulgärarabischen (ägyptische Mundart), das bereits seit zwei Jahren zum Drucke fertig ist. Noch ein drittes Werk hat er beendigt, ein arabisch-französisches Wörterbuch, ebenfalls für den ägyptischen Volksdialect berechnet."

arabisches Droguen-Wörterbuch und eine gedrängte Grammatik des Vulgärarabischen. Besonders im Betreff der Phraseologie und der Synonymik halten wir dieses Werk für eine unentbehrliche Ergänzung von Bochtors französisch-arabischem Wörterbuch. — Desto kürzer können wir sein über das *Handbuch der arabischen Volkssprache mit deutscher und italienischer Erklärung sammt beigesetzter Aussprache eines jeden arabischen Wortes. Nach einer leicht fasslichen Methode. Verfasst für Reisende, Pilger, Kaufleute und Seefahrer. Von Joh. Hofstetter und Georg Hudaj aus Aleppo. Wien* 1846. 174 S. 4. Summa: Reinstes Naturgewächs aus dem Kindesalter der Linguistik, in seiner Unbehülflichkeit, Verworrenheit und Fehlerhaftigkeit kaum eines gewöhnlichen Dragomans würdig, in Folge schriftstellerischer und buchhändlerischer Speculation durch unendliche Wiederholungen und raumverschwendenden Satz zu einem dünnen Quartanten aufgebläht, der Masse des Inhalts nach etwa einen Thaler werth, kostet deren aber *vier*.

Frähn's Indications bibliographiques etc. St. Péterb. 1845.

(S. Heft 1. S. 89.)

Das erste Verzeichniss von arabischen, persischen und türkischen Werken, besonders geschichtlichen und geographischen Inhaltes, welche für die russischen Bibliotheken in Asien aufgesucht werden sollten, hatte STR. v. Frähn u. d. T. *Notice chronologique d'une centaine d'ouvrages* etc. 1834 in Petersburg und der Curator des Kasanischen Universitätsbezirks, GR. v. Musin-Puschkin, von neuem 1841 in Kasan drucken lassen. Die Erschöpfung beider Auflagen, die zum Theil veränderte Sachlage, neue Bedürfnisse und weitere Forschungen veranlassten diese über das Doppelte vermehrte, mit einer bibliographischen und literargeschichtlichen Einleitung versehene Umarbeitung, von welcher einzelne Exempl. durch die Güte des Vfs. auch zu uns — eins davon an unsere Bibliothek — gekommen sind. Die Einleitung (LV) ist in parallelen Columnen russisch und französisch, das Verzeichniss (78 S.) in auf einander folgenden Zeilen arabisch (persisch, türkisch), russisch und französisch. Es enthält in chronologischer Ordnung 226 und in einem Anhange noch 18 Numern, von denen die sehr und höchst wünschenswerthen durch ein, bez. zwei Sternchen ausgezeichnet sind. Ausgefallen, aber in der Einleitung aufgeführt sind diejenigen Numern des frühern Verzeichnisses, welche man seitdem erlangt hat. Die Angabe der Titel, der Verfasser und im russisch-französischen Theile auch der Zeit ihres Todes nebst genauerer Bezeichnung des Gegenstandes ihrer Werke und andern Notizen, ist oft das Ergebniss mühsamer Untersuchungen, daher auch für die Literargeschichte von Wichtigkeit. Die letzten neun Seiten, 79—87, füllt ein alphabetisches Titelverzeichniss zum Nachschlagen. — Ausser dem eigentlichen Büchererwerb, hat das russische Finanz-Ministerium seine Massregeln nun auch auf die Gewinnung von Abschriften asiatischer Bibliothekskataloge und unverkäuflicher Manuscripte gerichtet. Unter diese letztern werden hoffentlich nicht gehören No. 17 u. 18 des Anhanges: die lesghischen Uebersetzungen des Werkes über die Grundsätze des Islâm von El-Schâfi'i, (Kitâb el-Imâm el-Schâfi'i) und des Werkes über die abgelei-

teten Lehren des kanonischen Rechtes von El-Muzanî (Muchtasar el-Muzanî). Die Einleitung giebt XLI—XLVII weitere Nachweisungen über diese vom Verf. schon 1834 der gelehrten Welt angekündigten Ueberreste der Literaturperiode des lesghischen Volkes, deren Auffindung namentlich für die in Russland begonnene Bearbeitung der lesghischen Grammatik von unberechbarem Nutzen sein würde.

Altpersisches und Assyrisches.

Rawlinson's grosses Entzifferungswerk (Roy. As. Soc.: *The Persian Cuneiform Inscription at Behistun* cet. *By Major H. C. Rawlinson* cet. London 1846) hat zu dem vor Kurzem erschienenen Buche von Th. Benfey: *Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzung und Glossar.* Lpz. 1847 die nächste Veranlassung und einen Haupttheil des Stoffes geliefert. Durch Vereinigung aller bis jetzt bekannt gemachter persischer Keilinschriften in Transcription und Uebersetzung mit Commentar und Hinzufügung eines Glossars ist dieses Werk für jeden, der diese Felsenurkunden in übersichtlichem Zusammenhange studiren und sich von dem jetzigen Standpuncte ihrer Entzifferung unterrichten will, die dankenswertheste Gabe, durch welche zugleich die Erklärung selbst in vielen Punkten fester gestellt oder weiter gebracht wird. — Von dem auf Kosten der französischen Regierung erscheinenden Prachtwerke: *Monument de Ninive, découvert et décrit par M. P.-E. Botta, mesuré et dessiné par M. E. Flandin*, liegen die ersten fünf Lieferungen vor, bestehend aus je 4—5 losen Kupfertafeln Fol., welche theils Basreliefs, theils Keilinschriften enthalten, in der Reihenfolge wie sie eben fertig geworden sind; daher auch die springende Bezifferung. Die niedrigste Numer ist „Pl. 1", die höchste „Pl. 117". Ausser dieser Numer, welche den Platz für die spätere Einreihung anzeigt, trägt jede Tafel die Angabe des Gegenstandes, den oder dessen Inschrift sie darstellt. Auch alle Theile des „Monument" haben ihre Buchstaben und Numern erhalten, und danach richtet sich die Angabe, z. B. Façade N, 24", „Salle II, 16", „Porte 9, taureau 2".

Nachtrag zu S. 166.

Das *Journal of the Royal Geographical Society* vom Jahre 1846 bringt soeben Th. 2. S. 331 ff. den Bericht über eine Entdeckung des Capitain *Newbold*, welche zu berücksichtigen wir uns um so mehr beeilen, als sie einen beachtenswerthen Nachtrag zu unsrer obigen Abhandlung giebt. — Hr. N. hörte, als er auf einer Reise durch Haurân im Winter 1845—46 zu Mezârîb (von *Leane* Vorred. zu *Burckh.* R. S. 18. für 'Afhtrôth Qarnâîm gehalten, vgl. *Rosenm.* Alterth. II, 1. S. 278.) übernachtete, unter den Ruinen der Nachbarschaft auch *Tel 'Afhtereh* nennen, gewann aber erst im Sommer 1846 Gelegenheit, von Damaskus aus über *Ssanamein* (صنمين Abulf. géogr. S. 253., d. i. das mittelalterliche „Salome", s. v. *Raum.* Pal. S. 248.) und *Nawa* (نوى Abulf. a. a. O. d. i. „Neve" od. „Neneve" s. v. *Raum.* S. 244.) die interessante Trümmerstätte zu besuchen. Er sagt darüber:

„*Tel 'Afhthereh* ist ein ausgedehnter, theils natürlicher, theils künstlicher Berg mitten in einer Ebene, 7¼ engl. M. (od. 2 St. 25 Min.) in S. S. W. von Nawa u. ungefähr 5 engl. M. (1 St. 35 Min.) in W. 34° N. von Mezârîb. Von Adhra'ât (s. o. S. 166.) ist es 1¾ St. entfernt und liegt ein wenig zur Rechten der Linie von Adhra'ât nach Abîl gezogen, was ziemlich genau mit

Eusebius Angabe über *Astaroth* zusammentrifft. — Der Umfang des Tel 'Afhtereh ist grösser als eine halbe Meile; die Höhe von 50 bis 100 Fuss. Die Basis bildet Trapstein; der obere Theil ist bedeckt von einem besondern dunkel-aschfarbigen Boden, untermischt mit Steinen und Bruchstücken alten Töpferwerks, wie man dies auf allen alten Trümmerstätten in Syrien findet. Nahe der Basis des Hügels sind alte Grundmauern von behauenen und unbehauenen Steinen zu erkennen, und zahlreiche Bruchstücke von Steinen und Töpferwerk, über die den Hügel umgebende Ebene zerstreut, zeigen dass hier eine alte Stadt gestanden haben müsse, deren Castell auf dem Hügel gewesen zu sein scheint. Der Gipfel des letztern bildet gegenwärtig eine unregelmässige Oberfläche. Am Fusse des Hügels entspringen reiche, nie versiegende Quellen ausgezeichneten Wassers, welche einen kleinen rohrbewachsenen Teich und Morast bilden, von zahlreichen Heerden ausgebeutet."

Nach Wiederauffindung des Orts trage ich nicht das mindeste Bedenken, mit diesem *Tel 'Afhtereh* jenes عشترا zu combiniren, bei welchem nach Bahâ-ed-dîn Vit. Sal. S. 66. 67. und Excerpt. ex Ispahan. S. 20. Ssalâh-ed-dîn sein Heer jenseit des Jordan sammelte, um von da (Vit. Sal. S. 68.) über efs-Ssubeirah am See Tiberias die Schlachtebene bei Tel Hittîn zu besetzen. Dazu kennt auch der Verf. des Lex. geogr. in *Schultens* Ind. geograph. عشتر noch als einen Ort, der zum Bereich von Damascus gehört. Mithin stützt sich die heutige Tradition auf die Erinnerungen aus dem Mittelalter, und je mehr Name und Lage des Orts mit עַשְׁתְּרוֹת קַרְנַיִם zusammentreffen, um so weniger Grund ist, die Richtigkeit der Ueberlieferung in Zweifel zu ziehen und anders als bei dem benachbarten אֶדְרֶעִי = أذرعات zu beurtheilen. Wie sehr übrigens alles oben S. 166. Gesagte durch die Wiederauffindung der alten Rephaitenstadt eine festbegründete Bestätigung erhält, bedarf hier keiner Erörterung.

Leipzig, am 12. April 1847. Dr. Tuch.

Prof. Freytag ladet durch eine auf Privatwegen versendete, vom 1. Dec. 1846 datirte „*Annonce du tome second de l'Hamasa contenant la traduction des poésies et d'une partie des scolies avec les explications nécessaires de tout l'ouvrage*" etc. zur Subscription auf diesen 2. Th. ein. Er soll in Lieferungen, deren erste unter der Presse ist, im Formate des 1. Th. erscheinen; Preis des Bogens für die Subscribenten 3 Gr. Die Uebersetzung und der Commentar sind lateinisch. Von den Anmerkungen des Tebrîzî sollen die auf den ersten hundert Seiten des 1. Th. vollständig, von den übrigen nur die schwereren Theile, alle Verse, Sprüchwörter u. s. w. übersetzt, das ganze aber mit des Herausgebers eigenen Anmerkungen vermehrt werden.

Zufolge des im Vorworte des 1. Heftes dieser Zeitschrift S. IV gegebenen Versprechens wiederholen wir hier aus dem mit dem Jahresberichte und dem 1. Hefte der Zeitschrift versendeten Circulare die auf die letztere bezüglichen Bestimmungen der vorjährigen allgemeinen Versammlung der D. M. G. in Jena: Der ursprüngliche Plan, im Laufe eines Jahres sechs solche Hefte erscheinen zu lassen, wurde in Betracht der nicht unbedeutenden Kosten dahin abgeändert, dass vorläufig jährlich 4 Hefte von etwa gleicher Stärke, wie das erste, erscheinen sollen. Ferner wurde beschlossen, dass der unabhängig von dem Jahresbeitrage dafür festzusetzende Preis für die Mitglieder ein geringerer als der sein solle, für welchen die Zeitschrift auf dem Wege des Buchhandels bezogen werden könne. Demgemäss ist der Preis der Zeitschrift für die Mitglieder auf 2 Thlr. festgesetzt worden, während er für Nichtmitglieder 2 Thlr. 20 Gr. für den Jahrgang beträgt.

Leipzig, Druck von Wilh. Vogel, Sohn.

Leipzig 1847

in Commission bei Brockhaus und Avenarius.

Die Sinologen und ihre Werke

von K. F. Neumann.

(Schluss.)

In den Verhaltungsbefehlen, welche die Londoner Missionsgesellschaft ihrem ersten Sendboten nach China ertheilte, war ihm, wie man weiss, die Uebertragung der heiligen Schrift zur vorzüglichen Pflicht gemacht; es sollte dadurch dem grossen Drittheil der Menschheit das Wort der Erlösung bekannt werden. Die Gesellschaft wünschte überdies die Ausarbeitung eines vollständigen Wörterbuches, um den nachfolgenden christlichen Männern das Erlernen der chinesischen Sprache zu erleichtern [1]).

Ist irgend ein Unternehmen reif zur Ausführung, liegt es in der Zeit, so wird es gewöhnlich zugleich von mehreren denkenden Köpfen ergriffen. So auch die Uebersetzung der heiligen Schriften in die Umgangssprache des Mittelreiches. Johannes Lazar, ein zu Macao geborner Armenier, kam mit einigen chinesischen Büchern und zwei chinesischen Christen nach Calcutta, ward dort Professor der Sprache der Blume der Mitte — wohl der erste ausserhalb China's — an der bekannten Schule Fort William, und ging nun an die Uebersetzung der Bibel, wobei er die vortreffliche, aus dem fünften Jahrhundert herrührende armenische Uebersetzung [2]) zu Grunde

---

1) W. Ellis, The History of the London Missionary Society (London 1844) I. 459.

2) Das alte Testament wurde von den in der haikanischen Kirche sogenannten heiligen Uebersetzern anfangs aus dem Syrischen ins Armenische übertragen, dann aber nach der Septuaginta verbessert; das neue unmittelbar aus dem Griechischen. Siehe meinen Versuch einer Geschichte der armenischen Literatur. Leipzig 1836.

legte. Marshman, einer der Begründer der grossartigen Missionsanstalt der Methodisten zu Serampur [1]), ergriff die Idee einer chinesischen Bibelübersetzung mit grossem Eifer und ergab sich zu diesem Endzwecke (1805) selbst dem Studium der chinesischen Sprache. Nach und nach erschienen einzelne Theile dieser Uebersetzung im Drucke und 1823 konnte Marshman der Sohn ein vollständiges Exemplar der heiligen Schrift in chinesischer Sprache der Bibelgesellschaft, bei einer ihrer feierlichen Jahressitzungen, in London überreichen. Sie wurde zu Serampur und zwar mit beweglichen Lettern gedruckt.

Dies hielt Morrison nicht ab, an seiner Uebersetzung in selbstständiger Weise fortzuarbeiten. Er war so glücklich, im November des Jahres 1819 derselben Bibelgesellschaft melden zu können, dass er, mit Hilfe Milne's, welcher mehrere Bücher des alten Testaments allein übertrug, das grosse Werk glücklich zu Stande gebracht habe. Die Apostelgeschichte war bereits 1811, das ganze neue Testament, und zwar in verschiedenen Ausgaben, 1813 im Drucke erschienen. Die Exemplare der einzelnen Bücher wurden nun in Masse im Reiche verbreitet, und zwar durch einige bekehrte Chinesen, wie Krang Afa und Tsai Ako oder Bruder [2]) Tsai, der erste Chinese, welchen Morrison (1814) zu taufen das Glück hatte.

Diese Uebersetzungen sind bei allen ihren grossen Mängeln doch höchst rühmliche, in Betreff der Ausdauer und Beharrlichkeit erstaunliche Werke. Eine Vergleichung der

---

1) Ich werde ihm später einen eignen Artikel widmen. Die Geschichte dieser in literarischer Beziehung so wichtigen Missionsanstalt wird im vierten Bande des umfassenden Werkes von Hough erzählt: The History of Christianity in India, from the commencement of the christian era. By the Rev. J. Hough. London 1845.

2) Ako ist ein Wort, welches aus dem Mandschu in's Chinesische übergegangen ist; Ahun heisst ein älterer Bruder in der Sprache der regierenden Familie. Es ist auffallend, dass dies, soviel mir bekannt, in den Wörterbüchern der Missionare nicht bemerkt wurde.

beiden Arbeiten, der von Marshman mit der von Morrison und Milne, sowie eine in's Einzelne eingehende Beurtheilung der verschiedenen Versionen wird später gegeben werden. Es ist jetzt eine neue verbesserte Uebersetzung in China erschienen, und man hat mich um eine Beurtheilung gebeten. Sobald diese dritte oder vierte Uebersetzung — auch Herr Medhurst hat der Londoner Bibelgesellschaft Proben einer neuen Uebertragung vorgelegt — vollständig in meinen Händen ist, gedenke ich hierüber ausführlichen Bericht zu erstatten und die Verdienste und Mängel der verschiedenen Arbeiten, so weit meine mangelhaften Kenntnisse reichen — es ist dies keine leere, erheuchelt bescheidene Phrase — darzustellen. Unterdessen wird man wohl das Urtheil zweier bekehrter Chinesen, welches uns Medhurst in seinem Werke über China mittheilt [1]), die Uebersetzung des Doctor Morrison betreffend, mit Interesse lesen. Medhurst ist freilich, wie Kidd, der im vorigen Jahre verstorbene Professor der chinesischen Sprache an der Londoner Universität, in einer eigenen Denkschrift zeigt, Parthei in der Sache. Schon bei Lebzeiten Morrisons herrschte eine Art Rivalität zwischen beiden Sendboten. — Medhurst, erklärte Morrison, übersetze nicht, sondern bearbeite blos die heiligen Schriften [2]); doch lässt sich nicht glauben, dass ein Sendbote des Evangeliums zu falschen Aussagen sich herabwürdigen könne. Ueberdies sind die Angaben dieser Chinesen in der Natur der Sache begründet.

„Wenn die heiligen Schriften unter das Volk vertheilt werden", erzählte der eine Chinese, „so bemerke ich, dass man im Ganzen nicht abgeneigt ist, sie anzunehmen. Man versucht es, sie zu lesen; da man aber nichts davon versteht, wirft man sie gewöhnlich weg. Wie das Fleisch der Thiere, obgleich gut zur Nahrung, dem Menschen in rohem Zu-

1) China, its State and Prospects. London 1838. S. 548.
2) Memoirs of Robert Morrison by his Widow. II. 517.

stande dargeboten, nicht verkostet wird, so wird die Bibel, in einem so rohen Style dargeboten, nicht geschätzt. Ich habe mehrmals versucht, die Uebersetzung zu verbessern, habe es aber immer sehr schwer gefunden. Es wäre wohl am besten, den Inhalt eines jeden Abschnitts in einer reinen, fliessenden Sprache anzugeben, damit die Leute, nachdem sie dies gelesen, auch die alte Uebersetzung verstehen könnten."

„Ich finde", sagt der Andere, „dass die Uebersetzung an einem Ueberflusse von Worten leidet, dass sie viele fremdartige Sätze enthält und dass sie im Ganzen so sehr von der gewöhnlichen Schreibart unserer Bücher sich entfernt, dass meine Landsleute häufig sie gar nicht ansehen wollen. Man muss nämlich wissen, dass die Construction der chinesischen Worte bestimmten Gesetzen unterworfen ist, von denen sie sich nicht entfernen darf. Nun scheint mir, dass die Bibelübersetzung zwar in chinesischen Worten besteht, die aber in vielen Beziehungen nach englischer Weise geordnet *sind*. Wenn die Uebersetzung nicht von neuem durchgesehen und verbessert wird, so fürchte ich, dass die Bestrebungen der Missionare, das Christenthum in China zu verbreiten, vergeblich und alles darauf verwendete Geld hinausgeworfen seyn möchte."

Ungefähr drei Jahre später, im Frühlinge 1822, hatte der Doctor, wie er gemeinhin in Kanton und Macao genannt wurde, die Freude, den Druck seiner Wörterbücher vollendet zu sehen. Die offenherzige Benachrichtigung an den Leser, im letzten nach Radicalen oder Grundzeichen geordneten Bande, wird jeden wissenschaftlichen und redlichen Mann für den Verfasser des mühevollen und im Ganzen grossartigen Werkes einnehmen; er wird, wo er Fehler im Buche findet, sie stillschweigend verbessern und nicht über dessen Verdienste mäkeln wollen. Nur solch ein durch und durch gewissenloser Mensch, wie Julius Klaproth gewesen ist — das Spionirgeschäft in den letzten Jahren setzte diesem aus Lug und

Trug gewobenen Leben [1]) die Krone auf — konnte den wackeren Sendboten des Evangeliums und den unermüdlichen Gelehrten in so pöbelhafter Weise anfeinden [2]). „Es sind viele Fehler" so ungefähr erklärt sich Morrison in dieser Benachrichtigung (gezeichnet Kanton 9. April 1822) „es sind viele Fehler in diesem Werke, aber es war nicht anders zu machen; ich musste schnell arbeiten, an jedem Tage musste ein bestimmter Theil gefördert werden, und dabei hatte ich viele andere Geschäfte. Ich bitte desshalb mich nachsichtig zu beurtheilen. Dreissig Gelehrte brauchten fünf Jahre zur Ausarbeitung des Wörterbuches des Kanghi, und ich allein habe meine Aufgabe in sieben Jahren vollendet."

Diese umfassende lexicalische Arbeit besteht aus drei verschiedenen Werken: erstens aus einem Wörterbuche (3 Bde. 4.), worin die Charaktere nach den 214 Grundzeichen geordnet sind; dann aus einem andern, nach den 411 Grundtönen oder Wurzelwörtern der chinesischen Sprache, gemeinhin das tonische Wörterbuch genannt (2 Bde. 4.), und endlich aus einem englisch-chinesischen Wörterbuche (1 Bd. 4.). Morrison hatte, wie dies unternehmenden tüchtigen Männern nicht selten ergeht, sein Werk zu grossartig angelegt; er sah bald ein, dass ihm Zeit und Kräfte mangelten, auf der begonnenen Bahn sein Ziel zu erreichen, und hat später nach einem bedeutend verkürzten Maassstabe gearbeitet.

---

1) Welch eine Rolle dieser Deutsche während der Juliusrevolution spielte, deutet Le Blanc an, im fünften Abschnitt des ersten Buches der Histoire de dix ans. Er wird dort Claprote, attaché à l'Ambassade de Prusse, genannt.

2) Dass dies immer meine Ansicht war, lehrt ein Schreiben Morrison's an Herrn Brandram (Kanton den 7. September 1830): „There is another violent attack made upon me in the French Journal Asiatique, by Klaproth, who, with Rémusat, have lent themselves to the Jesuit faction, and endeavour to decry Protestant Missionaries. Professor Neumann of Berlin is here. He says, justly, it is a disgrace to the Committee of the Parisian Asiatique Society to allow Klaproth to fill the pages of the Journal with lies and calumny." Memoirs by his Widow. II. 440.

In den Einleitungen zu den beiden ersten Wörterbüchern werden die Eigenthümlichkeiten und die Geschichte der chinesischen Sprache und Schrift, die grammatischen Ansichten und Bezeichnungen der Einheimischen, immer mit Angabe des betreffenden Textes, in einer Weise dargestellt, die nichts zu wünschen übrig lässt. Zugleich werden die Ereignisse und Erfindungen, von Einfluss auf die Ausbildung der Sprache und Schrift des Mittelreiches, angegeben und über die einheimischen Hilfsmittel, welche der Verfasser bei seinen Arbeiten zu Grunde legte, Bericht erstattet. Der erste Band, blos vierzig Grundzeichen enthaltend, gleicht in vielen Artikeln mehr einer Encyclopädie, als einem Wörterbuche. Man findet hier ausführliche Abhandlungen über die verschiedensten Gegenstände der Vergangenheit und Gegenwart des chinesischen Landes und Volkes. So erhält man unter dem Worte Hio, Unterricht, eine vollkommene Geschichte des chinesischen Studienwesens; unter Kuan, Beamte, eine historische Darstellung des ganzen Beamtenwesens, — zwei Gegenstände, um welche sich vorzüglich das chinesische Staats- und Volksleben dreht. Nicht minder ausführliche lehrreiche Erörterungen findet man bei vielen andern Wörtern, namentlich solchen, die sich auf das Familienleben und die Literatur beziehen. Desto mangelhafter und ärmer an Beispielen und Erklärungen sind die zwei folgenden Bände des nach Radicalen geordneten Wörterbuches, so dass sie dem hier Aufschlüsse Suchenden nur sehr geringe Dienste leisten. Die tadelnden Bemerkungen, welche dem Doctor hierüber gemacht wurden, beseitigte er gewöhnlich mit der offenherzigen Erklärung: Ich wurde es müde, immer und immer Wörterbücher zu schreiben.

Dem tonischen oder alphabetischen Wörterbuche kann man keinen ähnlichen Vorwurf machen; es wurde nach einem sehr verständigen Plane angelegt und bis zum Ende geführt. Dies Werk enthält zwar von den fünfzigtausend Schriftzeichen

des einheimischen tonischen Wörterbuches, welches Morrison zu Grunde legte, sammt den Nachträgen — die Varianten nicht mitgerechnet — blos gegen 12,700 Charaktere. Diese reichen jedoch aus bei dem Lesen der Urbücher oder King, bei den Werken des Kongsse und seiner Schule, für die geographischen und historischen Schriften, und grossentheils selbst für die schöne Literatur. Ueberdies sind hier eine Menge zusammengesetzter Wörter und Redensarten erklärt, welche diesem Buche einen besondern und, bis die Arbeit des Herrn Callery vollendet und allgemein zugänglich seyn wird, einzigen Werth verleihen. In dem viertausendjährigen Zeitraum der chinesischen Geschichte und Civilisation wurde natürlich eine ungeheure Masse auf Naturverhältnisse, auf staatliche und bürgerliche Vorfälle sich beziehender Redensarten angehäuft, welche dem Einheimischen von Jugend auf bekannt sind, für den Fremden hingegen den schwierigsten Theil der chinesischen Literatur bilden. Das encyclopädische Wörterbuch des Herrn Callery, dessen erster Band zu Macao erschienen, mir aber noch nicht zugekommen ist [1]), mag uns dazu dienen, diese gefährlichen Klippen der chinesischen Literatur mit einer gewissen Sicherheit umschiffen zu können.

Das dritte, das englisch-chinesische Wörterbuch, hat eine höhere Bedeutung als eine blos lexicalische. Es ist für denjenigen, welcher das Buch recht zu gebrauchen versteht, eine reich fliessende Quelle philosophischer und völkerkundlicher Forschungen, nach allen Seiten und Richtungen des innerlichen und äusserlichen Lebens. Der Gegensatz zwischen dem östlichen Asien und der christlich westlichen Weltanschauung tritt nirgendwo so lebendig hervor, als in diesen nicht selten peinlichen Versuchen, die Begriffe dieser letztern mit chinesischen Wörtern und Sätzen entsprechend wieder-

1) Sollte dies Werk, wie es heisst, wirklich nur in wenigen Exemplaren abgezogen worden seyn, so würde sein Nutzen freilich nur auf engere Kreise beschränkt bleiben.

geben zu wollen. Man vergleiche nur die Wörter: Gott, Himmel, Engel, Feiertag, Woche; Unumschränkte Herrschaft, Demokratie, Geschwornengericht, Freiheit, und eine Menge andere, aus dem bürgerlichen und häuslichen Leben entnommen, wie Frau, Concubine. Auch hier finden sich viele Artikel, welche entweder vollständige Abhandlungen sind, oder doch wenigstens reichlichen Stoff zu solchen darbieten.

Unter Ethik wird das kleine, in China sehr verbreitete, dem vergötterten Krieger Kuan, dem Schutzpatron des regierenden Hauses, zugeschriebene Büchlein moralischen Inhalts vollständig, Text und Uebersetzung, mitgetheilt. Bei Kalender findet man eine, wenn auch nicht ganz vollständige Darstellung des chinesischen Kalenderwesens. Unter Gewürze wird bemerkt — freilich ist die Quelle, was man gewöhnlich vermisst, nicht angegeben — dass im Jahre 630 u. Z. Lignum Aloes, Kampfer, Muskatnüsse und andere Gewürze [1]) nach China gebracht wurden. Man sieht es in der That den Namen an, dass sie fremde Erzeugnisse sind. Unter Glaubersalz erfährt man, dass es in China lange vor dem deutschen Arzte Glauber, und zwar bereits 702 u. Z., bekannt gewesen ist. Unter Gossypium heisst es, die Baumwolle sey erst im dreizehnten Jahrhundert, während der Regierung Chubilai's (1280 1295), also zur Zeit, wo Marco Polo in China war, aus dem Lande Mabar, ohne Zweifel Malabar, in's Mittelreich eingeführt worden [2]).

---

1) Zuerst?

2) Ein Klaproth könnte hier wieder über die grosse Unwissenheit des Missionars Lärm schlagen. Morrison sagt nämlich (S. 192): „Der tartarische Kaiser Tschijuen schickte eine Gesandtschaft an die Nation Mapar.“ Nun hat es keinen Kaiser Tschijuen gegeben; diese Worte bezeichnen blos die Regierungszeit des Himmelssohnes Schitsu oder Chubilai. Solche Dinge wusste der Verfasser natürlich sehr gut; er hatte aber nicht immer Zeit und Lust nachzuschlagen und jeden Ausdruck auf die Wagschale zu legen. Die Lebensbeschreibung Klaproths, in einem folgenden Abschnitte, wird ein ganz

Die naturhistorischen Artikel, zum Theil mit ausführlichen Erläuterungen der Wissenschaft, in welche sie einschlagen, gehören jedenfalls zu den wichtigsten Arbeiten, welche Morrison mit Hülfe seiner Freunde Steeves und Livingstone zu Tage förderte. Der Sendbote hatte nämlich, um seinem Berufe besser genügen zu können, in London Vorlesungen über Naturwissenschaften und Astronomie gehört und sie immer, wie sie es in der That sind, als nothwendige Vorbereitungen zur chinesischen Mission betrachtet. Durch eine Zusammenstellung dieser Artikel würde man eine, natürlich immer noch sehr unvollständige Naturgeschichte des östlichen Asiens erhalten. Die katholischen Missionare haben diesen Theil der Kunde China's in dem Grade vernachlässigt, dass es, ohne die Wörterbücher Morrisons, Rémusat wohl unmöglich gewesen wäre, den naturhistorischen Theil der japanischen Encyclopädie in seiner Darlegung des Inhalts dieses umfassenden Werkes — eine seiner wichtigsten und zu wenig beachteten [1]) Arbeiten — so trefflich zu behandeln, und die chinesischen Namen so häufig mit den europäischen Synonymen zu versehen. In einer chinesischen Einleitung zu dem englisch-chinesischen Wörterbuche wurden die Bewohner des Mittelreiches, und zwar in klarer leichtfasslicher Sprache, über die Natur der Schrift und namentlich die Lautschrift unseres Alphabets unterrichtet.

Die Kaufherrn zu Kanton und Macao und bei weitem die meisten Beamten der ostindischen Handelsgesellschaft fanden es, obgleich die jüngern, wenn sie es thaten, eigens dafür bezahlt wurden, zu mühsam, chinesische Schriftzeichen

---

anderes Bild dieses Mannes entwerfen, als das von Eyriès in der Biographie universelle. Man wird dann nochmals auf sein Verhältniss zu Morrison zurückkommen müssen.

1) Die Herrn, welche sein Leben beschrieben in den Nachträgen zur Biographie universelle, haben weder diese Arbeit (im 11. Bande der Notices et Extraits) noch die Uebersetzung der Beschreibung der Reiche Buddhas von Fasier erwähnt.

zu lernen. Morrison machte desshalb den Versuch, ihnen ein Mittel in die Hände zu geben, wodurch man, wie er glaubte, ohne sich um die Schrift zu kümmern, die chinesische Sprache erlernen könnte. Zu diesem Zwecke wurde, wie er in der Einleitung sagt, das Wörterverzeichniss des Kantondialekts (1828, 2 Bde. 8.) unternommen. Die Unausführbarkeit dieser Idee konnte ihm nicht lange verborgen bleiben, wesshalb auch diese Sammlung die Ausdehnung nicht erhielt, die ihr der Verfasser ursprünglich geben wollte. Das Vocabular zerfällt in drei Abtheilungen: in eine englisch-chinesische, in eine chinesisch-englische und in eine reiche Sammlung chinesischer Sätze und Redensarten, nach ihrem Inhalte in vierundzwanzig Abschnitte gesondert. Diese Abschnitte rühren, wie Morrison selbst sagt, von Einheimischen her und gewähren desshalb ein eigenthümliches Interesse. Abgesehen von ihrem Inhalt, der uns über Glauben und Aberglauben, über das wirkliche Leben und Weben des Volkes vielen Aufschluss ertheilt, ist schon die Eintheilung an sich von einigem Werthe. Man sieht hieraus, in welche Klasse der ganze Sprachstoff bei den gemeinen Chinesen — und solche waren es, welche diese Sätze zusammenstellten — zerfällt. Diese Klassen heissen nun: weltliche Geschäfte; Astronomie, Zeiten und Jahreszeiten; Vögel und Thiere; Farben; Misslichkeiten und Unfälle; Krankheiten; Trinken und Essen; Gefühle, Leidenschaften u. s. w.; Fische; Freundschaft; Verwandtschaft; Lachen und Scherzen; Wissenschaften; militärische Ausdrücke; Namen und Charaktere von Personen; Plätze; Armuth; Eigenschaften der Personen; Zanken und Lästern; Reichthümer und Ehren; Diebstahl und Räuberei; Handel; Werkzeuge und Hausgeräthe; schlechte (?) Räuber.

Die Chinesen besitzen nicht blos eigne Wörterbücher über ihre zahlreichen Mundarten, sondern auch Anleitungen für's gemeine Volk, die allgemeine Umgangssprache, das Hochchinesische, zu erlernen. Diese gewöhnlich sehr schlecht ge-

druckten Büchlein sind für den europäischen Sprachforscher von wissenschaftlicher Wichtigkeit; sie bilden die sicherste Grundlage, auf welcher künftig eine allgemeine vergleichende Sprachlehre des östlichen Asiens, die indochinesischen und tübetanischen Länder mit eingeschlossen, aufgebaut werden könnte. Ja es könnte dadurch vielleicht eine Anschliessung oder Verbindung mit den indoeuropäischen Sprachen bewirkt werden, wie man schon aus einem einzigen gerade nahe liegenden Beispiele ersehen wird. In der Kantoner Mundart heisst die Kuh nicht wie im Hochchinesischen Niéu, sondern geradezu wie im Sanscrit und Deutschen Kuh. Vieles dieser Art würde sich ohne Zweifel bei einer in's Einzelne gehenden Untersuchung herausstellen. Für jetzt hat man blos aus wiederholten Vergleichungen folgendes Ergebniss gewonnen: Von den Gränzen Bengalens, von den Gränzen der Reiche Birma, Siam und Kochin-China bis hoch hinauf im Norden, von den Inseln im östlichen oder chinesischen Meere bis zu dem Lande Iskardo oder Kleintübet findet sich in Wurzeln wie in der grammatischen Bildungsweise eine einzige grosse Sprachfamilie, deren einzelne Glieder, durch verschiedene geschichtliche Ereignisse und mannigfache äusserliche Verhältnisse bedingt, sich im Laufe der Jahrtausende zwar verschieden ausbildeten, dessen ungeachtet aber immer noch zahlreiche Merkmale ihrer ursprünglichen Einheit an sich tragen. Das Wörterverzeichniss der Kantoner Mundart enthält viele Thatsachen und Bemerkungen zur Begründung dieses Satzes. In den letzten Jahren wurde es jedoch durch das ausführlichere Werk des Herrn Bridgeman entbehrlich gemacht. Man ist so frei noch hinzuzufügen, dass wir erst durch Einsicht in die Dialekte eine vollständige Kenntniss des Wort- und Schriftreichthums der Bevölkerung des Mittelreichs erlangen. Gerade die gewöhnlichen Wörter, wie etwas, nein, er, lauten in den Mundarten ganz verschieden

und haben auch verschiedene Schriftzeichen erhalten; dann haben sich, wie gewöhnlich in den Mundarten, viele in dem Hochchinesischen bereits abgestorbene Wörter hier noch lebendig und lebensfroh erhalten. Die Schriftsprache ist todt; ewig schaffend und neugebärend ist die Anschauung und der Mund des Volkes.

Bei diesen zahlreichen lexicalischen Arbeiten und bei dem Lesen der einheimischen Literaturwerke mochte Morrison häufig das Bedürfniss fühlen, einen Auszug der chinesischen Zeitrechnung und Erdkunde, dann der vorzüglichsten Denkwürdigkeiten und Einrichtungen des Reiches zur Hand zu haben. Diese Denkwürdigkeiten hat er in der Folge, da sie nicht alle in den Wörterbüchern aufgenommen werden konnten, in einem eignen Werke, unter der Ueberschrift: Ueberblick China's für philologische Zwecke (Macao 1817) dem Drucke übergeben. Man findet hier eine Menge lehrreiche, wenn auch selten neue Thatsachen. Europäische Gelehrte in fernen Ländern arbeiteten, namentlich in früheren Zeiten, unter besondern Nachtheilen; sie waren fern von grossen europäischen Büchersammlungen und haben häufig ihre Aufmerksamkeit Gegenständen zugewendet, die schon längst und zum Theil vortrefflich bearbeitet waren. Auch Morrison und seinen Gehilfen ist dies einigemal widerfahren. So glaubte Herr Steeves, seine astronomische Arbeit am Ende des tonischen Wörterbuches sey der erste Versuch zur Ausgleichung der europäischen Astronomie mit der chinesischen. Noël's mathematische Beobachtungen und die Geschichte der chinesischen Astronomie von Gaubil hätten ihn vom Gegentheile belehren können.

Die in chinesischer Sprache herausgegebenen Flugschriften und Büchlein des Sendboten beziehen sich, wie man sich leicht denken kann, vorzüglich auf das Christenthum. Dies ist namentlich der Fall bei dem in Malacca erschienenen Wegführer für's Haus, in vier kleinen chinesischen Bän-

den, und bei dem ebenfalls in Malacca gedruckten, in leicht verständlicher Sprache abgefassten Unterredungen zwischen den befreundeten Herrn Weggereist und Entfernt (Tschang und Juen). Doch verschmähte der einsichtsvolle Mann es auch nicht, den Chinesen allerlei nützliche, anziehende Dinge aus der westlichen Geschichte und Wissenschaft mitzutheilen. So verfasste er, wie er mir selbst sagte, auf Bitten eines reichen Mannes der privilegirten chinesischen Handelsgesellschaft, einen Abriss der französischen Revolution, dann die Beschreibung eines Telescop's, welches er in's Chinesische mit Tausendmeilenspiegel übersetzte. Ungegründet ist es aber, wenn ihm nachgerühmt wird [1]), er habe die Lithographie in China eingeführt. Wohl hat Morrison eine lithographische Presse (1826) nach Sennefelders Vorkehrung mit nach Kanton gebracht. Die Lithographie ist aber dortigen Landes viel älter als die Kunst des Druckes vermittelst der Holzschnitte. Der chinesische Buchdruck selbst hat mit dem Abdrucke beschriebener Steinplatten begonnen. Auf diese Weise sind bereits in dem Jahre 932 — 933 die King oder Grundbücher der chinesischen Literatur vervielfältigt worden [2]).

In englischer Sprache schrieb Morrison, Briefe, Predigten und Tagebücher abgerechnet, welche die Wittwe in den mehrfach erwähnten Denkwürdigkeiten seines Lebens mittheilt, nur einige selbstständige Aufsätze, und zwar ausschliessend auf chinesische Zustände und Ereignisse bezüglich, wie über die Handelsverhältnisse in Kanton, über die Waaren, welche hier ein- und ausgeführt werden, und über die Bestrafung des Todtschlags in China. Morrison gab eine Beschreibung

1) Dies wird in der Lebensbeschreibung Morrison's in den Nachträgen zur Biographie universelle behauptet, worin noch andere höchst auffallende Irrthümer enthalten sind. So heisst es hier, Morrison sey in Peking gestorben.

2) Ausgabe der 13 King von Nantschang Fu im 20. Jahre Kiaking (1816) Bd. 1. Bl. 1 verso.

„Da die Sprache es ist, wodurch der Mensch, als vernünftiges Wesen, sich vom stummen, vernunftlosen Thiere unterscheidet, da der gesellschaftliche Verkehr der geistigen Wesen einen Seelengenuss gewährt, den der Vernünftige weit höher schätzt, als alle sinnlichen Freuden, so haben die Regierungen nicht mehr Recht, den geistigen Verkehr zu hemmen, als uns der nöthigen Nahrung und Kleidung zu berauben. Desshalb darf nur dem gefährlichsten Verbrecher das Mittel, seine Gedanken schriftlich mitzutheilen, versagt werden. Die Presse ist blos eine schnellere Art des Schreibens. Sie bewirkt, dass weder Zeit noch Raum uns hindern unsere Gedanken gegenseitig auszutauschen, und trägt daher mehr zum Vergnügen und zur Besserung des Menschen bei als jedes körperliche Wohlbehagen. Keine Regierung kann also, wenn sie von Recht und Billigkeit ausgeht, den freien Gebrauch der Presse verbieten. Wer am Lesen keine Freude findet, der mag es seyn lassen; aber niemand im *Himmel* und auf Erden gibt ihm ein Recht, das geistige Vergnügen Anderer zu verkürzen."

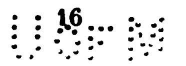
„Die Chinesen gestatten den Fremden von allen Völkern der Erde, aus Europa und Amerika, in ihren Küstenländern sich niederzulassen. Jeder kann nach seiner Sitte leben, in Kleidung, Speise und Getränken, dem Tanz oder irgend einem andern Vergnügen nachlaufen. Keinem Theile dieser Fremden steht irgend eine Herrschaft über die Sitten und Ansichten der andern zu; es wäre nicht schlimmer, einem Amerikaner oder Engländer die nöthigste Nahrung zu versagen, als ihm seine Zeitung zu nehmen. Wollen die Portugiesen ihre Priester und Generalvicare fragen, ob sie lesen dürfen, oder nicht, in Gottes Namen! Dies gibt ihnen aber kein Recht, der zahlreichen Klasse derjenigen Personen, die China besuchen (und Macao ist ein integrirender Theil des chinesischen Reichs) und englisch lesen, Bücher und Zeitungen zu verbieten. Es wäre dies eine Verkürzung der natürlichen Menschenrechte

Der Wahlspruch, den wir der französischen Charte entnehmen, spricht deutlich den Grundsatz aus, welcher ein Wahlspruch und ein Recht für alle Welt sein sollte; es ist das Gesetz der Natur, das Gesetz Gottes, der uns ja die Kraft verliehen hat, zu denken und durch Sprache, Schrift und Presse unsere Gedanken mitzutheilen, zum Glücke seiner Kinder. Kein menschliches Gesetz kann daher jenes göttliche zu nichte machen."

Zahlreich und ermüdend waren Morrisons amtliche Geschäfte; sie bestanden in der Uebersetzung der chinesischen Mittheilungen von Seiten der Hong in's Englische, und der englischen Correspondenz der Faktorei in's Chinesische. Auch hat er in den letzten Jahren seines Lebens im Auftrage seiner Vorgesetzten einige Proclamationen an das Volk des Mittelreichs in chinesischer Sprache niedergeschrieben, welche von den kaiserlichen Behörden mit grossem Missfallen aufgenommen wurden.

Das äusserliche Leben des Mannes floss nicht so ruhig dahin, wie man aus diesen zahlreichen Arbeiten schliessen könnte. Der evangelische Sendbote wurde eines Tages (1815) von den Kaufleuten in der Leadenhallstrasse, aus Furcht, seine evangelische Wirksamkeit möchte ihre Handelsinteressen beeinträchtigen, plötzlich seines Dienstes entlassen — ein Befehl, welcher aber von dem leitenden Ausschusse der Faktorei, vorzüglich auf Betrieb des edeln Sir George Thomas Staunton, nicht vollzogen wurde. Morrison vertheidigte seine Bestrebungen, das Christenthum gegen die ausdrücklichen Verbote der Regierung zu verbreiten, in so siegreicher Weise, und man setzte überdies in sein kluges, bescheidenes Benehmen solches Vertrauen, dass er von Seiten der Compagnie in dieser Beziehung keine Anfechtungen mehr erfuhr.

Der fruchtlosen, aus Unkenntniss oder Missachtung der chinesischen Verhältnisse (1816) unternommenen Gesandtschaft des Lord Amherst nach Peking war Morrison als chinesischer



Secretär beigegeben. Er hat einen ausführlichen Bericht über diese Gesandtschaft zum Besten einer armen Familie herausgegeben; einen kürzern liess die Wittwe abdrucken in den Denkwürdigkeiten ihres Mannes. Man erfährt hieraus manche lehrreiche Einzelnheiten, namentlich über die Zustände der Moslim und Juden in China. Ueber die letztern hat man ganz kürzlich, vermittelst katholischer Sendboten, neue Nachrichten erhalten. Das Schreiben des Kaisers an den König von England (dat. Kiaking, im 21. Jahre, 7. M. 20. T. d. i. 11. Sept. 1816), welches Morrison übersetzte, ist in der herkömmlichen, hochmüthig barbarischen Schreibart abgefasst. Der Hof beklagt sich über die Rohheit und Unwissenheit der Gesandtschaft, welche den 10,000 Jahren die schuldige Ehrfurcht versagte. Von den Geschenken nahm man nur Einiges und zwar Werthloses, denn das Mittelreich schätze und bedürfe nicht die Seltenheiten ferner Länder. Der Lehnskönig Britanniens möge fürder seine Unterthanen gut regieren und sein Land zusammenhalten, dann brauche es keiner weitern über viele Meere und Berge ziehenden Gesandtschaft.

Das Erlöschen des Besonderrechtes der ostindischen Gesellschaft in China (24. April 1834) hatte Morrison, wie alle bei der Faktorei angestellten und betheiligten Personen, schmerzlich betroffen. Der Sinolog erfreute sich seit langer Zeit der ungestörten Gunst der herrschenden Gesellschaft in hohem Grade; sie hatte grosse Summen, im Ganzen wohl über zweimalhunderttausend Gulden unseres Geldes, auf den Druck seiner Werke verwendet und ihm dann, wenige Exemplare abgerechnet, die vollständigen Auflagen überlassen. Sie unterstützte seine religiös-wissenschaftlichen Bestrebungen mit reichlichen jährlichen Beiträgen, auch ihre Beamten in China verstanden sich gern dazu, zum Theil, wie Staunton gethan, noch in der Heimath. Morrison selbst erhielt eine reichliche Besoldung, — und dies alles war durch die Freigebung des chinesischen Handels in Frage gestellt.

Die Auszüge aus seinem Tagebuche und die Briefe, unter diesen Verhältnissen geschrieben, gewähren ein besonderes, ich möchte sagen melancholisches Interesse. Traurig sah er dem letzten Compagnie-Schiffe nach, welches noch der frühern Sonderrechte sich erfreuend, am letzten Januar 1834 nach der Heimath segelte. Die evangelische Mission schien unter diesen Umständen von den Behörden in der Heimath ganz aufgegeben zu seyn; die Regierung, fürchtete Morrison, werde die jährliche Unterstützung, welche die Compagnie dem Collegium zu Malacca leistete, nicht übernehmen; er selbst werde gezwungen seyn, in die Heimath zurückzukehren und wie vor dreissig Jahren, wo er zuerst mit der Missionsgesellschaft in Verbindung trat, wieder in die Nothwendigkeit versetzt seyn, bloss im Dienste des Evangeliums sein Brod zu erwerben. Die Ankunft des Lord Napier (16. Juli 1834), des ersten Oberaufsehers des britischen Handels in China, hatte seine Besorgnisse nur zum Theil gehoben. Die Regierung hatte ihn zwar als „Chinesischen Secretär und Dolmetsch" in ihre Dienste genommen, aber nur mit einer Besoldung von 1300 Pfund, wobei alle andern Vortheile, deren sich Morrison bis jetzt erfreute, wegfielen. Ueberdies sollte er von nun an, wenn er ausgehe, die Uniform eines Viceconsuls tragen, mit königlich-grossbritannischen Knöpfen, wenn solche in China aufzutreiben wären. Die Regierung, ward hinzugefügt, zahle künftig die Unterstützung von hundert Dollars, welche die Compagnie jährlich dem englisch-chinesischen Collegium leistete. Er musste nun am Ende der Tage seinem Lebenszwecke, wenn auch bloss äusserlich, untreu werden. Er sah sich zu einem Viceconsul herabgewürdigt; nur einer gemeinen Kaufmannsseele oder aristokratischer Unwissenheit konnte so etwas in den Sinn kommen. Morrison war überdies von Sorge erfüllt für die Zukunft seiner Familie — er war zweimal verheirathet und hatte mehrere Kinder; dann die ganz neuen Verhältnisse, in die er sich fügen, die Befehle,

die er gegen seine bessere Ueberzeugung vollziehen musste. Dies alles hatte die Reizbarkeit und Kränklichkeit des schon seit mehrern Jahren durch grosse Anstrengungen geschwächten Körpers noch höher gesteigert und er ging zusehends seiner Auflösung entgegen. Unter dem neuen Regimente, dessen unglückliches Ende er voraus sah [1]), arbeitete Morrison nur vierzehn Tage; er starb bereits am ersten August 1834 im 52. Jahre seines Alters. Sein ältester Sohn erster Ehe (geb. April 1814), wie der Vater Robert geheissen, hatte solch eine treffliche Erziehung erhalten, dass er bereits in diesen jungen Jahren im Stande war, die amtlichen Geschäfte des Vaters zum grossen Theile übernehmen zu können. Robert hat später während des englisch-chinesischen Krieges durch seine Kenntniss der chinesischen Sprache, des Zustandes der Regierung und des Volkes seinem Vaterlande als chinesischer Secretär grosse Dienste geleistet. Kaum war der Friede geschlossen und die Zeit gekommen, wo er die Früchte der vielen Anstrengungen geniessen konnte, so ward der junge Mann seinen nützlichen Beschäftigungen und seiner Familie, deren Stütze er war, durch den Tod entrissen. Robert war auch bereits als Schriftsteller aufgetreten; er hatte einige Jahrgänge eines englisch-chinesischen Almanachs, der viele lehrreiche Nachrichten und seltene statistische Angaben enthält, herausgegeben.

Dem Begründer der evangelischen Mission in China, dem fleissigen wackern Manne, welcher durch seine zahlreichen Arbeiten das Studium der chinesischen Sprache und Literatur, die Kenntniss des östlichen Asiens, seiner Bewohner und seiner Regierung so bedeutend förderte, ist bereits (1844) von der dankbaren Nachwelt ein würdiges Denkmal gesetzt worden. Ich meine die Morrison-Anstalt auf Hong-Kong, zur

---

1) Man findet die Verwaltung des Lords ausführlich dargestellt in meiner Geschichte des englisch-chinesischen Krieges. Leipzig 1846.

Erziehung junger Chinesen, die sich eines guten Fortganges erfreut. Dem Wohle der Bewohner des Mittelreichs hat Morrison sein Leben geopfert; dem Wohle der Chinesen ist die Stiftung geweiht, die seinen Namen trägt. Ich habe bereits vor sechzehn Jahren einige Söhne der Han gesprochen, die es erkannten und offen aussprachen, dass sie dem Sienseng oder Doctor „Molison" ihr Glück verdankten. Möge die Zeit bald kommen, wo man es allgemein erkenne, welche Verdienste der evangelische Sendbote sich erworben hat um die geistige Erhebung und Erneuung der ganzen Bevölkerung des östlichen Asiens.

Ueber die Sprache der Suaheli

von H. C. von der Gabelentz.

Herr Prof. v. Ewald theilt im 1. Hefte dieser Zeitschrift über die Sprache der Suaheli, Bewohner der Küste von Zanguebar, interessante Nachrichten mit, welche ihm durch den Missionar Krapf zugekommen sind. Seit einiger Zeit auch mit den südafrikanischen, namentlich der Sechuana-Sprache beschäftigt, war ich doppelt erfreut, nicht nur über die bisher noch ganz unbekannten Sprachen der Ostküste Afrikas dadurch eine zuverlässige Nachricht zu erhalten, sondern auch eine von mir bereits gemachte Wahrnehmung, dass über einen grossen Theil von Südafrika Ein Sprachstamm ausgebreitet ist, dadurch bestätigt und erweitert zu finden.

Meine bisherigen Studien hatten mir nämlich bereits die Ueberzeugung verschafft, dass das Sechuana mit dem Kongosprachstamm, namentlich der Angola- oder Bunda-Sprache, in nahem Zusammenhange stehe; aus jenen Mittheilungen Ewalds aber ersehe ich, dass ein ebenso nahes, wo nicht noch näheres Verwandtschaftsverhältniss zwischen der Sechuana- und Suaheli-Sprache besteht, eine Thatsache, welche ich in Folgendem zu begründen versuchen will.

Die Weichheit, der sanfte Wechsel von Vocalen und Consonanten ist beiden gemein; auch im Sechuana endigen alle Wörter auf Vocale oder Nasale; in aufgenommene Fremdwörter werden Vocale zu Vermeidung des Zusammenstosses zweier Consonanten eingeschoben, z. B. *periseti* Priester, *bapetisa* taufen.

In beiden Sprachen endigt das Verbum auf *a*, durch dessen Verwandlung in *o* Verbalia gebildet werden, z. B.

Suaheli	Sechuana
soma lesen, *somo* Lesung.	*tloma* stellen, *tlomo* Gestell.

Das Nomen actoris bildet im Suaheli ein vorgesetztes *m*, im Sechuana *mo*, in beiden mit der Endung *i*, z. B. Suah. *msomi* Leser, Sech. *moruti* Lehrer (von *ruta* lehren). Die Causativbildung erfolgt in beiden Sprachen durch *s*, z. B. Suah. *somesha* lesen lassen, Sech. *itsisa* bekannt machen (von *itsa* kennen). Das Passivum schiebt in beiden Sprachen ein *o* vor die Endung ein, so im Suah. *pendoa* geliebt werden, von *penda*, im Sech. *bonoa* gesehn werden, von *bona*. Statt des Präfixes *dshi*, welches im Suah. das Reflexivum bildet, dient im Sech. das Präfix *i*, z. B. *itisa* sich hüten, von *risa* hüten (mit Uebergang des *r* in *t*). Auch im Sech. wird dem Verbum im Präsens *a* vorgesetzt, im Futurum *atla* (Suah. *ata*); nur im Präteritum ist die Bildung verschieden, indem dies im Suah. durch die Präfixe *ame* oder *ali*, im Sech. durch die Endung *le* oder *tse* gebildet wird. Der Optativ oder Conjunctiv wird in beiden Sprachen durch Veränderung des Endvocals *a* in *e* gebildet. Das Negativum wird im Sech. wie im Suah. durch verschiedene dem Verbum vorgesetzte Negativpartikeln ausgedrückt; der Suah. Partikel *ha* im Präs. negat. steht im Sech. *ga* gegenüber, wogegen der Prohibitiv in beiden Sprachen durch *si* bezeichnet wird: Suah. *sipendi* liebe nicht, Sech. *si boihe* fürchte dich nicht.

Neben dieser Uebereinstimmung in der Verbalbildung zeigt sich aber auch in beiden Sprachen dieselbe Eigenthümlichkeit in der Art, die Subjecte und bezüglich Objecte mit dem Verbum, sowie den Genitiv mit seinem Regens, das Adjectiv mit seinem Substantiv durch gewisse beiden gemeinschaftlich beigegebene Partikeln in nähere Verbindung zu bringen. Solche Partikeln sind im Sech. *mo*, *bo*, *lo*, *se*, *le*, *me* u. s. w. Ihre ursprüngliche Bedeutung scheint sich am Substantiv zu zeigen,

wo sie zunächst der Wortbildung dienen. So bezeichnet *mo*, im Plur. *ba*, das Nomen actoris, z. B. *moriki*, Plur. *bariki* der Arbeiter, von *rika* arbeiten, *molaori*, Plur. *balaori* der Befehlshaber, von *laola* befehlen (mit Uebergang des *l* in *r*), *morobi*, Plur. *barobi* der Schnitter, von *roba* ärndten; *bo* und *lo* bezeichnen den Zustand oder die Handlung, z. B. *botsalo* Geburt, von *tsala* gebären, *boitumelo* die Freude, von *itumela* sich freuen, *botselo* das Leben, von *tsela* leben, *bogosi* das Reich, von *khosi* der König, *lounnuo* die That, von *unnua* thun; *se*, im Plur. *li*, bezeichnet leblose Gegenstände, z. B. *secualo* die Thür, von *cuala* verschliessen, *seaparo* das Kleid, von *apara* sich kleiden, *seyo*, Plur. *liyo* die Speise, von *ya* essen, *senoelo* der Trank, von *noa* trinken, *setlare* oder *tlare*, Plur. *litlare* der Baum, *seatla* oder *atla* die Hand; von ähnlicher Bedeutung ist *le*, z. B. *leseri* oder *seri* das Licht, *leitlo* oder *itlo* das Auge, *leina* oder *ina* der Name; *me*, das auch als Plural von *mo* vorkommt, hat vielleicht eine Collectivbedeutung, wie *mebele* der Leib, *mecʼoe* die Wurzel, *melora* die Asche.

Nach diesen Präfixen richten sich nun die Präfixe des Verbums, des Genitivs oder des Adjectivs, z. B.

botselo a ga bo bogolu mo liyonn,
Das Leben es nicht gross vor den Speisen,
le mele a ga o mògolu mo liaparonn?
und der Leib er nicht gross vor den Kleidern?
lehihi le tla na legolu.
Die Finsterniss sie wird sein gross.

baperiseti ba bagolu.	*losika loa Yesu.*
Die Priester die grossen.	Die Geburt des Jesus.
bacuari ba bathu.	*selekanyo sa mabele.*
Die Fänger der Menschen.	Der Scheffel des Weizens.

Auch im Sech. wie im Suah. entsprechen diese Partikeln nicht allemal buchstäblich ihrem Substantiv, sondern wie es im Suah. heisst *madshi yako* Wasser ist da, *dshiwe liko* ein

Stein ist da, so sagt man im Sech.:

khokhoco tsa mebila. *lecoai ya lehatsi.*
Die Ecke der Strasse. Das Salz der Erde.

Auch in den Pluralpräfixen zeigt sich die Uebereinstimmung beider Sprachen. Sie sind für Personen Suah. *wa*, Sech. *ba*, für Sachen Suah. *ma*, *mi*, *wi*, Sech. *ma*, *me*, *li*.

Nachdem ich so die Verwandtschaft beider Sprachen in grammatischer Hinsicht dargethan zu haben glaube, möge noch eine kurze lexikalische Vergleichung des Suaheli mit den verwandten Sprachen folgen:

Deutsch.	*Suaheli.*	*Wanika.*	*Sechuana.*	*Angola.*	*Kongo.*
Mensch	mtu	mutu	mothu	—	—
Menschen	watu	atu	bathu	—	—
Weib	mtumke	mutshetu	—	mug'áttu	—
Mutter	mama	maio	ma	mama	—
Erde	nti	tzi	—	ichi	nc'i
Stern	niota	nioha	naleri	nonochi	—
Wasser	madshi	madzi	metse	maza	maza
Baum	mti	muhi	—	mucc'i	muti
Haupt	kitŏa (Wakamba :	dshitŏa muttie)	—	mutue	ntú
Nacken	shengo	tsengo	—	chingu	gingu
Hand	mukono	mukono	—	mácu	—
Fuss	gu	gulu	—	—	cúlu
Herz	moio	moio	moea (Geist)	—	—
Bauch	tumbo	—	empa	rivúmbu	quivúmu
Schaaf	kondō (Wakamba :	gnonsì engodo)	enku	—	—
Hund	embŏa	—	enca	imbua	—
Henne	kūku	kuku	koku	—	coco
Fleisch	niama	—	nama	—	—
Name	dshina	—	ina, leina	rigina	—
dein	yăko	yako	gago	—	—
sein	yakwe	—ye	gague	—	—
Wahrheit	kuelli	dsheri	—	quiri	queléca
alle	wothe	—	botle, yeotle	jossu	—
sehen	ona	—	bona	cumona	mona

Deutsch.	*Suaheli.*	*Wanika.*	*Sechuana.*	*Angola.*	*Kongo.*
1.	emmodsha	emmenga	engue	mochi	mochi
2.	embili	embiri	beri	yari	solle
3.	tatu	tahu	taru	tátu	tátu
4.	enne	enne	enne	uána	máia
5.	tano	tsāno	tlanu	tánu	tanu
6.	setta	tandāhu	—	śamánnu	samánu
7.	sabaa	fungāhe	—	sambuári	samboári
8.	nane	nane	—	náqui	náne
9.	kenda	kenda	—	ivua	eoua
10.	kumi	kumi	shume	cúnhi	cúmi.

Studien über das Zendavesta

von Dr. Fr. Spiegel.

1. Die Tradition der Parsen.

Die rege Theilnahme, welche seit einigen Jahren dem Studium der Vedas zugewendet wird, die bedeutenden Aufklärungen, welche die Wissenschaft durch diese Religionsbücher bereits erhalten hat oder noch zu erhalten hoffen darf, müssen auch für ein nahe verwandtes Studium Interesse erregen, welches lange vor dem Studium der Vedas begonnen und noch in neuster Zeit mit glücklichem Scharfsinne und unleugbarem Erfolge gefördert worden ist. Die Religionsschriften der Parsen sind seit länger als einem halben Jahrhundert in Europa bekannt und studirt worden. Man glaubte ihren Inhalt ganz zuverlässig zu kennen durch die Arbeit eines Mannes, der, von Liebe zu diesen Forschungen getrieben, keine Gefahr und keine Mühe gescheut hatte, um sich eine richtige Kenntniss von dem Inhalte des Zendavesta zu verschaffen. Die französische Uebersetzung hielt man lange Zeit für getreu; von der näheren Erforschung der Sprachen dieser Bücher, glaubte man, werde wohl der Philolog Gewinn ziehen, auch die Uebersetzung hie und da im Einzelnen modificirt werden, im Ganzen und Grossen aber hoffte man dass diese Arbeiten Anquetils Forschungen nur bestätigen würden. Wider alles Erwarten stiess die neuere Wissenschaft alle die Resultate, in deren Besitz man bereits zu sein glaubte, um und zeigte dass die ganze Untersuchung von neuem angestellt werden müsse, wenn man etwas Gewisses über die Religion der alten

Perser wissen wolle. Es ist jetzt kein Geheimniss mehr, dass Anquetils Uebersetzung nicht zuverlässig ist, ja man kann dieselbe bei aller Achtung und Dankbarkeit, zu der man sich gegen diesen Mann gedrungen fühlt, geradezu eine verfehlte nennen. Fragt man aber, woher dies komme, so wird man ziemlich allgemein die Antwort erhalten: die Schuld liege an der Tradition der Parsen, welche letzteren ihre Religionsbücher selbst nicht mehr verständen; Anquetils Uebersetzung gebe den Sinn wieder, welchen dieselben nach der Meinung der jetzigen Parsen haben. Noch vor wenig hundert Jahren habe der Destur Neriosengh einzelne Theile des Zendavesta ins Sanskrit übersetzt, und man könne daraus ersehen, dass die Tradition damals noch eine ganz andere und richtigere gewesen sei als heut zu Tage.

Dieser Stand der Dinge scheint dem Studium der Zendschriften grosse Hindernisse in den Weg zu legen. Welche Schwierigkeiten bietet dasselbe nicht im Vergleiche mit dem Studium der Vedas! Hier haben wir einen von Wort zu Wort fortgehenden Commentar, der, in einer leichten und verständlichen Sprache geschrieben, den dunkeln Text erläutert, alte Wörterbücher mit Belegen, genaue Abhandlungen über Prosodie und Grammatik, der zahlreichen Schriften über das Ceremonienwesen nicht zu gedenken — Alles von gelehrten Eingebornen, die mit ihrem Gegenstande durchaus vertraut waren. Dagegen haben wir nur von einem kleinen Theile des Zendavesta eine verständliche, zuverlässige Uebersetzung; zu dem grössten Theile der Schriften haben wir die zwar zuverlässige Huzvâresch- oder Pehlevi-Uebersetzung, die uns aber eben so dunkel ist als die Texte, welche dieselbe erläutern soll. Wir würden also nur mit Hülfe der Sprachvergleichung übersetzen können, und diese, so unentbehrlich sie auch ist, möchte doch nicht überall ausreichen, und wir würden auch durchaus keine Gewähr dafür haben, ob die Gedanken, welche wir den altpersischen Religionsbüchern unterlegen, wirklich einmal im

Volke lebendig waren. Anquetils Uebersetzung aber, wenn sie wirklich die Tradition der neueren Parsen wiedergiebt, würde immer den Vorzug besitzen, dass sie zu irgend einer Zeit wirklich Autorität hatte.

Verhält sich denn aber die Sache auch wirklich so, und giebt Anquetil den Sinn wieder, welchen die Parsen jetzt ihren Religionsschriften unterlegen? Dies ist meines Erachtens eine Frage, welche einer näheren Untersuchung wohl werth ist. Eine solche grosse Abweichung von der alten Tradition im Verlaufe von wenig hundert Jahren wüsste ich mir nur zu erklären entweder aus geistigen Umwälzungen, welche den dogmatischen Standpunkt der Parsen gänzlich verändert hätten, oder aus grossen Erschütterungen durch Kriege u. s. w., oder endlich durch gänzliche Indifferenz. Was die Exegese der jetzigen Parsen betrifft, so überhebt die Art und Weise derselben die Parsen der Mühe etwas an dem Wortsinne zu ändern, wie wir weiter unten sehen werden; eben so wenig kann Krieg und anderes Unglück die alte Tradition in Vergessenheit gebracht haben; und dass die neueren Parsen nichts weniger als indifferent sind, haben sie noch neuerlich gezeigt. Man sage auch nicht, die Abnahme der Kenntniss der alten heiligen Sprachen sei der Grund der Verschlechterung, denn es existiren andere Uebersetzungen, z. B. in das Sanskrit, und wie häufig diese gelesen werden müssen, sieht man daraus, dass viele Handschriften von Neriosengh's Uebersetzung existiren. Man denke sich doch, um ein verwandtes Beispiel anzuführen, es sei ein Mann im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts durch Deutschland gereist, um in den verschiedenen Klöstern das alte und neue Testament zu studiren, er hätte aber darauf bestanden, dass ihm dieselben aus den Grundtexten übersetzt werden sollten — welch ungenügende Sprachkenntnisse würde er vorgefunden haben! Würde aber dieser Mann ein Recht gehabt haben zu sagen, in Deutschland wisse man nichts mehr von der Bibel? Eben so wenig lässt sich aus

den ungenügenden Sprachkenntnissen der Parsen ein weiterer Schluss ziehen.

Um aber die jetzige Tradition beurtheilen zu können, müssen wir vor Allem Anquetils französische Uebersetzung und deren Entstehen einer Prüfung unterwerfen. Dies ist glücklicher Weise um so leichter, als uns Anquetil selbst darüber ausführliche Nachricht giebt. In seiner Reisebeschreibung, in der er die Hindernisse berichtet, mit denen er zu kämpfen hatte, bis er das Misstrauen der Parsen besiegen und seinen Zweck erreichen konnte, sagt er uns auch, auf welche Weise er seine Uebersetzung des Zendavesta begann (Zd.-Av. disc. préliminaire p. CCCXXX): „Le Persan moderne me servoit de langue intermédiaire, parceque Darab de peur d'être entendu par mon domestique n'auroit pas voulu me développer en langue vulgaire les mystères de sa religion. J'écrivois tout, j'avois même l'attention de marquer la lecture du Zend et du Pehlvi en caractères Européens: je comparois ensuite les morçeaux qui paroissoient les mêmes pour m'assurer de l'exactitude des leçons de Darab.“ — In dem ganzen Beginnen Anquetils, so wenig Einwendungen man auch auf den ersten Blick gegen dasselbe machen zu können scheint, liegen doch schon die Gründe des Misslingens der Arbeit deutlich vor, und es lässt sich bezweifeln, ob noch heut zu Tage eine Uebersetzung des Zendavesta, auf gleiche Weise begonnen, glücklicher ausfallen würde. Die Missgriffe Anquetils sind aber folgende:

Erstens war es in vieler Hinsicht keine glückliche Wahl, dass das Neupersische zur Mittelsprache zwischen Anquetil und dem Destur Dârâb gemacht wurde. Für beide, sowohl für Anquetil als für den Destur Dârâb, war das Neupersische eine fremde Sprache; schon daher mag manche ungenügende Uebersetzung einzelner Worte kommen, weil dem Destur das richtige Wort nicht zur Hand war, daher mögen auch mannichfache Missverständnisse zwischen Lehrer und Schüler gekommen sein. Es war aber ferner das Neupersische auch als Sprache für

eine Uebersetzung des Zendavesta wenig geeignet, weil es demselben fast gänzlich an Mitteln gebrach die Flexionen des Zend auszudrücken. Nominativ und Accusativ, Accusativ und Dativ können zwar unterschieden werden, aber auch zusammenfallen; wie leicht wird da von einem Unkundigen, der nicht auf die Ursprache zurückgehen kann, das Object für das Subject und umgekehrt, oder ein Dativ für einen Accusativ genommen. Noch weniger reichte die Conjugation aus, und auch im Wortschatze waren viele Begriffe gar nicht vorhanden, welche doch ausgedrückt werden sollten.

Zweitens aber — und hierauf muss vornehmlich geachtet werden — kennen die Orientalen keine genauen Uebersetzungen in unserem Sinne des Wortes, welche den Sinn des Originals wiedergeben ohne gegen die Sprache zu verstossen, in welche übersetzt wird. Die genauen Uebersetzungen der Orientalen sind alle sklavisch, in dem Maasse sklavisch, dass man sie ohne das Original gar nicht verstehen kann. Die Uebersetzungen der buddhistischen Schriften ins Tibetanische, des Aristoteles ins Arabische sind länger bekannte Beispiele; die Schriften der Parsen bilden einen neuen Beleg dazu. Welcher Art nämlich die neupersischen Uebersetzungen der Parsen sind, davon haben wir ein sicheres Beispiel an der Interlinearübersetzung etlicher Capitel des Vendidad, welche in mehreren Handschriften des genannten Buches sich findet. Abgesehen von allen Verstössen ist diese Uebersetzung so wörtlich, dass es bei aller Kenntniss des Neupersischen nicht möglich sein würde, den Vendidad nach ihr zu verstehen, ohne das Original zur Hülfe zu nehmen. Eine solche Uebersetzung hat nun auch Anquetil erhalten, wie dies aus seiner Methode — er zwang seinen Destur so wörtlich als möglich zu übersetzen — so wie aus seiner handschriftlichen Uebersetzung selbst hervorgeht. Letztere hat Anquetil in der königl. Bibliothek zu Paris niedergelegt, und durch die gütige Mittheilung des Herrn Prof. Olshausen ist eine Abschrift derselben in meinen Händen. —

Anquetil that mit dieser Uebersetzung das was er damit thun konnte, da er das Zend augenscheinlich nicht verstand; er suchte den Sinn des Originals aus ihr zu errathen, wobei ihm seine Kenntniss der Realien sehr gut zu Statten kam. Daher kommt es, dass Anquetil oftmals den Sinn ganz leidlich trifft, aber fast niemals grammatisch genau ist. Für uns ist diese Uebersetzung als Worttradition noch immer gut zu gebrauchen, denn Destur Dârâb hatte, wie wir später sehen werden, eine sehr achtungswerthe Kenntniss des Huzvâresch. Von der Worttradition der neuern Parsen allein kann ich reden, denn ich kenne keine andere; die Guzerati-Uebersetzungen sind mir unbekannt. Dass übrigens auch sie genauer seien als Anquetil, schliesse ich aus J. Wilsons bekanntem Buche: The Parsi Religion unfolded etc. wo häufig die Parsen seiner eignen Darstellung nach im Rechte sind, wenn sie gegen ihn und Anquetil (auf den er sich stützt) polemisiren. — Es soll übrigens auch gar nicht in Abrede gestellt werden, dass die Treue der Tradition durch die häufigen Uebersetzungen aus einer Sprache in die andere gelitten habe, nur nicht in dem Maasse hat sie gelitten, wie man gewöhnlich glaubt. Leidet doch selbst ein Buch in Europa mannichfache Verschlechterungen, wenn es aus einer Sprache in die andere übersetzt wird, wie viel mehr im Oriente, wo man sich um wörtliche Treue fast allein kümmert, ohne auf den Sinn zu sehen.

Die Parsen scheinen die Sprache ihrer heiligen Schriften nie grammatisch bearbeitet und nur ein einziger schwacher Anfang der Lexikographie scheint einiges Alter zu haben. Wir haben demnach auch keine andern Hülfswerke, die uns zum Verständnisse des Zendavesta behülflich sein könnten, als die Uebersetzungen. Diesen muss demnach eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet werden, und es ist natürlich, dass die älteste den meisten Glauben verdient. Dies ist aber die Huzvâresch- oder Pehlevi-Uebersetzung, welche um so wichtiger ist, als alle späteren Uebersetzungen aus ihr geflossen

sind. Die Sprache dieser Uebersetzung ist durch Münzen und Inschriften als die der ersten Sâsâniden gesichert, und es spricht nichts dagegen, anzunehmen dass diese Uebersetzungen gleichfalls in jener Zeit gefertigt seien, wohl aber Manches dafür. Hierdurch erhalten wir denn eine Uebersetzung von verhältnissmässig frühem Alter, die für einen Herausgeber des Zendavesta von hohem Werthe sein muss. Wir wollen versuchen in dem Folgenden einige Hauptpunkte hervorzuheben, worin dieselbe von Wichtigkeit sein kann.

Wichtig ist diese Uebersetzung vor Allem für die Kritik des Textes. Wir müssen annehmen dass der Text, wie es sich aus der Huzvâreschübersetzung herausstellt dass er den Uebersetzern vorgelegen habe, der älteste sei auf den wir zurückgehen können, und man wird also von dieser Uebersetzung denselben Gebrauch machen können, wie man ihn von den Uebersetzungen des Alten Testamentes schon lange macht. Die Abweichungen von dem Texte der Handschriften sind aber keine Seltenheit, besonders Auslässungen von Sätzen welche sich in unseren Texten vorfinden. Ob alle diese Sätze eingeschoben sind, kann ich bis jetzt noch nicht bestimmt behaupten, von den meisten aber ist es auf den ersten Blick gewiss, da sie sich ohne Weiteres als sinnstörend und den Zusammenhang unterbrechend kund geben. Ich will hier nur ein einziges Beispiel aus einem leicht zugänglichen Texte anführen. Im ersten Fargard des Vendidad (p. 2. u. 3. ed. Olsh.) stehen die Worte: *daça. avathra. mâoghô. zayana. dva. hańmina. hapta. hĕñti. hańminô. mâogha. pañcha. zayana. as. karĕtaêcha. hĕñti. çarĕta. âpô. çarĕta. zĕmô. çarĕta. urvaryâo.* In der Huzvâreschübersetzung steht: „Dort sind zehn Wintermonate, zwei Sommermonate, und diese sind kalt an Wasser (*çarĕta*, np. سرد), kalt an Erde, kalt an den Bäumen.“ Man sieht dass hier Mehreres fehlt und zwar die Worte von *kapta hĕñti* an, welche schon Destur Dârâb aus dem Text geworfen hat, wie dies Anquetil zu der Stelle

bemerkt, und dies ohne Zweifel weil er sie in der Huzvâresch-übersetzung nicht vorfand, von den sieben Handschriften aber welche ich zu der Stelle verglichen habe, stehen die fraglichen Worte in sechs. Der Destur Dârâb hat aber darin geirrt, dass er — wie man aus seiner Recension ersieht — die Worte bloss bis *ai* wegliess und dann *karĕtaêcha* las, während das Huzvâreschwort ורמושאן deutlich zeigt dass die Uebersetzer *taêcha* lasen und folglich die Worte bis *askarĕ* zu streichen sind, wie das denn auch durch eine Handschrift des Vendidad-sâde bestätigt wird. Zum Ueberfluss wird dies noch durch den Minokhired erhärtet, wo unsere Stelle (p. 323 der Pariser Handschrift) citirt wird, ebenfalls mit Auslassung der von mir bezeichneten Worte. — Neben dieser Art von Glossen, von denen ich, wie gesagt, noch mehrere anführen könnte und bei denen die grösste Uebereinstimmung der Handschriften ohne alles Gewicht ist, wie ich später darthun werde, findet sich noch eine andere Art, welche den Zusammenhang gänzlich unterbrechen (z. B. im Vendidad p. 13. 18. ed. Olsh.). Der Herausgeber des Vendidad, Herr Prof. Olshausen, hat diese Stellen nicht in den Text gesetzt, mit vollem Rechte, denn er wollte bloss eine Ausgabe des Zendtextes geben. In einer Ausgabe aber, welche die Huzvâreschübersetzung auch giebt, werden diese Stellen nicht fehlen dürfen, da sie wesentlich zu derselben gehören. Es sind nämlich Citate, welche angeführt werden. Manche solche Stellen, welche erweislich Citate sind, stehen übrigens auch in den Texten, selbst der Parsen, z. B. in den Vendidad-sâdes. Nicht also die Handschriften, bloss das Studium der Huzvâreschübersetzung kann uns in diesen Fällen eines Besseren belehren.

Nicht weniger als für die Kritik des Textes ist die Huzvâreschübersetzung für die Eintheilung desselben von Wichtigkeit. Die Eintheilung in Fargard's und Ha's, welche man etwa mit der Capiteleintheilung unserer Bibelausgaben vergleichen könnte, erweist sich durch dieselbe als eine alte

noch über diese Uebersetzer hinaus gehende, denn beide Namen sind schon in den Glossen der genannten Uebersetzung nachweisbar. Neben dieser Capiteleintheilung besteht nun aber in den Handschriften mit Huzvâreschübersetzung noch eine andere, welche man füglich mit der Versabtheilung unserer heiligen Schriften vergleichen kann. Der Text eines jeden Capitels ist nämlich in kleine Sätze getheilt, hinter jedem solchen Satze folgt sogleich die Uebersetzung, dann folgt ein neuer Satz, dann wieder Uebersetzung u. s. f.; auf diese Art sind die einzelnen Sätze streng von einander geschieden. Diese Eintheilung, welche, wie kaum gesagt zu werden braucht, für das Verständniss des Textes von Wichtigkeit ist, rührt höchst wahrscheinlich von den Uebersetzern selbst her, in keiner Handschrift habe ich eine Abweichung gefunden. Selbst bei Neriosengh, dessen Huzvâreschoriginal wir nicht kennen (denn die in einer alten Copenhagner Handschrift erhaltene Huzvâreschübersetzung ist es nicht), ist die Abweichung nur scheinbar. Neriosengh zerlegt nämlich die Abtheilungen der Huzvâreschübersetzung wieder in kleinere Unterabtheilungen, in der Hauptsache aber trifft seine Eintheilung mit der Huzvâreschübersetzung zusammen.

Ein weiterer Nutzen der Huzvâreschübersetzung liegt nun in der Hülfe die sie zum Verständniss des Textes gewährt. Schon als Sprache ist das Huzvâresch wichtig, denn es ist doch im Ganzen und Grossen eine persische Sprache. Es wird nun wohl keines Beweises bedürfen, dass neben der Vergleichung des Zend mit den Schwestersprachen, besonders dem Sanskrit der Vedas, die Vergleichung innerhalb des iranischen Sprachstammes von grösster Wichtigkeit ist. In dieser Hinsicht ist das Neupersische, noch mehr aber Huzvâresch und Pârsi von grosser Bedeutung, vornehmlich haben sich in den beiden letztgenannten Sprachen manche Wörter erhalten welche im Neupersischen verschwunden sind, in vielen andern steht wenigstens die Form den zendischen Wörtern noch

näher, alle drei aber lehren uns die Lautübergänge in den verschiedenen persischen Sprachen kennen, durch sie können wir zendische Wörter in ihrer Form und Bedeutung historisch verfolgen, vornehmlich aber für die Bedeutung der Wörter möchte ich dieser Art Sprachvergleichung einen hohen Werth beilegen, da in den anderen verwandten Sprachen die Bedeutung verschieden sein kann, wenn auch die Wurzel identisch ist. So kann man z. B. nach den Lautgesetzen des Huzvâresch augenblicklich sehen dass das zendische *thwâska* das neupersische سپهر, Himmel, ist; die Worte *âthranm. çukhranm. çaŏchĕñtanm.* welche im zweiten Fargard des Vendidad öfters vorkommen, werden im Huzvâresch und Pârsi durch آتش سوهر سوزا wiedergegeben. Die beiden zuletzt genannten Wörter stammen von der Wurzel *çuch*, welche aber im Persischen — wie auch das neupersische سوختن zeigt — die Bedeutung „brennen" hat. Aus dem Pârsi سوهر wird durch Transposition im Neupersischen سرخ, offenbar das Wort *çukhra* selbst. Im Sanskrit heisst das fast identische *çukla* „weiss". So steht im Vendidad (p. 21. ed. Olsh.) *āpĕm. frâtat. chaya. hâthrô. maçaghĕm.* „Sammle das Wasser an zur Grösse eines *hâthra.*" Was ist aber nun *hâthra*? Die Huzvâreschübersetzung giebt uns dasselbe Wort nach den Lautgesetzen des Huzvâresch umgewandelt, nämlich אאסר (man vergl. *puthra* und پسر). Dies ist nun das Wort welches Anquetil gewöhnlich durch *Hesar* wiedergiebt, und dieses bedeutet, wie wir von ihm (Zd.-Av. II. 464.) erfahren, eine Anzahl Schritte, ungefähr so viel als auf eine Farsange gehen. Diese Beispiele würden sich, wenn es darauf ankäme, leicht noch vermehren lassen.

Noch ein anderer Nutzen der Huzvâreschübersetzung ist endlich der, dass sie den Zustand der Parsenreligion zur Zeit der Sâsâniden darlegt. In Bezug darauf ist die Huzvâreschübersetzung allein zu betrachten, ganz abgesehen von ihrem Verhältnisse zum Grundtexte. In dieser Hinsicht ist unsere

Uebersetzung ein historisches Denkmal das seinen Werth in sich selbst hat, und es ist gleichgültig ob die Uebersetzung richtig oder falsch ist. An die Huzvâreschübersetzung schliesst sich dann auch die ganze spätere Literatur der Parsen an, und diese ist auch für den, der sich bloss um die Zendtexte kümmert, keineswegs unwichtig, einmal wegen der häufigen Citate aus den heiligen Schriften, wovon wir schon oben ein Beispiel anzuführen Gelegenheit hatten, dann auch wegen der Realkenntnisse über Ceremonienwesen, Fortbildung der Mythen deren Anfang schon im Zendavesta liegt u. s. w., die wie bloss aus diesen Schriften gewinnen können. Manches von dieser späteren Literatur mag langweilig und der Herausgabe gar nicht werth sein, für einen aber der sich speciell mit dem Zendavesta beschäftigt, ist bei der ohnehin beschränkten Literatur Alles von Werth. — Aus der Huzvâreschübersetzung lernen wir auch die Exegese der Parsen kennen, ein Punkt auf welchen wir unten nochmals zurückkommen werden.

Wir haben so lange von den Vorzügen der Huzvâreschübersetzung gesprochen, dass es nun wohl an der Zeit ist auch ein Wort über die Mängel derselben zu sagen. Ein für uns lästiger Umstand ist allerdings der, dass wir über das Huzvâresch nicht viel besser unterrichtet sind als über das Zend und dass das Verständniss der Huzvâreschübersetzung fast ebenso grosse Mühe kostet als das Verständniss des Originals. Ein noch bedenklicherer Uebelstand ist aber folgender: das Huzvâresch ist eine flexionslose Sprache und giebt daher auch nicht alle Tempora und Casus des Zend mit der wünschenswerthen Genauigkeit wieder. Ein fernerer Uebelstand ist die allzugrosse Wörtlichkeit. Jede Präposition die vor dem Verbum steht wird besonders übersetzt, das Verbum wieder besonders. Nun wird aber bekanntlich durch die Präposition oft die Bedeutung eines Verbums modificirt, deswegen ist die Huzvâreschübersetzung in dieser Hinsicht fast gänzlich unbrauchbar.

Vielen von den eben bemerkten Mängeln wird jedoch durch eine andere uns verständlichere Uebersetzung abgeholfen. Neriosenghs treffliche Sanskritübersetzung wird durch die Benutzung des Originals nicht nur nicht überflüssig, sie wird durch dasselbe erst recht brauchbar. Was wir oben von orientalischen Uebersetzungen im Allgemeinen gesagt haben, das gilt auch hier: das barbarische Sanskrit Neriosenghs schliesst sich so genau an das Original an, dass jenes erst von diesem das rechte Licht empfängt. Einen grossen Theil ihres Werthes verdankt diese Uebersetzung freilich dem Umstande, dass uns das Huzvâresch nicht klar ist und erst mit Hülfe dieser Uebersetzung verständlich wird, doch besitzt sie auch ihre eigenthümlichen Vorzüge. Hierher rechnen wir vor Allem die Möglichkeit in dem an Flexionen reichen Sanskrit die Flexionen des Zend genügend wiederzugeben. Von dem Werthe welchen diese Uebersetzung besonders für das *Yaçna* hat, auch für den Text desselben, werden wir passender dann reden, wenn wir die Handschriften des Zendavesta behandeln.

Der Zweck der vorliegenden Zeilen war, so viel als möglich darzuthun dass es mit der Tradition des Zendavesta keineswegs schlecht bestellt sei und dass man sie keineswegs ohne Weiteres von der Hand weisen dürfe. Sie stellt sich, was die Treue betrifft, der indischen für die Vedas vollkommen an die Seite, aber sie ist uns in einer ganz anderen Weise erhalten als diese. Sie ist es welche zuerst bekannt gemacht werden muss, an ihr muss unser Verständniss des Zendavesta gross gezogen werden, wie das Verständniss des Alten Testamentes an der Tradition der Juden erwachsen ist und das Studium der Vedas eben durch die indische Tradition gefördert wird. Die Tradition ist der Stoff der Kritik: erst wenn der Stoff vollständig bekannt ist, kann die Kritik Fortschritte machen und die Tradition tritt in den Hintergrund zurück, behält aber doch immer ihren historischen Werth.

Mit der Tradition der Uebersetzung hängt nun auch die

Exegese der Parsen zusammen. Sie ist streng von der Tradition der Uebersetzung zu 'scheiden, wie sie denn in der Uebersetzung selbst ausgeschieden und in der Form von Glossen gegeben ist. So wenig ich mich nun vor der Hand auch rühmen kann in den Sinn der meisten Glossen eingedrungen zu sein, so glaube ich doch schon mit Bestimmtheit versichern zu dürfen dass durch diese Glossen das Verständniss des Textes nicht sonderlich gefördert werden wird. Selbst wenn die Bemerkungen richtig sind, enthalten sie meist für uns Unnöthiges oder sich von selbst Verstehendes; an vielen Orten kann man sie geradezu absurd nennen. Dessenungeachtet ist auch ihr ein eigenthümlicher Werth nicht abzusprechen, den sie aber in sich selbst hat, nämlich ihre Bedeutung für den dogmatischen Standpunkt der Parsen zur Zeit der Sâsâniden. Dieser ist nun von dem der alten Perser wesentlich verschieden, wie dies schon von vornherein wegen der Länge der Zeit welche zwischen dem Grundtexte und der Huzvâreschübersetzung in der Mitte liegt, wahrscheinlich ist. Die Zeit der Sâsâniden aber ist ohne Frage eine sowohl für die Culturgeschichte Asiens höchst wichtige als auch sehr dunkle Periode. Irre ich nicht sehr, so werden die Studien über das Zendavesta und dessen Uebersetzungen nicht bloss dazu dienen die Religionsbücher der Parsen zu erklären, sie werden Licht auf eine historisch dunkle Periode überhaupt werfen. Zur Zeit der Sâsâniden schloss sich Persien keineswegs von der Bildung anderer Völker ab, griechische und christliche Bildungen drangen in Persien ein, so wie wieder besonders christliche Secten, wie die Gnostiker und Manichäer, vieles aus dem Parsismus aufnahmen; diese können dann erst in dem richtigen Lichte erkannt werden, wenn die Schriften des Parsismus selbst besser erforscht sind als dies gegenwärtig der Fall ist. Griechische Bildung kam aber den Persern zur Zeit der Sâsâniden erweislich auf zwei Wegen zu, einmal direct durch Uebersetzungen griechischer Schriftsteller ins Persische, dann durch die syrischen

Christen, welche in bedeutender Anzahl über Persien zerstreut waren. In Bezug auf Syrien muss ich noch eines Umstandes erwähnen. Man nimmt gewöhnlich an — und ich selbst habe dies bisher immer gethan — dass das Huzvâresch seine Heimath an den äussersten Gränzen Persiens haben müsse, weil man sonst die Einmischung aramäischer Wörter nicht erklären könnte. Es liesse sich jedoch noch eine andere Möglichkeit denken, die nämlich, dass die aramäischen Bestandtheile des Huzvâresch nicht durch persönlichen, sondern durch literarischen Verkehr mit Syrien diese Wörter aufgenommen habe ganz in der Art wie das Neupersische die arabischen Wörter aufnimmt, so dass man aus dem Vorkommen solcher arabischer Wörter auch durchaus keinen Schluss darauf machen kann, wo das Werk geschrieben ist in welchem sie vorkommen. Dass aber die Perser der Sâsânidenzeit mit der syrischen Literatur bekannt waren, ist eine ausgemachte Sache. Wir wissen dass die Perser häufig die Schule von Edessa besuchten, so dass diese den Namen „Schule der Perser" erhielt. Soviel ist ferner auch gewiss, dass die Huzvâreschsprache nicht aus Mangel ihre Zuflucht zu aramäischen Bezeichnungen nimmt. Dies beweist einmal ein Glossar von dem ich eine Abschrift besitze, wo immer neben dem fremden Worte noch ein rein persisches aufgeführt wird, dann aber auch die Uebersetzungen selbst. Ich habe gleichartige Texte in der Huzvâreschübersetzung verglichen und finde auch hier Abwechslung: während an der einen Stelle ein rein persisches Wort steht, wird an der andern ein aramäisches gesetzt. Doch muss man sich hüten sich allzugrossen Hoffnungen hinzugeben, als ob sich in den Glossen der genannten Uebersetzung und in den anderen selbstständigen Werken der Parsen der Sâsânidenzeit das ganze Verhältniss der Perser zu den übrigen Culturen klar abspiegeln werde. Es ist zu bedenken dass wir eine religiöse Literatur vor uns haben, und zwar unbedenklich eine solche welche gegen die Bewegungen ihrer Zeit feindlich gesinnt war,

wie dies aus einem dieser späteren Bücher, dem Minokhired deutlich hervorgeht. Häufig werden dort die Religionen und Ansichten welche existiren erwähnt, zwar ohne jemals näher bezeichnet zu werden, aber immer mit einem gewissen Abscheu und mit der festen Versicherung dass die Religion Zoroasters allein die wahre sei. Ganz werden sich aber auch diese strengen Parsen den Einflüssen ihrer Zeit nicht haben entziehen können und gewiss werden ihre Schriften viel Licht über diese Periode verbreiten. — Nicht weniger aber wie mit dem früheren, hängen die Perser der Sâsâniden und ihre Cultur auch mit dem späteren Oriente zusammen. Schon im Korân mag Manches durch die Wissenschaft der Parsen aufgeklärt werden, noch mehr aber in den Wissenschaften des Islâm; wir wissen ja mit Bestimmtheit dass die Gründer vieler Disciplinen des muhammedanischen Bildungskreises geborene Perser waren.

Vielleicht ist es Manchem auch nicht unangenehm, Einiges über die Geschichte der persischen Religion seit der Zeit der Sâsâniden und zwar zum Theil nach dem eigenen Berichte derselben zu erfahren. Dieser kurze Bericht, den ich hier vor Augen habe, ist zwar neu — er steht nämlich am Anfange der قصهٔ سنجان, der Geschichte der Uebersiedlung der Parsen nach Indien [1]) — doch habe ich keine Ursache die Treue dieser gewiss älteren Tradition zu bezweifeln. Wir sehen dass die Parsen keineswegs die ganze Zeit der Sâsâniden als eine für sie günstige betrachten. Schon Zoroaster soll nach ihnen die Ankunft Alexanders und die damit verbundene Demüthigung des Glaubens geweissagt haben. Von der Ankunft Alexanders bis zur Thronbesteigung Ardeschîrs, des ersten Sâsâniden, lag die persische Religion danieder. Ardeschîr brachte sie wieder zu Ehren und wurde dabei unter-

1) Sie steht, übersetzt v. *Eastwick*, in dem Journal of the Bombay Branch of the Royal As. Society. April 1842. p. 167—191.

stützt von dem unter seiner Regierung lebenden Priester Arda Virâf, der noch jetzt bei den Parsen in hohem Ansehen steht. Nach Ardeschîr's Tode kam die Religion von neuem in Verfall, bis sie Schâhpûr — ohne Zweifel Schâhpûr II. — wiederum hob mit der Beihülfe von Âderbât Mahresfand, der unter die Propheten gerechnet wird. Von Schâhpûr bis Jezdegird blieb nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des obengenannten Werkes die Religion in Ehren. Nach der Eroberung Persiens durch die Araber und bei dem Ueberhandnehmen des Islâm hörte der Parsismus selbst auf die herrschende Religion zu sein. Die Wenigen welche der Religion ihrer Väter treu blieben, waren nicht zahlreich genug um eine selbstständige Bildung zu begründen, sie schlossen sich also in den Wissenschaften an die umwohnenden Moslemen oder später auch wohl an die Hindus an, diese fremdartigen Bildungselemente haben aber meines Wissens — mit Ausnahme der Astronomie, welche den bekannten parsischen Kalenderstreit veranlasste — keinen Einfluss auf die Religion der Parsen geübt und diese ist daher seit jener Zeit als abgeschlossen zu betrachten. Der Islâm selbst aber hatte in Persien manche Elemente des Parsismus nicht vertilgen können, sondern in sich aufgenommen. Hiervon heben wir zwei besonders wichtige hervor, die persische Heldensage und den Sufismus, welche aber innerhalb des Islâm eine ganz entgegengesetzte Entwicklung erfahren haben. Die persische Heldensage, welche sich aus dem Volke nicht vertreiben liess, sammelte Firdosi in seinem bekannten Schâhnâme; dieses ist sowohl zum Volksbuche geworden, als auch zur Quelle für die orientalischen Geschichtschreiber Persiens; nur wenige wie Hamza von Isfâhân, der Verfasser des Mojmel-ut-tewârich, haben selbstständige Studien über diesen Gegenstand gemacht. Man kann zwar Firdosi keineswegs vorwerfen er habe die persische Sage verfälscht, aber er war Muselman und er hat — sei es aus Religionseifer, sei es aus Klugheit und Rücksicht auf seine

Feinde, oder sei es endlich dass schon seine Quelle, das Bâstân-nâme, die Schuld trägt — den religiösen Gehalt der persischen Mythen vielfach verwischt und verflüchtigt, wie ich dies später in einer eigenen Abhandlung hoffe darthun zu können. Als nun der Islâm immer mehr in das persische Volk eindrang und die neueren Geschichtschreiber keinen neuen Stoff hinzufügen konnten, so wendeten sie ihre Aufmerksamkeit auf eine andere Seite: sie suchten die Personen der persischen Sage mit Personen ihrer heiligen Geschichte zu identificiren. Hiervon, erst aus dieser späteren Periode, stammen jene absurden Gleichsetzungen von Kaiumers und Adam, Zertuscht und Ibrahîm u. s. w. Natürlich ändert sich bei diesen strengen Moslemen auch das Urtheil über einzelne Regenten; man vergleiche z. B. die Regierung Guschtâsps bei Firdosi und bei Mirchond.

Einen ganz verschiedenen Entwicklungsgang nahm aber der Sufismus. Orthodox ist der Sufismus nie gewesen, aber er brachte seine Lehren leicht mit dem Korân in Uebereinstimmung durch allegorische Ausdeutungen, und viele, ja die meisten Mystiker glaubten gewiss selbst rechtgläubige Moslemen zu sein. Je mehr sich aber der Sufismus ausbreitete, desto weniger hatte er nöthig die Hülle der Rechtgläubigkeit um sich zu werfen. So sehen wir denn zur Zeit des Kaisers Akbar die Sufis geradezu erklären, es sei eine Veränderung der Religion oder vielmehr eine Rückkehr zu der alten Urreligion nöthig. Diese Urreligion ist nun natürlich nichts Anderes als der Lehrbegriff der Sufis selbst; allen Religionen wird eine relative Wahrheit und Gültigkeit zugeschrieben, allein die heiligen Schriften derselben, heisst es, werden falsch d. h. blos dem Wortsinne nach erklärt. Man muss die Religionsbücher der verschiedenen Völker allegorisch fassen, so geben sie wohl den erwünschten Sinn. Ein Theil dieser Sufis verlegte diese Urreligion nach Persien in die Zeit der ältesten mythischen Personen zurück; ja man ging noch weiter: man

erdichtete geradezu prophetische Bücher in einer gemachten Sprache, übersetzte dieselben ins Neupersische und legte diese Bücher den alten mythischen Personen bei. Diese untergeschobenen Bücher, deren Unächtheit gar nicht zweifelhaft sein kann, sind unter dem Namen der Desâtîr bekannt.

Der Zufall führte das einzige bis jetzt bekannte Manuscript der Desâtîr in die Hand eines parsischen, wegen seiner Gelehrsamkeit sehr geachteten Priesters, Molla Firuz ben Kaûs, und dieser ermangelte nicht die Desâtîr als ächte Offenbarung anzuerkennen und im Jahre 1818 in Bombay durch den Druck bekannt zu machen. Hierdurch kam dieses Werk zur Kenntniss der Parsen, und dass dasselbe bei ihnen Anklang fand und dass man das Zendavesta heutzutage nach den Principien der Sufis erklärt, davon giebt J. Wilson's oben angeführtes Buch deutliche Belege. Es wird den Parsen hierdurch möglich jeden beliebigen Sinn in ihre heiligen Schriften zu legen, ohne am Wortsinne auch nur das Geringste zu ändern.

---

2. Zur parsischen Eschatologie.

Herr E. Burnouf hat im zehnten Bande des Pariser Journal asiatique schon die Behauptung ausgesprochen, die älteren Schriften des Zendavesta kennten die Lehre von der Auferstehung nicht. Der genannte Gelehrte hat jedoch jenen Gegenstand noch nicht erschöpfen wollen, er hat dort in seinen trefflichen Bemerkungen über die Worte *yavaêcha yavatâtaêcha* bloss gezeigt dass diese Worte nicht „*jusqu' à la résurrection*“ bezeichnen können, wie Anquetil sie wiedergiebt, dass vielmehr Neriosengh im Rechte ist, wenn er *sadâ sadâ cha pravṛittim* übersetzt. Wir haben blos hinzuzufügen dass Neriosengh's Uebersetzung die allgemeine Tradition der Parsen darstellt, wie man dies theils aus Anquetils Zd.-Av. I. 2. p. 162. not. und II. p. 466., theils auch daraus

sehen kann, dass in späteren Büchern, wie im Minokhired, der Ausdruck *hamè hamè rawasni* (die Pârsiübersetzung der obigen Zendworte) von dem Ausdrucke *añdâ riçtâkhêj* „bis zur Auferstehung" (*yâvat çavotthânam*. Ner.) streng geschieden wird.

Mit der Auferstehung hängt auch die Lehre von den letzten Dingen genau zusammen. Sie wird im Bundehesch behandelt, und eine correcte Uebersetzung und Bearbeitung dieses Buches wird gewiss auch Anquetils Uebersetzung in diesem Punkte modificiren; wir wollen hier bloss sehen wie weit diese Ansicht bereits in den älteren Schriften des Zendavesta vorhanden ist. Anquetil spricht über diese Lehre in seinem Leben Zoroasters (Zd.-Av. I. 2. p. 46.) und stellt dieselbe folgendermassen dar: Am Ende der Dinge werden drei Söhne Zoroasters erscheinen, zuerst Oschederbâmi, vierhundert Jahre später Oschedermâh und ganz zuletzt Sosiosch. Jeder von diesen dreien wird einen neuen Nosk des Zendavesta offenbaren. Zur Beglaubigung dieser Ansicht citirt Anquetil ausser dem unzweifelhaft späteren Bundehesch und Bahman-yesht in Huzvâresch auch den neunzehnten Fargard des Vendidad. Dort finden wir nun in Anquetils Uebersetzung allerdings eine Stelle welche diese Ansicht zu bestätigen scheint. Sie lautet (Zd.-Av. I. 2. p. 413.) folgendermassen: *Zoroastre fut plus fort qu' Ahriman, cet Ahriman, auteur de la mauvaise loi. Il frappa le peuple donné par ce Dew: il frappa (le Darouj) Nesosch donné par ce Dew. Les Paris et leurs desseins seront anéantis par celui qui naîtra de la source, par Sosiosch le vainqueur (qui sortira) de l'eau Kanse par Oscheder(bami) et par Oscheder(mah) qui (viendront) de la partie (où est l'eau Kanse).* Die Uebersetzung des 19. Fargard ist indessen bei Anquetil grossentheils misslungen und von Oscheder-bâmi und Oscheder-mâh findet sich im Grundtexte keine Spur, derselbe lautet nämlich folgendermassen: 1) *uzvaêdhayat. zarathustrô. ağrĕm. mainyaŏm.*

dužda. ağra. mainyô. 2) *janâni. daḿma. daêvô. dâtĕm. janâni. naçus. daêvô. dâtĕm.* 3) *janâni. pairikaṅm. yaṅm. khnaṅthaêtê. yahmâi. uç. zayâiti. çaŏshyaṅç. verethraja. hacha. apaṭ. kaṅ-çaŏyâṭ.* 4) *ushaçtarâṭ. hacha. naêmâṭ. ushaçtaraêibyô. hacha. naêmaêibyô.* d. h. Es benachrichtigte Zarathustra den Ağra-mainyus (Ahriman): Schlechter Ahriman! ich will schlagen die Schöpfung die von den Devs geschaffen ist, ich will den Naçus schlagen welcher von den Devs geschaffen ist, ich will die Peri schlagen welche man anbetet (?), bis dass der Nützende kommen wird, der Siegreiche aus dem Wasser Kaṅçaŏya von der östlichen Gegend, von den östlichen Gegenden" [1]. — Das Wort *çaŏshyaṅç*, aus welchem das spätere Sosiosch entstanden ist, kommt von der Wurzel *çu* und heisst eigentlich der nützen werdende. Die Huzvâreschübersetzung giebt das Wort durch סותאומנד, np. سودمند, wieder. Da nun weiter keine Stelle in den Zendbüchern (die Stelle im 28. Karde des Yesht Farvardîn giebt keine näheren Aufschlüsse) vorkommt, so darf man aus dieser Stelle wohl schliessen: die Parsen der älteren Zeit wissen weder von Oscheder-bâmi noch von Oscheder-mâh irgend etwas, sie erwarten bloss einen Propheten noch in Zukunft, den sie mit dem allgemeinen Namen „der Nützliche" bezeichnen.

Der Name Çaŏshyaṅç ist nun aber bei den älteren Parsen nicht bloss kein Eigenname, er ist nicht einmal ausschliessliche Bezeichnung jenes einst Kommenden. Çaŏshyañtô ist vielmehr die Bezeichnung für eine ganze Classe von Menschen; wir könnten den Ausdruck etwa mit Prophet übersetzen. So z. B. in der bekannten Stelle des 9. Ha: *aôi. maṅm. çtaŏmainê. çtûidhi. yatha. maṅm. aparachiṭ. çaŏshyañtô. çtavaṅn.* „Rufe mich an mit Lob, wie mich die anderen Nützenden auch ge-

---

1) Meine obige Uebersetzung stimmt genau mit der Huzvâreschübersetzung überein; die Stelle ist leicht und macht wenig Schwierigkeiten, bloss die Worte *pairikaṅm* — *yahmâi* sind dunkel. *yahmâi* übersetzt die H. U. mit dem Ausdrucke mit dem sie sonst *yavata* „so lange als" übersetzt, hier muss es „so lange bis" bedeuten. Für *yaṅm khnaṅthaêtê* weiss ich keine sichere Erklärung, denn die Ableitung von sanskr. *knath*, tödten, befriedigt mich nicht, eben so wenig aber auch die Huzvâreschübersetzung, welche hier und in der Parallelstelle Vend. p. 5. l. 8. ed. Olsh. Götzenverehrung übersetzt.

priesen haben.“ Eine ähnliche Stelle findet sich auch im 13. Ha des Yaçna.

Für die spätere Zeit wird nun allerdings unter Caŏshyańç oder Sosiosch nur der einst Kommende zu verstehen sein, ebenso wird es auch seine Richtigkeit haben, dass man vor demselben noch zwei andere Propheten, Hoscheder-bâmi und Hoscheder-mâh, erwarte. Doch scheint auch für diese spätere Zeit die oben angeführte Behauptung Anquetils gleichfalls einer Berichtigung zu bedürfen. Ich schliesse dies aus der nachfolgenden Stelle des Minokhired (p. 54. der Pariser Handschr.) [*chi. pèdhâ.*] *ku. agar. kai. qaçraw. uzdèzâr. i. pa. var. i. chichaçt. nè. khaṭ.* (leg. *khañṭ.*) *hâṭ. añdar. iñ. çĕ. hazâr.* [*çâl. i.*] *huçédar. u. husédar. mâh.* [*u*] *çaŏsayaŏç. jaṭ. jaṭ. pa. har. har. hazâra. ĕj. ésańn. yak. ûyaṭ. hĕ. kâr. i. gélhî. awâj. vîrâêṭ. u. mĕhĕrańn. drûjańn. uzdéçt. paraçtańn. i. añdar. kesvar. bé. awajanĕṭ. aigin. patyâra. édum. çtakmatar. bûṭ. hâṭ. ku. riçtâkhéj. u. tan. i. paçîn. kardan. né. sâyaçt. hâṭ.* d. h. Denn es ist offenbar, dass, wenn Kai Qaçraw den Götzentempel, der im Var Chichaçt befindlich war, nicht zerstört hätte, so wäre in diesen 3000 Jahren des Hoçédar, Hosédarmâh und Çaŏsioç (welche einzeln, jede 1000 Jahre Einer, kommen, die Angelegenheiten der Welt wieder ordnen und die Mithra-daruj's und die Götzenanbeter, welche in den Keshvar's sind, schlagen) die Opposition so heftig geworden, dass die Auferstehung und der folgende Körper nicht möglich gewesen wäre.“ Nicht also vierhundert Jahre nach Oscheder-bâmi erscheint Oschedermâh, sondern tausend Jahre später, und es regiert überhaupt ein jeder dieser drei Propheten 1000 Jahre und kommt, um die gesunkene und vergessene Religion wieder zu beleben. Diese letzte Ansicht ist analog, wo nicht verwandt, der der Buddhisten, welche ebenfalls immer von Zeit zu Zeit (nur nach etwas längeren Zwischenräumen) wieder einen Buddha erscheinen lassen, um die in der Länge der Zeit in Vergessenheit gerathene Religion wieder in dem Gedächtnisse der Menschen zu beleben.

Ueber die in Philae aufgefundene Republikation des Dekretes von Rosette und die ägyptischen Forschungen des Herrn de Saulcy

von R. Lepsius [1]).

Am 20. November 1843 schrieb ich aus Korusko in Unternubien an Herrn v. Humboldt:

> „Einen köstlichen Fund haben wir im Hofe des grossen „Isistempels gethan, zwei ziemlich wortreiche bilingue „d. h. hieroglyphisch und demotisch abgefasste Decrete „der ägyptischen Priester, von denen das eine denselben Text wie das Dekret des Steins von Ro- „sette enthält. Wenigstens habe ich bis jetzt „die 7 letzten Zeilen verglichen, die nicht nur „dem Inhalte nach, sondern auch in der Länge jeder „einzelnen Zeile mit der Inschrift von Rosette überein- „stimmen; die Inschrift muss erst ausgezeich-

---

1) Ich bin in dem Jahresberichte d. Deutsch. morgenl. Gesellschaft für 1845 (S. 103—105) von Herrn Prof. Seyffarth zu einem exegetischen Wettstreite aufgefordert worden, welcher über den Werth oder Unwerth seiner und Champollion's Hieroglyphenerklärungen entscheiden solle. Champollion's 1822 begründetes System ist bereits überall, wo Wissenschaft gepflegt wird, als eine der grössten wissenschaftlichen Entdeckungen des Jahrhunderts aufgenommen und fortgebildet worden, und trägt jeden Tag neue Früchte, bedarf also einer neuen Beglaubigung nicht. Sobald Herr Seyffarth, der seit 1825, so viel mir bekannt, zahlreiche Schriften über Hieroglyphen veröffentlicht hat, in Deutschland oder in irgend einem andern Lande einen einzigen Schüler gezogen haben wird, sobald eins von seinen drei Systemen von irgend einem Gelehrten selbstthätig angenommen, gelehrt oder fortgebildet werden wird, bin ich zu einer ausführlicheren Entgegnung bereit. Bis dahin bedürfen seine Ansichten keiner neuen Beurtheilung, und ich sehe daher keinen Grund seiner Aufforderung zu folgen. R. L.

„net werden, ehe ich mehr darüber sagen
„kann; jedenfalls ist der Gewinn für die ägyptische
„Philologie nicht unbedeutend, wenn auch nur ein Theil
„des abgebrochenen Dekretes von Rosette hiernach er-
„gänzt werden kann. Der ganze erste Theil der
„Inschrift von Rosette, der dem Dekret vor-
„ausgeht, fehlt hier. Statt dessen steht ein zweites
„Dekret zur Seite, welches sich auf denselben Ptole-
„mäus Epiphanes bezieht. Beide Dekrete schliessen wie
„die Inschrift von Rosette mit der Bestimmung, die
„Inschrift in hieroglyphischer, demotischer und griechi-
„scher Schrift aufzustellen. Gleichwohl fehlt hier die
„griechische, wenn sie nicht etwa roth aufgeschrieben
„war, und verwischt ward, als Ptolemäus Lathy-
„rus seine hieroglyphischen Inschriften
„über die früheren schnitt."

Ein Auszug dieses Briefes wurde mit dieser daraus entnommenen Stelle in der Preussischen Staatszeitung am 9. Febr. 1844 abgedruckt.

Gleichzeitig hatte ich diese Nachricht an Geh. Rath Bunsen nach London in folgenden Worten, die ich meinem Kopierbuche entnehme, mitgetheilt:

„In Philae habe ich die Entdeckung einer bilinguen
„Kopie des Dekretes von Rosette gemacht. Die hie-
„roglyphische Inschrift ist schon von Salt
„bemerkt worden, wie ich nachher gesehen; die
„demotische Uebersetzung ist, soviel mir bekannt, von
„niemand erwähnt worden. Champollion sagt
„nichts davon in seinen Briefen, scheint sie also wohl
„übersehen zu haben. Sie ist von der grössten Wich-
„tigkeit, weil sie das eigentliche Dekret wörtlich
„und sogar in gleichen Zeilenlängen wiederholt, auch den
„Schluss, in welchem die dreifache Schrift erwähnt wird,
„obgleich die griechische fehlt, wenn sie nicht vielleicht

„roth darunter geschrieben war; fast die ganze rechts
„unten fehlende Ecke des Hieroglyphen - Textes von Ro-
„sette kann hiernach ergänzt werden, woraus der ägyp-
„tischen Philologie ein bedeutender Vortheil erwächst;
„auch der demotische Text ist sehr gut erhalten, wo
„er nicht durch die von Dionysos II. über-
„geschnittenen Hieroglyphen verletzt ist.
„Ich lasse sie jetzt nach unsern Abdrücken zeichnen
„und werde dann erst mehr darüber sagen
„können."

Als ein von dieser authentischen Nachricht auffallend abweichendes Echo erschien ein Artikel in der Londoner Litterary Gazette von 10. Febr. 1844, (also einen Tag später, als die Mittheilung in der Staatszeitung) welcher unter der Ueberschrift: *Most important discovery* die Nachricht bringt, dass ich auf der Insel Meroë (wo wir erst Ende Januar ankamen) ein zweites vollständiges Exemplar der Inschrift von Rosette gefunden hätte, ein Artikel, der seiner ganzen Fassung nach nicht schwer als die flüchtige Auffassung eines Korrespondenten, welcher die Nachricht in einem Salon mit halbem Ohre gehört haben mochte, zu erkennen war.

Am 21. Februar, also 12 Tage nach der Publikation meines Briefes in Berlin, liess Letronne einen Artikel in das Journal des Débats einrücken, nach welchem ihm damals nur die Anzeige der Litterary Gazette bekannt geworden war, und in welchem er seine gerechte Verwunderung ausspricht, wie diese Inschrift habe nach Meroë kommen können, da unsere Kenntniss der Ptolemäerherrschaft auf das entschiedenste jeden Gedanken zurückweise, als habe damals ein ägyptisches Dekret in dem grossen unabhängigen und oft feindlich gesinnten äthiopischen Reiche publicirt werden können.

Letronne's Brief wurde in Uebersetzung vollständig von der Staatszeitung unter dem 28. Febr. mitgetheilt und mit

einer das richtige Verhältniss erklärenden Nachschrift der Redaktion begleitet. Am 6. März liess hierauf Letronne gleichfalls einen berichtigenden Artikel nebst der Uebersetzung der erwähnten Nachschrift abdrucken; und da mir dieser letzte Artikel unbekannt geblieben war, kam ich selbst nochmals auf das Missverständniss zu sprechen in einem direkten Briefe an Letronne vom 1. December, in welchem ich die Stelle aus meinem Briefe an Bunsen in wörtlicher Uebersetzung mittheilte. Auch dieser Brief, der sich überhaupt über den griechisch-inschriftlichen Theil unserer Reise bis dahin verbreitet, wurde von Letronne publicirt in der Revue archéologique 1844, p. 678—685.

Hiermit schien diese ganze Angelegenheit beendigt und ins Klare gesetzt. Ich hatte erklärt, dass ich über den genaueren Inhalt der in Rede stehenden Inschriften erst Näheres angeben könnte, wenn ich sie von den Papierabdrücken abgezeichnet und aufmerksamer geprüft haben würde, als es mir die sich immer häufenden Reisearbeiten erklärlicher Weise gestatteten.

Die Wichtigkeit der Thatsache aber, die durch Letronne nur noch mehr hervorgehoben worden war, veranlasste, dass man sich in Paris noch nicht mit meiner vorläufigen Erklärung zufrieden gab. Im 2. Jahrgange der Revue archéologique (1845) p. 393 ff. erschien, fast 2 Jahre nach meinem Briefe an Herrn von Humboldt, ein ausführlicher Artikel von dem Pariser Akademiker Herrn de Saulcy, einem geistreichen Ingenieur, welcher „gleichzeitig (wie dieselbe Revue p. 125 mittheilt) im Orient Waffen für das Musée d'artillerie sammelte und den 1. Theil seiner Analyse grammaticale du texte démotique du décret de Rosette erscheinen liess", sich sowohl mit lateinischer Epigraphik, als mit der Numismatik, mit den Athenischen Museen, mit der Erklärung Punischer Inschriften, und andern Gegenständen beschäftigt, woraus die Vielseitigkeit dieses thätigen Gelehrten zu ersehen ist.

Der Aufsatz, von dem ich hier zunächst spreche, ist überschrieben: Seconde lettre à Mr. Letronne sur l'écriture démotique. Inscription gravée sur la muraille du Temple d'Isis, à Philes. Er behandelt darin den demotischen Text des einen der beiden Dekrete, die ihm durch Abdrücke des Herrn Ampère zugänglich geworden waren. Er belehrt uns in der Einleitung, dass Ampère, der uns im Jahre 1844 in Theben mit seinem Besuche erfreute, wie es scheint, hauptsächlich dieser Inschrift wegen nach Ober-Aegypten gereist war. Wenigstens würde man dies aus den Worten schliessen müssen: „Comme il y avait peu d'apparence que de bons moulages en fussent prochainement apportés en France, notre savant confrère, *Mr. Ampère, n'hésita pas à se charger d'aller à Philes recueillir ce monument* précieux de la langue égyptienne. Certes, notre confrère mérite bien la reconnaissance de tous les amis des études philologiques; car *c'est au prix de sa santé, profondément altérée, qu'il nous a dotés de ces textes si impatiemment attendus.*" Die von Ampère zurückgebrachten Abdrücke wurden so vertheilt, dass dieser sich die Erklärung der hieroglyphischen, de Saulcy die der demotischen Texte vorbehielt. Von den Arbeiten des ersteren ist noch nichts erschienen, die des letzteren liegt nun in dem bezeichneten Aufsatze vor. Er beginnt: „Deux années à peu près se sont écoulées depuis que le monde savant *s'est ému* à l'annonce d'un fait archéologique qui devait exercer une *énorme* influence sur le développement des études égyptiennes. Mr. le docteur Lepsius venait *de publier la découverte d'une nouvelle copie du fameux décret de Rosette*" etc. Und weiter hin: „le texte *complet*, on en proclamait *pompeusement* la découverte toute récente." Ja er sagt sogar p. 395 ausdrücklich: „*La nouvelle de la Gazette littéraire* était arrivée à Londres *par une lettre de Mr. Lepsius* à Mr. Bunsen, *lettre dans laquelle il disait* que le texte hiéroglyphique était *extraordinairement bien conservé.*" Da in derselben Revue archéo-

logique, in welcher de Saulcy schreibt, sowohl in meinem
Namen als von mir selbst in dem Briefe an Letronne gegen
erfundenen [1]) Artikel der Litterary Gazette auf das ent-
edenste protestirt worden war, so liegt in der Hartnäckig-
t, mit welcher de Saulcy nichts desto weniger noch immer
hauptet, ich hätte Veranlassung zu jenem Arti-
el gegeben, entweder eine von seinen rhetorischen For-
en, durch die er sich häufig die Zielscheiben seiner Kämpfe
st selbst erfindet, um dann in ihrer Widerlegung seinen
harfsinn zu zeigen, oder ein völlig unmotivirter Zweifel
der Wahrhaftigkeit meiner Aussage, der sich nur in
m Munde eines so voreiligen Gelehrten erklärt. Er theilt
ler Einleitung ferner mit, dass er bis zum Erscheinen von
onne's Artikel in der That geglaubt hatte, dass ein Duplikat
Inschrift von Rosette in Meroë gefunden worden sei; er
sc ss, dass ein solcher Stein doch nur an Ort und Stelle habe
ang rtigt werden können, und dass man folglich Verschieden-
hei der Volkssprache und selbst der Schrift darauf finden
we ; scheint also offenbar in der sonderbaren Meinung ge-
sta n zu haben, das äthiopische Volk in Meroë habe damals
nic nur einen integrirenden Theil des ägyptischen Reichs ge-
bil sondern auch einen ägyptischen Dialekt gesprochen. Ja
er s geglaubt haben, dieser Dialekt von Meroë habe dem
unt gyptischen so nahe gestanden, dass das äthiopische
Ex plar dazu dienen könnte, gewisse Ergänzungen, die er
in n abgebrochenen Theile des demotischen Textes von
R tte gemacht hatte, zu bestätigen oder zu widerlegen;
denn er hatte sich durch die erste Nachricht davon sogleich
bewogen gefunden, wie er selbst p. 394. erzählt, diese Er-

1) Hätte ich mich wirklich zu einem solchen Betruge, wie ihn de Saulcy meinerseits für möglich hielt, hergeben wollen, so würde ich nicht gleichzeitig an H. v. H. dieselbe Sache mit allen Einzelnheiten und mit der ausdrücklichen Bemerkung geschrieben haben, von dem Briefe öffentlich mitzutheilen, was er für gut finden würde.

gänzungen bei dem Sekretair der Akademie zu deponiren, damit er sich später bei Bekanntwerdung des neuen Exemplars von dem Verdacht einer Veränderung derselben frei halten könnte. Abgesehen von den wunderlichen Ansichten, die dieser Verfahrungsart zu Grunde liegen, muss ich auch noch bemerken, dass diese ganze Demonstration nur auf eitel Schein hinauslaufen konnte; denn die in Rede stehenden Ergänzungen, die er in seinem Hefte über die Inschrift von Rosette mittheilt, beruhen auf der Wiederholung gewisser bekannter Gruppen, die er, wie jeder andere, schon aus der unvollkommenen Interlinear-Uebersetzung von Young entnehmen konnte, ohne dass dies etwas für die Richtigkeit seiner Analyse der einzelnen Gruppen, die er auch im ganzen mehr verwirrt als gefördert hat, bewies.

De Saulcy berichtet dann ferner, dass Herr Lenormant erklärt habe, die Inschriften seien auch von Champollion und von ihm selbst schon gesehen worden, und da man im Hofe des Heiligthums nichts ausgraben könnte, weil es auf Fels gegründet sei, so könnten es nur die von ihnen gesehenen und von Salt bereits bezeichneten sein, die sich auf der Tempelmauer fänden; und schliesst: „en définitive, les inscriptions *réellement importantes* dont la découverte *était donnée comme récente par Mr. Lepsius* avaient été si non recueillies, du moins reconnues et signalées déjà par plusieurs voyageurs.“ Der wunderliche Schluss, ein Tempel könne nicht verschüttet und ausgegraben werden, wenn er auf Fels gegründet sei (als ob man je nach Inschriften unter die Fundamente eines Tempels graben werde, wenn er auch auf Sand oder Erde gegründet ist), beruht gewiss auf einem Missverständniss. Ausserdem ist in diesem Hofe wie auf der ganzen Felseninsel sehr viel Schutt wirklich aufgehäuft, in welchem man sehr gut einen zweiten Stein von Rosette hätte finden können. Ich hatte auch selbst in meinen Briefen gesagt, dass ein späterer Ptolemäer seine Darstellungen darüber geschnitten habe,

woraus für jeden Sachverständigen hervorgehen musste, dass die Inschriften sich an einer Wand befanden und nicht ungewöhnlich gut erhalten sein konnten, wie er mich behaupten lässt. Ausserdem hatte de Saulcy auch im vorhergehenden Bande der Revue archéologique p. 679. gelesen, dass ich die Erwähnung von Salt kannte, und sobald sie mir bekannt geworden war, selbst bezeichnet hatte, dass es mir also nicht einfallen konnte, die Entdeckung in seinem Sinne eine neue zu nennen. Es hätte mir aber auch durchaus kein Vorwurf daraus gemacht werden können, wenn ich die kurze Notiz von Salt nicht gekannt hätte, da sie auch dem gelehrten und aufmerksamen Wilkinson, so wie die Inschriften selbst, entgangen war. Dass sie aber Champollion gesehen hat, konnte ich gar nicht wissen, da er nirgends etwas davon erwähnt, und es ist schwer zu begreifen, wie sowohl Champollion als Rosellini und ihre Begleiter die grosse Wichtigkeit dieser Inschriften, welche einen Theil der Inschrift von Rosette ergänzen, wenn sie einen Blick darauf geworfen hatten, verkennen und sie nicht einmal einer Erwähnung werth halten konnten, um so mehr, wenn ihnen die Note von Salt bekannt war. Ich musste mich im Gegentheil wegen des Stillschweigens von Champollion, Rosellini und Wilkinson vollkommen für berechtigt halten zu glauben, sie seien vor uns nicht bemerkt worden. Für mich, der ich zuerst die Note von Salt nicht kannte, war es auch ein höchst erfreulicher Fund; als solchen, nicht als neue Entdeckung habe ich die Sache in dem Briefe an H. von Humboldt dargestellt; und wenn ich mich in dem Briefe an Bunsen des Ausdrucks Entdeckung bedient habe, so beweist die in derselben Zeile folgende Erwähnung von Salt, dass ich damit auch nur von meiner eigenen Ueberraschung sprechen, nicht eine von den heut zu Tage so beliebten eitlen Prioritätsfragen anregen wollte, wie jetzt nachträglich H. de Saulcy. Wenn mehr Verdienst darin liegt, eine unbekannte oder ver-

nachlässigte Sache in ihrer vollen Wichtigkeit zu erkennen und in ihren Konsequenzen geltend zu machen, als die beiläufige Beobachtung oder die äussere Kenntniss und Nichtbeachtung oder gar die direkte Misskennung derselben Sache, so dürfte die Darstellung des H. de Saulcy vielleicht eher für mich, als für andere und namentlich für ihn günstig erscheinen; denn es wird sich bald herausstellen, dass er der einzige ist, welcher die Form, den Inhalt, die Zeit, und sogar den König auf den sich die Inschrift bezieht, entschieden verkannt hat, obgleich er auch der einzige war, der in Musse hinter dem Studirtische mit allen Hülfsmitteln darüber gearbeitet hatte.

Er geht zunächst zu einer äussern Beschreibung des Monumentes über, und klagt sehr über den übeln Einfluss des Wetters, welchem der Sandstein zu unterliegen pflege, und unter welchem auch diese Inschriften sehr gelitten hätten. Dieser Bemerkung muss ich entschieden widersprechen, da es sowohl im allgemeinen bekannt ist, wie vortrefflich sich die ägyptischen Sandstein-Monumente einer gewissen Qualität des Steins in der Schärfe und Unwandelbarkeit der eingegrabenen Umrisse erhalten haben, und dies namentlich auch von unsern Inschriften gilt, überall wo sie nicht durch die später überschnittenen Figuren und Inschriften berührt worden sind. Dagegen sind allerdings die demotischen Zeichen, die sich mehr für die Feder als für den Meissel eignen, gleich ursprünglich nicht überall so scharf und kenntlich eingegraben worden, wie die hieroglyphischen, und die Abdrücke, deren ich mehrere genommen habe, müssen mit besonderer Vorsicht behandelt werden, um das Original in allen Theilen genau wiederzugeben. Das Exemplar, welches H. de Saulcy vorgelegen hat, ist aber nicht einmal vollständig gewesen, da in seiner überhaupt vielfach ungenauen Abschrift, die auch in einem ungünstig kleinen Massstabe gehalten ist, der Anfang aller 16 Zeilen fehlt, und so auch der ersten, welche das

deutlich erhaltene Datum enthält [1]). Wenn de Saulcy ferner bemerkt: „on sait que le texte grec correspondant de ce décret n'a jamais existé sur la muraille du temple d'Isis à Philes", so klingt dies, als sei irgend ein positiver Beweis dafür vorhanden, dass er nicht habe existiren können. Da das Ende des Dekretes, wie in der Inschrift von Rosette, sagt, dass es hieroglyphisch, epistolographisch und griechisch ausgestellt werden solle, und der schönste Raum unter den beiden ägyptischen Texten auf der Wand dafür vorhanden war, so ist wenigstens der begründete Zweifel stehen zu lassen, ob vielleicht der griechische Text, wie z. B. ein Theil der griechischen Inschriften an den Basen der berühmten Obelisken von Philae, roth darunter geschrieben, aber durch die Zeit, wie auch dort und anderswo, vertilgt worden ist. Ohne Zweifel waren die Inschriften für die zweiten Darstellungen auch mit Kalk überstrichen gewesen, welcher jetzt gleichfalls gänzlich verschwunden ist.

Der Verfasser geht dann zu einer sehr detaillirten Berechnung über, wie viel durch das spätere Ueberschneiden von der ursprünglichen Inschrift verloren gegangen sei, und findet den Rest $\frac{39}{100}$ oder $\frac{1}{3}$. Er habe, sagt er, diese Zahl so genau bestimmt, da hierin für ihn ein mächtiger Trostgrund liege, „wenn er über den allgemeinen Sinn unseres Dekretes in's Klare zu kommen scheitern sollte; glücklicherweise sei es leicht, auch ohne die vollständigen Ergänzungen zu besitzen, zu erkennen, „dass er von dem der Inschrift von Rosette gänzlich verschieden

---

1) Auch die allgemeinen Dimensionen, wie sie auf seiner Tafel erscheinen, sind sowohl in der Form als in der gegenseitigen Länge nicht genau; die erste Inschrift, mit der wir es zunächst zu thun haben und welche de Saulcy ich weiss nicht aus welchem Grunde B nennt, wird ungefähr 1 Fuss länger angegeben, als die zweite (A), da sie doch gleich lang sind; auch ist die zweite links nicht schief abgeschnitten.

sei" [1]); er eile jetzt zu der strengen Beweisführung für diese Behauptung überzugehen.

Wir überspringen diese einstweilen, um sein definitives Resultat vorauszunehmen, welches er auf den beiden letzten Seiten zusammenstellt. Er findet, „dass die Inschrift von „Philae nicht ein Dekret, wie die von Rosette, sei, sondern „eine Petition. Die richtige Kenntniss des folgenden Textes „werde entscheiden, ob er sich hierin irre. Was dieser aber „auch enthalte, sicher sei, dass die Inschrift in die Regie-„rung des Ptolemäus Philometor, Nachfolger des „Epiphanes, dem die Inschrift von Rosette gelte, gehöre. „Das Protokoll unter Philometor sei identisch mit dem der „Inschrift von Rosette, es sei dies daher eine feststehende „Kanzleiformel gewesen für alle wichtigen Dokumente. „Es seien einige Unterschiede in Schrift und Sprache von „der Inschrift von Rosette zu bemerken. Endlich die Inschrift „von Philae, fälschlich mit dem Dekret von Rosette zusam-„mengebracht, sei längst bekannt gewesen, und zuerst von „Salt aufgewiesen".

Dass de Saulcy den letztgenannten Punkt, den er schwerlich aus dem Schriftchen von Salt kannte [2]), aus meinem Briefe an Letronne lernen konnte, ist schon bemerkt worden. Was von seinen philologischen Resultaten zu halten ist, werden wir unten sehen. Seinem Hauptergebniss über Inhalt und Abfassungszeit will ich aber, ehe ich die Art und Weise

---

1) „Cette considération sera pour moi-même un puissant motif de consolation, si je viens à échouer dans la recherche du sens général de notre décret démotique. Heureusement, sans posséder la restitution complète de ce décret, il est aisé de reconnaître qu'il est tout-à-fait distinct de celui de Rosette, et je m'empresse d'arriver à la démonstration rigoureuse de ce fait."

2) Hätte de Saulcy das Schriftchen von Salt auch nachträglich nur angesehen, so würde er ohne Zweifel nicht vergessen haben zu erwähnen, dass dieser sogar eine Zeile unsrer Inschrift, freilich sehr mangelhaft, publicirt hat.

prüfe, wie es gewonnen ist, das meinige kurz erläuternd gegenüberstellen.

Hieroglyphische Inschriften sind schon wegen ihrer Schriftzeichen schneller ihrem allgemeinen Inhalte nach zu übersehen als hieratische oder demotische, wie man eine griechische Architravinschrift leichter liest als einen griechischen Papyrus. Ich betrachtete daher zunächst die hieroglyphische Inschrift, indem ich voraussetzen durfte, dass der demotische Text genau denselben Inhalt wiederhole. Der Name des Ptolemäus Epiphanes kehrte sechsmal mit seinem Beinamen, theils allein, theils mit seiner Frau Cleopatra wieder; auch in der zweiten Inschrift ward er öfters genannt. Ja es kommt überhaupt kein anderes Königsschild in beiden Inschriften vor, ausser dass in jeder bei der ersten Erwähnung des Königs auch dessen Eltern die Philopatoren genannt werden, und in der zweiten Inschrift auch das Schild des Alexander erscheint als Theil des Namens der Stadt Alexandrien. Es konnte also nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, dass beide Inschriften sich wirklich auf Epiphanes bezogen, und es ist völlig unbegreiflich, wie sich de Saulcy über diesen ersten Hauptpunkt so täuschen konnte. Denn wenn er etwa über die Zuweisung des Schildes mit seinem Beinamen an Epiphanes zweifelhaft gewesen wäre, so würde dies nur beweisen, dass er überhaupt keinen einzigen Ptolemäer-Namen lesen und von den übrigen unterscheiden kann, da gerade dieser durch die Inschrift von Rosette früher als alle übrigen feststand und weder von Champollion, noch von Rosellini, Wilkinson, Felix oder irgend einem andern, der darüber geschrieben hat, verkannt worden ist, während über mehrere andere allerdings noch jetzt irrige Ansichten gelten. Oder sollte er auf den hieroglyphischen Text nie einen Blick geworfen haben? In diesem Falle hätte ihn doch Ampère, dem er ohne Zweifel seine auffallend von meiner Behauptung abweichende Ansicht mitgetheilt hat, darüber aufklären kön-

nen. Wenn er aber endlich auch aller Hieroglyphenkenntniss misstrauend, nur seinen ihm vorliegenden demotischen Text angesehen hätte, so musste er eben so oft die demotische Gruppe für Epiphanes hinter den Königsnamen finden, denn diese ist eben so bekannt aus der Inschrift von Rosette. Er kennt sie aber auch, denn sie kommt in den von ihm behandelten Zeilen vor und er versucht sie sogar zu analysiren. Hier bringt er sie allerdings in eine ganz unrichtige Beziehung; dieser auffallende und für das Verständniss des Ganzen so wichtige Irrthum hätte ihm aber in die Augen springen müssen, wenn er gesehen hätte, dass sich dieselbe Gruppe immer wieder hinter dem Namen des Königs wiederholt. Er muss also auch vom demotischen Texte, über den er aburtheilt, kein Zeichen weiter angesehen haben als die, welche er weitläufig zu commentiren unternahm. Dies geht noch auffallender aus der Behauptung p. 410. hervor, nach welcher „Cleopatra, die Frau des Philometor, in der Inschrift von Philae gar nicht erscheinen" soll, woraus zu schliessen sei, dass dieselbe „vor dem Jahre der Verheirathung abgefasst" sei [1]). Philometor erscheint allerdings in der ganzen Inschrift nicht, und ebensowenig dessen Frau Cleopatra. Wir haben aber gesehen, dass ihm der Epiphanes der Inschrift fälschlich für Philometor gilt. In dessen Begleitung fand er also keine Frau Cleopatra. Und doch ist sie sechs Mal deutlich in der Inschrift zu lesen und zehn Mal in der hieroglyphischen, auch in dem andern Dekrete mehrmals. Wie war es möglich für den flüchtigsten Blick auf die Inschrift, diesen bekannten Namen so oft zu übersehen, oder zu vergessen dass er ihn gesehen, ja geschrieben hatte als er die Inschrift für die Publikation abschrieb? Und wie war es möglich für die flüchtigste Feder, einen so wichtigen

1) „De plus, le nom de la reine Cléopatre, femme de Philométor, ne paraît pas dans le décret de Philes; il est donc antérieur à l'année du mariage de ces deux princes."

Schluss über die Abfassungszeit der Inschrift an eine so unsichere Erinnerung zu knüpfen? Denn dass es sich hier in der That nur um eine so kurze Erinnerung zu handeln scheint, möchte aus der 4 Seiten weiter p. 414. gemachten Bemerkung, welche der ganzen Verwirrung die Krone aufsetzt, hervorgehen; hier spricht er von dem Namen des Ptolemäus, und dass auf ihn noch ein anderer fast ganz abgebrochener Name gefolgt sei, der der Cleopatra ohne Zweifel (celui de Cléopatre, sans aucun doute). Da diese Schilder die Reihe der divinisirten Ptolemäer schlossen, so mussten sie nach dem allgemeinen Gebrauch die Namen der regierenden Ptolemäer enthalten, für ihn also die des Philometor und seiner Frau Cleopatra. Hier, wo ihr Name in der That zum erstenmale vorkam, führt er also ihren Namen selbst an, nachdem er kurz vorher daraus, dass sie nie vorkomme, geschlossen hatte, sie sei noch nicht verheirathet gewesen. Er hätte aber sogar wissen können, dass dieselbe Cleopatra, deren Name in dieser Stelle abgebrochen ist, bereits acht Jahre verheirathet war, wenn er das Datum im Anfange der Inschrift gelesen hätte.

Ich gehe zur zweiten ebenso kühnen Behauptung des Verfassers über, nach welcher das Dekret von Philae nichts mit dem von Rosette zu thun hat. Man sollte meinen, dass einem solchen Ausspruche, besonders wenn er ein vorausgegangenes Urtheil über denselben Gegenstand berichtigen oder gar vor dem Publikum als einen schwer zu rügenden Irrthum darstellen soll, irgend eine Vergleichung der beiden in Rede stehenden Texte hätte vorausgehen müssen, die sich auch ganz äusserlich so leicht bewerkstelligen liess; aber de Saulcy muss meine Angaben offenbar nach einem für mich nicht sehr schmeichelhaften Massstabe beurtheilt haben, denn es stellt sich auch hier heraus, dass er sich keineswegs die Mühe genommen hat, die Zeichen, die er mechanisch von den Abdrücken auf sein Papier übertrug, mit der Inschrift

griechischen Textes unsicher; dann folgt wieder wörtlich mit geringen, zum Theil durch den demotischen Text zu ergänzenden Unterbrechungen Z. 9. und Anfang 10: *Ἐπειδὴ βασιλεὺς Πτολεμαῖος, αἰωνόβιος, ἠγαπημένος ὑπὸ τοῦ Φϑᾶ, ϑεὸς Ἐπιφανὴς, Εὐχάριστος, ὁ ἐγ βασιλέως Πτολεμαίου καὶ βασιλίσσης Ἀρσινόης, ϑεῶν Φιλοπατόρων, κατὰ πολλὰ εὐεργέτηκεν τὰ ϑ' ἱερὰ καὶ τοὺς ἐν αὐτοῖς ὄντας καὶ τοὺς ὑπὸ τὴν ἑαυτοῦ βασιλείαν τασσομένους ἅπαντας*, welche Stelle gleichfalls mit dem ganzen obern Theile des Steins im Rosettadenkmale verloren gegangen, hier, wenn auch mit Lücken, erhalten ist. Nachdem in diesen Worten, welche sagen, dass Epiphanes die Tempel und Priester mit Wohlthaten überhäuft habe, der allgemeine Grund für den Beschluss der Priester angegeben ist, folgen auf dem Rosettasteine noch eine grosse Menge einzeln aufgezählter Begünstigungen und Wohlthaten, die Epiphanes dem Volke durch Schenkungen, Erlasse, Unterdrückung von Aufständen und Bestrafung der Rebellen, durch Erweiterung und Verschönerung der Tempel u. a. habe zu Theil werden lassen. Alle diese Specialitäten bleiben in Philae weg; und es wird nur noch das Z. 19. ausgesprochene allgemeine Lob, er habe Gerechtigkeit geübt wie Hermes der zweimal grosse, herausgehoben. Dagegen werden hier diesen Lobeserhebungen des Ptolemäus noch einige für seine Frau Cleopatra hinzugefügt, welche sich auf Schenkungen an gewisse Tempel beziehen; und der Schluss dieses mittleren, das Dekret begründenden Theils der Inschrift, welcher dort lautet: *ἀνϑ' ὧν δεδώκασιν αὐτῷ οἱ ϑεοὶ ὑγίειαν, νίκην, κράτος καὶ τ' ἄλλ' ἀγαϑὰ πάντα* wird auch hier wiederholt, aber auf die Cleopatra mit ausgedehnt. Durch die angegebenen Auslassungen beschränkt sich dieser ganze dem eigentlichen Beschlusse vorausgehende Theil der Inschrift, welcher im griechischen Texte von Rosette Z. 9—36, also fast 28 Zeilen, im demotischen ebendaselbst Z. 3—20, also 18 Zeilen ausfüllt, im hieroglyphischen Texte von Philae auf 4, im demotischen auf etwas über 4 Zeilen.

Von Z. 36 an im griechischen Texte von Rosette folgt nun der eigentliche Beschluss der Priester, welcher mit den Worten beginnt: ἔδοξεν τοῖς ἱερεῦσι, und von der ganzen vorhergegangenen Begründung durch die ausser Verbindung stehenden Worte: Ἀγαθῇ τύχῃ getrennt ist. Dieser lautet Z. 37 und 38: „dass alle Ehrenbezeugungen, welche dem unsterb-„lichen Könige Ptolemäus, dem von Phtha geliebten Gotte „Epiphanes Eucharistos zugehören, wie auch die seiner El-„tern, der göttlichen Philopatoren, seiner Grossältern, der „göttlichen Euergeten, und die der göttlichen Adelphen und „die der göttlichen Soteren grossen Zuwachs erhalten sollen.“ Dieselbe Bestimmung beginnt in Philae, nur mit dem Unterschiede, dass hier dem Ptolemäus auch dessen Frau hinzugefügt wird. Die darauf folgende Bestimmung, dass dem Epiphanes in jedem Tempel eine Darstellung gewidmet werden soll, in welcher der Hauptgott des Tempels dem Könige die Siegeswaffe darreicht, folgt auch in Philae; doch werden hier noch zwei andere, wegen der Zerstückelung nicht zu erkennende Bestimmungen hinzugefügt, welche beide die Cleopatra betreffen, und ähnlichen Inhaltes sein müssen, weil sogleich auch, wie in der Inschrift von Rosette, hinzugefügt wird, „dass auch die andern Gebräuche, welche den „übrigen Göttern in den Panegyrien gebühren, bei diesen „Bildern erfüllt werden sollen“. Von hier an folgen nun die letzten 7 Zeilen der Inschrift von Philae, welche ich, wie ich ausdrücklich angegeben, auf der Reise allein verglichen hatte. Von diesen entspricht die erste der Z. 41 — 43 des griechischen Textes von Rosette, welche bestimmen, „dass dem Könige Ptolemäus Epiphanes Eucharistos, dem „Sohne der Philopatoren Ptolemäus und Arsinoë, eine Statue „und ein goldenes Tempelchen in jedem Heiligthume errich-„tet, in den Sanktuarien der andern beigesetzt, und in den „grossen Festzügen mit diesen heraus getragen werden sollen.“ Ebenso in dem Dekrete von Philae, nur werden hier

die Namen der Eltern ausgelassen, und dem des Epiphanes wieder der seiner Frau beigefügt. Darauf wird (Z. 44—46 Rosette) vorgeschrieben, „dass das Tempelchen mit den „königlichen Insignien geschmückt, und in ihrer Mitte der „„Pschent" genannte königliche Kopfschmuck, welchen der „König bei seiner Thronbesteigung in Memphis getragen habe, „aufgestellt, auch ferner 10 goldene Phylakterien darauf an„gebracht werden sollen mit dem Namen des Königs, des „Verherrlichers des obern und untern Landes". Ebenso in Philae. Z. 46—48 heisst es weiter, „dass der 30. „Mesore, als Geburtstag des Königs, und der 17. Mechir, „als Jahrestag seiner Thronbesteigung, welche in den Tem„peln seinen Namen tragen, durch einen monatlichen Fest„zug in den ägyptischen Tempeln gefeiert und mit den üb„lichen Opfern und Libationen begangen werden sollen". In Philae wird in der entsprechenden Stelle auch „der 30. Mesore, Geburtstag des Königs" genannt, die darauf folgende Erwähnung des 17. Mechir ist aber abgebrochen, und zeigt Verschiedenheiten der Abfassung, in welcher der Name der Cleopatra zweimal erscheint; es wäre möglich, dass hier entweder ausser oder statt des Tages der Thronbesteigung, der Vermählungstag bezeichnet worden wäre. Dagegen wiederholt sich in Philae die nächste Z. 49. gemachte Bestimmung, „dass dem unsterblichen, von Phtha „geliebten Könige Ptolemäus (welchem in Philae wieder „der Name der Cleopatra beigefügt ist), jährlich ein „Fest und eine Panegyrie (5) Tage lang gefeiert werden soll „vom 1. Thoth an", ferner Z. 50. 51: „dass die Priester in „den Tempeln Aegyptens zu den andern Namen auch den des „Epiphanes (oder wie zu Philae in der Mehrzahl geschrieben „wird: der Epiphanes) fügen sollen", und Z. 52: „dass es „auch Privatpersonen gestattet sein soll, das Fest zu feiern, „das Tempelchen zu errichten, und in ihren Wohnungen zu „haben, vorausgesetzt, dass sie die vorgeschriebenen Cere-

„monien erfüllen, sowohl die monatlichen als die jährlichen, „damit es bekannt sei, dass die Aegypter nach ihrer Schuldig- „keit den Gott Epiphanes (in Philae: „die Götter Epipha- „nes“) erheben und ehren“. Endlich bestimmt der Schluss in beiden Inschriften gleichlautend: „dass dieses „Dekret auf eine Stele eingeschrieben werde, in heiliger, „enchorischer und griechischer Schrift und in jedem Tempel „1. 2. und 3. Ordnung aufgestellt werden solle neben dem Bilde „des Königs Ptolemäus Epiphanes Eucharistos.“ Nur werden auch diesmal in Philae beide genannt: „Ptolemäus „und Cleopatra die Epiphane“.

Ich habe hier den ganzen Inhalt des Beschlusses von Rosette wiederholt und die geringen Abweichungen des Dekretes von Philae angegeben, um dadurch meine Angabe zu rechtfertigen, dass das letztere in der That eine Wiederholung des erstern sei. Der Unterschied besteht fast lediglich darin, dass der Inhalt des Dekretes von Rosette hier auch auf des Königs Frau Cleopatra ausgedehnt worden ist. Daraus geht also schon hervor, dass diese Republikation jener priesterlichen Anordnungen von späterem Datum sein müsse, weil sich Epiphanes erst 12 Jahre nach seiner Thronbesteigung, welche das Rosetta-Dekret veranlasste, verheirathet hat. Da das Protokoll im hieroglyphischen Texte, den ich auf der Reise zunächst allein betrachtete, fehlte, so konnte ich damals noch nichts über das genaue Datum der Inschrift sagen. Erst als mir die auffallende Behauptung von de Saulcy und sein Artikel in der Revue nach meiner Rückkehr bekannt wurde, untersuchte ich den demotischen Text näher, und fand, dass er vom 21. Regierungsjahre des Epiphanes datirt ist. Die Jahrzahl ist vollkommen deutlich, Monat und Tag sind aber leider fragmentirt und desshalb unsicher. Es ist dies also dasselbe Jahr, aus welchem ein Papyrus in Paris, dessen Protokoll von Young publicirt worden, datirt ist. Aus diesem sind auch die damals

fungirenden Priester bekannt, und stimmen genau mit den unsrigen überein. Die ganze Fassung des Protokolls ist aus der griechischen Uebersetzung auf dem Stein von Rosette bekannt; auch die Abtheilung der Gruppen war im Ganzen schon richtig von Young gegeben, und die Abweichungen des demotischen vom griechischen Texte bemerkt. Nur die Namen der fungirenden Priester waren zum Theil verschieden von denen der Inschrift von Rosette. Es findet sich nämlich Demetria, Tochter des Philinus, als Kanephore der Arsinoë Philadelphos statt der Areia Tochter des Diogenes. Dieselbe Demetria findet sich auch in dem erwähnten Papyrus, aus welchem wir, da er aus demselben Jahre datirt ist, mit Sicherheit den zerstörten Namen Ptolemäus Sohn des Ptolemäus als Priester des Alexander und der Ptolemäer ergänzen können. Die Athlophore der Berenike Euergetes heisst im Papyrus Tryphaena, Tochter des Menapion, und auch in Philae ist am Ende der zweiten Zeile (aber nicht in der Darstellung bei de Saulcy) deutlich . . *upnà* mit dem Determinativ der Namen zu lesen, wo also nur die beiden ersten Buchstaben zerstört sind; die dritte Zeile beginnt mit der Gruppe für Tochter und fehlt bei de Saulcy wie die übrigen Zeilenanfänge ganz; dann ist aber der Name des Vaters ausgefallen bis auf zwei Zeichen ... *un*, welche das Ende des Namens Menapion sein könnten, wenn diese Lesart im Papyrus fest steht (denn Young giebt sie als unsicher). Endlich wird auch noch Irene, Tochter des Ptolemäus, als Priesterin der Arsinoë Philopator genannt, die auch in der Inschrift von Rosette erscheint [1]).

Es bleibt nun noch übrig, wo möglich einen Begriff davon zu geben, wie es Herrn de Saulcy möglich wurde, dieses Protokoll von drei Zeilen, auf welches er mit Ausschluss aller übrigen Theile dieses interessanten Monumentes seinen Scharfsinn concentrirte, dennoch gerade in der Hauptsache,

1) Vgl. über diese Wiederkehr Letronne, Recueil des Inscr. de l'Eg. vol. I. p. 260.

nämlich in Bezug auf den König, den es betrifft, so arg misszuverstehen, obgleich sowohl der Beiname Epiphanes, als seine Eltern Ptolemäus und Arsinoë die Philopatoren in den aus der Inschrift von Rosette und vielen Papyrus bekannten Gruppen genannt werden. Hinter der Jahrzahl, die er in seinem Exemplare gar nicht fand, folgten die Ehrentitel des Königs, und zwar ganz dieselben und in derselben Ordnung wie in der Inschrift von Rosette. Er heisst, wie dort: „Nach-„folger seines Vaters, Herr der Diademe, der glorreiche, der „Aegypten geordnet hat, [fromm] gegen die Götter, seinen „Gegnern überlegen, welcher das Leben der Menschen auf-„gerichtet hat, Herr der Triakontaeteriden, [wie Phtha der „grosse], König wie die Sonne, der grosse König des obern „und [untern Landes, Spross der göttlichen Philopatoren], „den Phtha erkoren, dem die Sonne Sieg gab, [das lebendige „Bild des Ammon, Sohn der Sonne, Ptolemäus], der un-„sterbliche, von Phtha geliebte“ [1]).

Einige Abweichungen, die Saulcy in seiner Uebersetzung giebt, bestätigen sich durchaus nicht. Es würde also auch schon aus dieser genauen Uebereinstimmung der Beinamen, die bei verschiedenen Königen nie dieselben waren, hervorgehen, dass wir es nicht, wie de Saulcy meint, mit einem andern Könige zu thun haben. — Hinter den angeführten Ehrenbezeichnungen folgt nun aber sowohl im demotischen Texte von Rosette, als in dem von Philae, ein Zusatz welcher im griechischen Texte von Rosette fehlt. Dieser Zusatz hätte für de Saulcy, da er sich auf die Analyse der ersten Zeilen beschränkte, entscheidend sein müssen, da er den Beinamen und die Filiation des Königs enthielt. Sehen wir, wie er diese Stelle behandelt. Nachdem er die bekannte Gruppe für *ἠγαπημένος ὑπὸ τοῦ Φϑᾶ* besprochen hat, fährt er wörtlich so fort:

1) Die eingeklammerten Phrasen sind im Philensischen Texte zerstört; doch sind auch diese noch grösstentheils aus dem zur Seite stehenden Dekrete, welches dasselbe Protokoll hat, zu ergänzen.

„Der Text zeigt keine Spur der Flexions-Partikel, „welche zwischen den Namen des Königs und den seiner „göttlichen Voreltern gesetzt, die Bezeichnung der Filiation „ausdrücken sollte, und ich habe Gelegenheit gehabt, die „häufige Auslassung dieser Partikel in der Analyse des De-„kretes von Rosette zu erwähnen. In unserem Dekrete von „Philae ist nicht mehr die Rede von den Titeln Epiphanes „Eucharistos, und dem Namen des Ptolemäus, des immer „lebenden, von Phtha geliebten, folgt unmittelbar, ohne „Hinzufügung anderer Ehrentitel, der Name seiner göttlichen „Eltern. Hinter dem gewöhnlichen Worte, welches die Götter „bezeichnet, erscheint die Gruppe, welche den religiösen Bei-„namen des Königs und der Königin enthält, und hier ist „es wichtig den Sinn dieses Beinamens unmittelbar zu erken-„nen“ [1]). Hierauf geht er auf eine lange Untersuchung dieser Gruppe über, deren Sinn aus der Inschrift von Rosette und anderen von Young erklärten Papyrus längst bekannt war, und findet nichts anderes als das Wort *Ἐπιφανής*, also genau dasselbe, welches in der Inschrift von Rosette ganz an derselben Stelle gleichfalls auf den Namen des unsterblichen Phtha-geliebten Ptolemäus folgt. Wie war es nun möglich, dass de Saulcy zu gleicher Zeit erklärt, es sei hinter dem Namen Ptolemäus keine Rede mehr (il n'est plus question) vom Beiworte *Ἐπιφανής* und doch die unmittelbar folgende Gruppe für *Ἐπιφανής* ganz richtig erklärt? Denn dass er „die Götter

---

1) p. 409: „Le texte ne présente pas de trace de la particule *de* flexion, qui devait représenter l'indice de filiation placé entre le nom du roi et *celui* de ses divins aïeux, et j'ai déjà eu l'occasion de signaler l'omission fréquente de cette même particule, en analysant le décret de Rosette. Dans notre décret de Philes, il n'est plus question des titres *Ἐπιφανὴς Εὐχάριστος,* et le nom de Ptolémée, toujours vivant, chéri de Phtha est immédiatement suivi, sans adjonction d'autres titres honorifiques, du nom *de* ses divins parents. Après le mot ordinaire, signifiant les dieux, paraît le groupe qui représente l'épithète religieuse donnée au roi et à la reine, et ici il *nous* importe de parvenir directement au sens de cette épithète.“

Epiphanes" liest statt „der Gott Epiphanes", thut er auf seine Gefahr; das allerdings hier etwas undeutliche Original hat den Singular. Dass vorher keine Bezeichnung für: „Sohn der" vorhanden war, die ihn etwa hätte nöthigen können, den Titel Epiphanes vom vorhergehenden Namen zu trennen, hatte er selbst erklärt. Es läuft also alles auf eine vorgefasste Meinung hinaus, die sich noch stärker gegen jede sich aufdrängende richtigere Ansicht darin geltend macht, dass, indem er nun die Namen der Epiphane Ptolemäus und Cleopatra finden musste, er doch selbst erklärt, dass statt Cleopatra vielmehr Arsinoë, (d. i. die Mutter, nicht die Frau des Epiphanes) da stand. Er sagt mit sonderbarer Selbsttäuschung geradezu: „Or, nous *devrions* trouver ici le nom *Cléopâtre*, et il semble que ce soit le nom *Arsinoë* qu'il y ait à restituer. Je ne me charge pas d'expliquer ce fait que je me borne à constater." Es ist nämlich ganz unverkennbar der Anfang des Namens Arsinoë erhalten. Noch mehr. Er fährt ebendaselbst fort: „Après cette lacune viennent les restes d'un mot au pluriel qui semble présenter quelque analogie avec le mot Philopators au pluriel. Les dieux Epiphanes furent-ils qualifiés en ce point fils des dieux Philopators? *C'est ce que je crois*, sans oser l'affirmer." Diese Analogie besteht darin, dass die ganze Gruppe Philopatores mit einer Variante erhalten ist. Statt also Wort für Wort der Inschrift von Rosette zu folgen und zu lesen „Ptolemäus „Epiphanes, Sohn des Ptolemäus und der Arsinoë der „Philopatoren" liest er, indem er ein N, Zeichen der Filiation vor Epiphanes einschiebt, das nicht da ist, dasselbe Zeichen aber hinter der Gruppe Epiphanes übersieht, und indem er den Plural *'Επιφανεῖς* setzt statt des Singulars: „Ptolemäus, Sohn der Epiphane Ptolemäus und Arsinoë, Kin„der der göttlichen Philopatoren" in der Voraussetzung, dass man den Beinamen Philometor hinter Ptolemäus ausgelassen, den Beinamen Epiphanes vor die Namen der

Eltern statt hinter dieselben gesetzt, aus Versehen [1]) Arsinoë statt Cleopatra geschrieben hatte und gegen allen Gebrauch hinter den Namen der beiden Eltern der Bezeichnung ihrer gemeinschaftlichen Eltern, die Grosseltern des Philometor, folgen liess, woraus offenbar hervorgehen würde, dass man hier gegen alle Zeugnisse der Geschichte der Cleopatra Epiphanes den Ptolemäus Philopator statt des Antiochus von Syrien zum Vater gegeben hätte. Welche Versammlung von philologischen und historischen Unmöglichkeiten!

Es wird also dabei bleiben müssen, dass die bilingue Inschrift von Philae keine Petition, wie de Saulcy durch seine Entzifferung gefunden zu haben glaubte, sondern ein Dekret ist, nicht, wie er las, unter Ptol. Philometor abgefasst wurde, sondern unter Ptol. Epiphanes, dem Dekrete von Rosette nicht gänzlich fremd ist, sondern eine Wiederholung desselben bei einer spätern Gelegenheit mit Anwendung derselben Beschlüsse in derselben Ordnung auf seine Frau Cleopatra ist und also nicht vor der Verheirathung abgefasst wurde, sondern, nach dem im Eingange erhaltenen Datum, im 21. Jahre des Epiphanes, im 8. seit seiner Verheirathung. Die Inschrift ist von der grössten Wichtigkeit für die Aegyptische Philologie, weil sie in beiden Texten eine Menge Stellen der Inschrift von

1) Die demotischen Texte sind in der Regel correkter als die hieroglyphischen. Wir kennen in der That mehrere Fehler in dem hieroglyphischen Texte von Rosette, die in dem entsprechenden demotischen vermieden sind; der auffallendste ist der schon öfter besprochene, wo der Schreiber den Monat Paopi statt Mechir gesetzt hat. Ein ebenso bemerkenswerther findet sich in unserm hieroglyphischen Texte von Philae, welcher in der ersten Zeile die Mutter des Epiphanes Cleopatra nennt statt Arsinoë, ein Fehler, der um so leichter Missverständnisse herbeiführen könnte, weil er sich, wie es scheint, in einer Stelle des Plinius und vielleicht in einer andern des Livius wiederholt. Er wird berichtigt durch den demotischen Text, der sie ganz richtig an derselben Stelle Arsinoë nennt in Uebereinstimmung mit dem zweiten Dekrete von Philae, der Inschrift von Rosette und vielen andern Monumenten.

Rosette entweder bestätigt, oder in einzelnen Schreibfehlern berichtigt, und nicht selten durch leichte Varianten näher erklärt, ganz besonders aber dadurch, dass sie einen Theil des auf dem Stein von Rosette ganz abgebrochenen Textes höchst willkommen ergänzt. Jede neu hinzukommende Gruppe dieser Art ist ein unschätzbarer Gewinn, wie jeder weiss der die Stelle kennt, welche die Inschrift von Rosette in der Aegyptischen Philologie einnimmt.

Wenn es mir endlich noch erlaubt ist, ein Wort über die von de Saulcy beregte Priorität hinzuzufügen, so bemerke ich dass nicht er der erste war, welcher gesagt hat, dass Salt die Inschrift vor mir gesehen hat, sondern ich selbst. Champollion und Lenormant hatten sie auch gesehen; sehr wahrscheinlich auch Wilkinson, Bankes, Linant und viele andere, obgleich sie nichts davon sagen. Unter den Mitgliedern unsrer Expedition war es Herr Erbkam, welcher alsbald nach unsrer Ankunft auf Philae zuerst meine Aufmerksamkeit auf diese bilinguen Texte lenkte, die ihn auch sogleich an die Inschrift von Rosette erinnerten. Ich war also höchstens der fünfte, vielleicht der hundertste unter den neuern Reisenden, welche diese Inschriften gesehen haben. Wenn aber von einer Entdeckung gesprochen werden soll, so handelt es sich offenbar nicht darum, wer die Inschrift, die für Jedermann an der grossen, am Wege liegenden Tempelwand sichtbar war, zuerst betrachtet, sondern wer sie zuerst als eine Wiederholung der Inschrift von Rosette erkannt hat. Salt nun glaubte eine Analogie mit der Inschrift von Rosette in beiden Dekreten von Philae zu sehen, und zwar eine so schwache, dass sie ihn nicht hinderte zu gleicher Zeit zu vermuthen, dass gerade das erste Dekret, (das einzige von beiden, welches mit der Inschrift von Rosette in Verbindung steht) dasjenige Dekret sein möchte, auf welches die erst unter Euergetes II. abgefasste Inschrift auf der Basis des Bankes'schen Obelisken

anspielt. Denn er sagt in einer Note zu p. 22: „It appears to me not unlikely, that the above decree may be that to which the inscription on the pedestal of Mr. Bankes's obelisk refers."

Was Champollion betrifft, so wissen wir jetzt allerdings, dass er die Inschriften gesehen, aber nicht näher untersucht hat. Denn in seinen an Ort und Stelle genommenen Noten, die jetzt herausgegeben werden (Notices descriptives. 1844. p. 178.) sagt er nichts weiter als: „Les légendes (nämlich die von Ptol. XII.) sont illisibles, parcequ'elles sont tracées *sur une inscription hiéroglyphique et démotique du regne d'Epiphane.*" Er hatte doch also wenigstens von weitem gesehen, was de Saulcy nach langem Studium verkannt hat, dass die Inschriften dem Epiphanes, nicht dem Philometor zugehörten. Immerhin könnte ich also die Entdeckung für mich in Anspruch nehmen, eine jedermann zugängliche Inschrift zuerst als eine Wiederholung des Dekretes von Rosette erkannt und in ihrer ganzen Wichtigkeit bezeichnet zu haben.

Eine Arbeit wie die hier besprochene dürfte wenig geeignet sein, Vertrauen zu den übrigen Arbeiten des Verfassers auf diesem Felde im voraus zu erwecken. Es schwindet aber gänzlich, sobald man diese Arbeiten etwas näher in's Auge fasst.

De Saulcy trat, so viel mir bekannt, zuerst mit seiner *Lettre à Mr. Guigniaut* auf, worin er diesen zum „confident d'une nouvelle entreprise" macht, welche sich auf den demotischen Theil der Inschrift von Rosette beziehe. Der Brief geht auf keine Auseinandersetzung ein, diese behält er sich vor, giebt aber die vollständigste Anweisung über die Art, wie man sich eine vorgefasste Meinung über einen Gegenstand bilden und sie ausbeuten müsse. Man soll in unserm Falle sich vor allen Dingen wohl überlegen, ob es möglich sei, dass eine zum allgemeinen Volksgebrauche bestimmte Schrift sich noch irgend welcher Symbole bedienen könne, „et si l'on est forcément conduit par le raisonne-

ment, à conclure qu'une écriture conçue pour une destinée aussi vulgaire, *doit être purement alphabétique*, il faut *respecter religieusement cette conclusion* et *se maintenir avec opiniâtreté* dans le sentier étroit, mais direct, qu'elle laisse la faculté de parcourir.“ Zu der Vergleichung des griechischen und demotischen Textes bedürfe man nachher nur „du *bon sens* analytique, *de ce bon sens enfin auquel l'étude des mathématiques donne presque toujours une si grande acuité*.“ Man bestimme durch das äusserliche Gegenüberstellen die Bedeutung der Gruppen für immer und so zu sagen mathematisch (pour toujours et pour ainsi dire *mathématiquement*), und die Geduld, welche man dabei zu üben habe, werde mehr als bezahlt durch die absolute Gewissheit, dass man die Bedeutung jedes Wortes bestimmt habe (par la *certitude absolue* que l'on a déterminé le sens de *chaque mot*). Hierauf schreite man zur Analyse der einzelnen Zeichen, wobei nur Ein Faktum im voraus zu constatiren sei. Wenn in der That jede Gruppe aus zahlreichen und wohl unterschiedenen Zeichen besteht, welche ein einziges Wort ausdrücken sollen, so ist Alles gegen Nichts zu wetten, dass diese Zeichen alphabetisch und nicht symbolisch sind. (Un premier fait doit être constaté déjà. Si, en effet, chacun des groupes se compose de signes nombreux et bien distincts, destinés à représenter un seul mot, *il y a tout à parier contre rien que ces signes sont alphabétiques et non symboliques*). Dass auch eine Mischung beider, wie in den Hieroglyphen, möglich sei, daran denkt der Mathematiker nicht.

Dies ist überhaupt das Wesentliche seiner Entzifferungsweise, dass er von dem Grundsatze ausgeht, die demotische Schrift sei rein alphabetisch. Unter den acht, zum Theil unbedeutenden Punkten, die er als Resultate seiner Forschungen aufstellt, ist No. 1: „L'écriture démotique est *purement alphabétique*.“ Ja er giebt überhaupt den Zusam-

menhang nicht zu, welchen Young, Champollion, Rosellini Leemans und alle welche eine genauere Kenntniss der Sache haben, die ersten beiden sogar gegen ihre eigne ursprüngliche Voraussetzung, erkannt hatten zwischen den Formen der demotischen Schrift und denen der hieroglyphischen und hieratischen, sondern drückt sich in einem seiner folgenden Aufsätze über die Behauptung eines Gelehrten, dass Young mit Recht erkannt habe, dass die demotischen Zeichen in vielen Fällen nur Abkürzungen von Hieroglyphen seien, folgendermassen aus: „Um diesen Satz über den Haufen zu werfen „und von Grund aus zu nichte zu machen, wird es genügen, „die hieratischen und demotischen Formen des Namens Pto-„lemäus vor Augen zu legen, auf den sich die Analyse des „Dr. Young bezog. Und wenn nicht alle Welt mit mir „übereinstimmt, dieses von Young aufgestellte Prinzip, nach „welchem er die demotischen Zeichen zu einer einfachen „Abkürzung der entsprechenden Hieroglyphen macht, für eine „leere Einbildung zu erklären, so bin ich bereit in allem „Uebrigen verurtheilt zu werden. Dieser Name ist in hiero-„glyphischer Schrift (sic!) Ptolmes, in „demotischer Schrift Ptlômios.“ (Pour faire *crouler* tout ce paragraphe et *détruire de fond en comble* les raisonnements qu'il contient, il me suffira de mettre sous les yeux du lecteur les formes hiéroglyphiques et démotiques du nom de Ptolémée, sur lequel porta l'examen du docteur Young. *Et si tout le monde n'est pas d'accord avec moi pour déclarer imaginaire le prétendu principe énoncé* par Young, qui des signes démotiques fait une simple abréviation des signes hiéroglyphiques équivalents, *je suis prêt à passer condamnation sur tout le reste.* Ce nom dans l'écriture hiéroglyphique est .... Ptolmes, dans l'écriture démotique il est ...... Ptlômios.)

Ich führe diese, das Wesen seiner Ansicht betreffenden

Stellen wörtlich an, um zugleich die Art seiner Discussion und der Anwendung seines „gesunden Menschenverstandes, den das Studium der Mathematik so sehr geschärft hat" vor Augen zu führen. Die beiden angeführten Behauptungen, die seinen Erklärungen demotischer Texte zum Grunde liegen, und die er in so wenig wissenschaftlichen und unbedachten Ausdrücken den reiflich erwogenen Ansichten der übrigen Gelehrten entgegen stellt, nämlich sowohl die, dass diese Schriftart rein alphabetisch sei, als auch die, dass die demotische Schrift nicht ebenso durch fernere Abkürzung und Veränderung des flüchtigen Griffels aus der hieratischen, wie diese aus der hieroglyphischen Schrift entstanden sei, — beide Behauptungen, sage ich, sind durchaus falsch, längst widerlegt, und machen der Scharfsichtigkeit ihres Urhebers keine Ehre. Was die erste betrifft, so ist ungefähr der fünfte Theil aller demotischen Zeichen, oder je nachdem man den Begriff des rein phonetischen Charakters [1]) enger oder weiter fasst, auch der vierte oder sechste ideographisch; die Zusammensetzung und Verbindung der ideographischen und phonetischen Zeichen ist vollkommen wie im Hieroglyphensysteme, nur dass, der Natur der Schriftentwickelung gemäss, der Gebrauch der ideographischen Zeichen, wie dies auch längst vor mir anerkannt worden ist, im Demotischen gegen den Gebrauch der phonetischen Zeichen noch mehr zurücktritt, als dies schon im Hieratischen, den Hieroglyphen gegenüber, der Fall war. De Saulcy will, wie ich angeführt habe, a priori schliessen dass, sobald es fest stehe, wie im demotischen Text von Rosette, dass die einzelnen von Young und Andern mit Sicherheit übersetzten, wenn auch noch nicht analysirten Wörtergruppen aus zahlreichen und wohl unterschiedenen Zeichen bestehen, diese nothwendig phonetisch, nicht symbolisch

1) Ich verweise hierüber auf meine Lettre à Mr. Rosellini sur l' alphabet hiéroglyphique in den Annali dell' Instituto Archeologico di Roma vol. IX. 1837.

seien. Wenn er damit meint, dass dann nothwendig ein Theil der Zeichen phonetisch sein müsse, so sagt er damit eine allgemein anerkannte Wahrheit, deren Bekräftigung dieser Emphase nicht bedurfte, und die auch für die Begründung seiner Ansicht nichts wirken kann; wenn er aber damit meint, dass dann nothwendig alle Zeichen alphabetisch sein müssten, und dass folglich dieser Schluss seine Behauptung, die demotische Schrift sei nicht gemischt, sondern rein alphabetisch, vorn herein bestätigen müsse, so hätte er sich durch einen Blick auf den von ihm anerkannten Organismus der hieroglyphischen Schrift eines bessern belehren können. Da besteht auch jedes Wort in der Regel aus mehreren Zeichen, und doch ist ein grosser Theil davon ideographisch. Im Gegentheil hätte a priori der Schluss viel näher gelegen, der sich dann durch die Erfahrung bestätigt, dass, weil eine so grosse Menge verschiedener Zeichen den wenigen Lauten der gesprochenen Sprache entspricht, und sich dennoch Zeichengruppen für die meisten Wörter herausstellen, die Schrift weder rein ideographisch, noch rein alphabetisch, sondern eben nur gemischt sein konnte, ganz wie die hieroglyphische. —

Den zweiten Punkt, die Abstammung oder den unabhängigen Ursprung der demotischen Schriftzeichen von den hieroglyphischen betreffend, von dessen Stehen oder Fallen er die Gültigkeit seiner ganzen Untersuchungen abhängig macht, glaubt er durch die Gegenüberstellung des hieroglyphischen Namens Ptolemäus (in welchem überdies 4 von den 7 Zeichen falsch gestellt sind) und des entsprechenden demotischen Namens jedermann, der auch nur gewöhnlichen bon sens habe, hinreichend bewiesen zu haben. Er verfährt aber ungefähr, wie wenn er dem unbefangenen Leser die Albernheit der Linguisten dadurch beweisen wollte, dass diese *jour* von *dies*, *rien* von *res*, *ai* von *habeo* ableiten. Ueber jede vernünftige Ableitung entscheiden die Mittelglieder und die Analogien. Warum über-

geht de Saulcy hier das wesentliche Mittelglied der hieratischen Schrift? und wie kann man eine Behauptung von solchem Umfange durch ein einziges willkürliches Beispiel begründet zu haben wähnen? Wenn er auch nur folgende Mittelglieder etwa angegeben hätte:

oder mit den bekannten Varianten

hieratisch

demotisch

in welchen ich jedes einzelne Zeichen verbürgen kann, obgleich der Name Ptolemäus freilich nicht vor der Ptolemäerzeit gefunden wird, so würde dieses für den positiven Beweis der Abstammung jedenfalls viel überzeugender sein, als seine Zusammenstellung der beiden Endpunkte, die auch noch in möglichst abweichender Form unter den vorhandenen Varianten vorgelegt sind, für den negativen Beweis erwirkt. Es bieten übrigens nur wenige demotische Zeichen, die wir sicher kennen, Schwierigkeit in ihrer Zurückführung auf das Hieratische und Hieroglyphische dar, und wenn man die Masse der unzweifelhaften Ableitungen übersieht, deren eine ziemliche Anzahl namentlich durch Champollion und Leemans bekannt sind, so kann über das allgemeine Gesetz kein Zweifel bleiben. Woher sollten auch die fremden Zeichen einer uns anderswo ganz unbekannten Schrift hergenommen sein, und

wie sollten die Aegypter darauf verfallen sein, noch einmal ein so complicirtes Schriftsystem mit so vielen Zeichen für einen Laut ganz neu zu erfinden, während die benachbarten Völker sich schon längst rein alphabetischer oder doch syllabischer Schrift bedienten? Als später die Kopten ein fremdes Alphabet annahmen, wählten sie mit Recht das Griechische, als das ausgebildetste, knüpften aber selbst hier insofern noch an ihre einheimische Schrift an, dass sie die dem griechischen Alphabete fehlenden Laute durch Zeichen aus jener darstellten.

Es ist kaum nöthig zu sagen, wie unzuverlässig die Resultate von Forschungen sein müssen, welche auf einer so verfälschten Basis beruhen, und wenn die Bedeutung der demotischen Gruppen dennoch weit öfter richtig angegeben ist, als hiernach zu erwarten wäre, so kommt dies eben daher, dass diese Bedeutungen nicht das Ergebniss seiner, sondern grösstentheils von Youngs Forschungen sind; ihm gehört nur die Analyse und diese ist in der Regel ganz oder doch zum Theil unrichtig, namentlich in allen Fällen, wo er rein ideographische Zeichen vor sich hatte, die er nach seinem Systeme als alphabetisch erklären musste. Auch die Sprache wird daher unter seiner Hand eine ganz andere, die weder koptisch ist noch hieroglyphisch, noch auch eine natürliche Zwischenstufe zwischen beiden einnimmt.

Die nächste ägyptische Arbeit, welche de Saulcy dem Publikum vorgelegt hat, ist die Beurtheilung einer Recension, welche acht Jahre früher von Dujardin über Champollions Grammatik in der Revue des deux mondes geschrieben worden war, kurz vor Dujardin's Abreise nach Aegypten, wo ihn der Tod ereilte. Dieser Gelehrte, von der vorgefassten Meinung ausgehend, dass man in den Hieroglyphen die von ihm sehr wohl verstandene Koptische Sprache wieder finden müsse, weil man noch im zweiten Jahrhundert nach Chr., in welches wir ungefähr den Anfang der Koptischen Litteratur setzen können,

dieselben Hieroglypheninschriften wie in alten Zeiten finde, meinte, die Erklärungen von Champollion könnten nicht richtig sein, weil seine mit koptischen Buchstaben geschriebenen Uebersetzungen der Hieroglyphen allerdings kein sehr klassisches Koptisch enthielten. (Rev. Archéol. vol. I. p. 341—362.).

Er wollte den alphabetischen Theil der Hieroglyphenschrift auf die fremden Eigennamen, auf die Namen von Völkern, Ländern, Städten, auf Worte aus andern Sprachen entlehnt und wenige Ausnahmen der ägyptischen Sprache beschränkt wissen, und hielt die Schrift mit diesen Ausnahmen für ganz symbolisch. Er stützte sich dafür auf die Zeugnisse der Alten, die in der That viel mehr für seine, als die entgegengesetzte Ansicht sprechen würden, wenn wir überhaupt noch nöthig hätten, auf diese Quelle zurückzugehen. Der Artikel war durch einige nicht unbedeutende und durchgreifende Irrthümer Champollions veranlasst worden, welche zwar das allgemeine Urtheil Dujardin's nicht rechtfertigen, aber doch um so mehr entschuldigen, da der Artikel sich in ruhiger, gewissenhafter und zum Theil ganz anerkennenswerther Diskussion hält. Auch wurde sein Hauptvorwurf, Champollion sei aus Mangel an Kenntniss des Koptischen in diese Irrthümer verfallen, später sogar von ihm selbst zurückgenommen. Dagegen ist die hochfahrende, einen für immer verstummten, nicht unverdienten Gelehrten mit Schulruthen geisselnde, unwissenschaftliche Sprache de Saulcy's um so ungerechter und tadelnswerther, da er die Irrthümer Dujardin's mit wenigstens ebenso grossen eigenen aufwiegt, indem er dem rein ideographischen Systeme Dujardin's ein ganz ebenso unrichtiges rein alphabetisches gegenüberstellt. Ich glaube der erste gewesen zu sein, welcher die Stellen der Alten über den Unterschied der heiligen und der Volkssprache besonders hervorgehoben und auf den Unterschied der Sprache in den hieroglyphisch-hieratischen und den demotischen Texten angewendet hat. Bereits 1837 habe ich versucht, den Volksdialekt

in der Inschrift von Rosette nachzuweisen und ausführlich darauf aufmerksam gemacht, wie sehr die Nichtbeachtung davon Champollion in seinen Arbeiten gestört hat. Auch bin ich in spätern Aufsätzen öfters darauf zurückgekommen. Es war daher für de Saulcy 1844 nicht schwer, von diesem Punkte aus, dem einzigen fast, der in seiner Kritik Stich hält, Dujardin zu bekämpfen. In andern Punkten (wie in der oben schon angeführten Behauptung de Saulcy's, dass die demotischen Zeichen durchaus nichts mit den hieroglyphischen und hieratischen in ihrer Abstammung zu thun hätten) zeigt er sich als einen viel schwächeren Kritiker als sein Gegner, den er lächerlich machen will, obgleich er selbst die einzig richtige Ansicht bekämpft.

Wie übel es aber bei so grosser Eile und Heftigkeit der Diskussion gehen kann, davon ist p. 361 desselben *Artikels* ein auffallendes Beispiel. Ein einziges Mal giebt er Dujardin Recht. Die Possessiv-Artikel *pet*, *net*, *ensen*, seien der koptischen Sprache ganz fremd, hatte Dujardin gesagt. Darauf de Saulcy: „*Cette fois* Mr. Dujardin a raison; l'exemple dans lequel il a reconnu ces fautes de copte, se trouve à la page 205, et il est *incontestable* que les prétendus articles possessifs *pet*, *net*, *ensen* ne sont ni égyptiens ni coptes; aussi dans le chapitre fort détaillé, où Champollion traite des articles possessifs, le tableau général des articles ne présente-t-il aucun des trois mots *monstrueux que le lithographe a tracés par mégarde*, et qui eussent *infailliblement disparu* si l'auteur n'eût été, par sa mort prématurée, empêché de corriger lui-même les épreuves de son livre. On a donc *mauvaise grâce* de reprocher à Champollion *les fautes d'un artiste* qui, sans aucun doute, ne se piquait pas de *savoir* le copte." Da die in Rede stehenden Formen an sich ganz richtig gebildet sind und nichts Monstruöses an sich haben, so sah ich die citirte Stelle nach, ob sie vielleicht falsch angewendet seien. Dort fand ich die dritte Form gar nicht;

sie mag sich also irgend wo anders finden. Die beiden ersten Formen waren aber nach Champollion's allerdings unrichtiger Regel, die nachgesetzten Pronomina **vor** dem Worte zu lesen, ganz consequent, wie an allen übrigen Stellen der Grammatik gebildet. Statt ⲡ·ⲣⲱ·ⲕ, dein Mund, liest er ⲕ-ⲣⲱ oder mit dem Artikel ⲡⲉⲕ-ⲣⲱ; also wenn von einer Frau die Rede ist, statt ⲣⲱ·ⲧ ebenso ⲧ-ⲣⲱ oder mit dem Artikel ⲡⲉⲧ-ⲣⲱ. Die Femininform ⲧ statt ⲕ ist allerdings im Koptischen verloren gegangen, im heiligen Dialekte aber vorhanden und *Regel.* Darauf schlug ich die Tabelle der possessiven Pronomina nach, in welcher Champollion keine dieser 3 monstruösen Formen aufgenommen haben sollte, aber auch hier stehen sie ganz richtig an ihrer Stelle, wie p. 264 und 265 nachzusehen ist, und zwar mit der ganz richtigen Bezeichnung „*égypt.*" wodurch er immer andeutet, dass die Form nicht mehr koptisch ist; p. 262 war die hieroglyphische affixe Form auch an ihrer Stelle erwähnt. Es war also kein Fehler des Lithographen, der sich wohl weder richtige noch falsche ägyptische Formen unterzuschieben erlaubt haben wird, sondern ein Fehler von Dujardin, und diesen Fehler hebt gerade de Saulcy als den einzigen Punkt heraus, in welchem Dujardin Recht habe, obgleich nicht gegen Champollion, sondern gegen den Lithographen. Wie soll es der Leser dann verstehen, wenn es im Eingange heisst: „Comme pendant vingt années de ma vie j'ai été plongé dans le *milieu mathématique qui rend si exigeant pour les autres et pour soi-même*, on ne *s'étonnera pas* de me voir apporter dans cette discussion une *allure géométrique*", und wie kann es unserm Verfasser noch zustehen, ebendaselbst von der „légèreté habituelle du savant suédois Akerblad" zu sprechen?

Die nächste Arbeit des de Saulcy auf diesem Felde war seine „*Lettrè à Mr. Letronne sur les actes d'adoration ou proscynèmes rédigés en langue égyptienne et tracés en écriture démotique*" (Rev. Archéol. vol. I. p. 735—747. 785—809.).

Er untersucht hier eine Anzahl kleiner demotischer Inschriften, welche eine gewisse Uebereinstimmung haben, weil sie *alle von einem Orte* herstammen, aus den Steinbrüchen, welche an der Strasse von Koptos (Quft) nach Philoteras portus (Cosseir am rothen Meere) liegen in der Nähe des Brunnens el Hamamât. Der Lokal-Gott war, wie überhaupt an den meisten Orten ausserhalb des Nilthals, der ithyphallische Gott, welchen man gewöhnlich, doch ohne hinreichende Beweise, Chem nennt, und welchen die Griechen mit ihrem Pan identificiren. Ihm sind die *hieroglyphischen* und die *griechischen* Proscynemata, die de Saulcy ohne Zweifel eben daher kannte, wo er die demotischen fand, gewidmet. Hiervon ausgehend schliesst de Saulcy ganz richtig, dass die demotischen Proskynemen wohl auch demselben Gotte gelten müssten. „Comme *les proscynèmes grecs en l'honneur de Pan* se retrouvent très fréquemment sur les monuments religieux de la même contrée qui nous a fourni nos proscynèmes démotiques, c'est avec toute raison que nous adoptons pour la sigle démotique qui représente le nom de la divinité à laquelle l'adoration s'adresse, le nom de la divinité égyptienne assimilée au dieu Pan, c'est-à-dire, d' Ammon Générateur ou Créateur.“ Die Gruppe liess sich um so leichter ausscheiden, da sie der bekannten hieroglyphischen fast ganz gleich geblieben ist. Dies, ausser der Wiedererkennung der beiden Namen Ptolemäus und Arsinoë und der ebenso bekannten Gruppen für König, Götter, und für immer, ist aber auch das Einzige, was ihm in der Entzifferung der Inschriften gelungen ist. In allen übrigen Erklärungen lassen sich ohne Schwierigkeit entweder die entschiedensten Irrthümer oder doch eine völlige Beweisunfähigkeit der willkürlichen Behauptungen nachweisen; auch ist ihm nicht einmal die Analyse der zuletzt genannten und längst vor ihm erkannten Gruppen gelungen.

Er beginnt indessen ganz richtig damit, die wiederkehrenden Gruppen der kurzen Inschriften auszuscheiden, und es ist überhaupt anzuerkennen, dass er ein gewisses mechanisches oder, wie er es nennt, mathematisches Talent zur Entzifferung von Inschriften mitbringt, welches bei dieser Beschäftigung gar nicht unwesentlich ist. Es würde ihn dieses vielleicht befähigt haben, die Ausscheidung der Gruppen der Inschrift von Rosette recht gut zu Stande zu bringen, wenn ihm diese Arbeit nicht von dem scharfsinnigen Mathematiker Young schon abgenommen gewesen wäre. Es geht ihm aber eine gesunde philologische Kritik ab, daher er sich mit Behagen in willkürlichen Zusammenstellungen von Wortformen bewegt, sobald er von dem mechanischen Theile der Untersuchung zur Analyse und sprachlichen Erklärung übergehen will.

Da die Erklärungen der übrigen Inschriften von No. 2 an auch keinen Schein von überzeugender Forschung mehr an sich tragen [1]), so beschränke ich mich auf einige Bemerkungen über die Voruntersuchung und die Inschrift No. 1, auf welche Letronne so grosses Gewicht gelegt hat, dass er historische Kombinationen daran geknüpft und einen interessanten Brief darüber an de Saulcy publicirt hat. De Saulcy spricht zuerst über zwei Gruppen, welche er öfters im Anfange der Inschriften findet, und ⲁϭⲓ ⲡⲣϣ liest. Er hält sie daher für den ägyptischen Ausdruck des griechischen Wortes *προσκύνημα*. Das Wort ⲁϭⲓ oder ⲁϫⲓ erklärt er von ϫⲓ oder ϭⲓ nehmen, und hält ⲁϭⲓ für den Imperativ; er irrt sich aber in dieser Form, getäuscht durch den unregelmässigen Imperativ ⲁϫⲉ, sprich von ϫⲉ sprechen. Die zweite Gruppe

---

1) In No. 9 fehlen die Zeilenanfänge; in No. 8 fehlt die letzte Gruppe, und die erste ist hinter dem k, welches aus einer griechischen Inschrift dazu gezogen ist, auch nicht richtig. Mit Unrecht würde man aber solche materielle Unrichtigkeiten de Saulcy zur Last legen; er war hier von den Abdrücken abhängig. Im Gegentheil ist seine Sorgfalt in der Abzeichnung im ganzen sehr anzuerkennen. Dass er *die drei letzten Inschriften nach Philae versetzt*, muss auf einer Unordnung der Abdrücke beruhen.

liest er ohne Anstoss ⲡⲣ̀ϣ; das dritte Zeichen hat aber nie und nirgends die Bedeutung von ϣ, sondern immer von ϲ, s. Im Koptischen heisst ⲡⲣ̀ϣ a u s b r e i t e n, streuen, lateinisch extendere, sternere, prosternere; daraus entnimmt er se prosternere, franz. se prosterner, griech. *προσκυνεῖν*. Das Niederfallen um anzubeten heisst aber koptisch ⲡⲁϩⲧ, und wird nie durch ⲡⲣ̀ϣ ausgedrückt; demotisch steht aber *prs* da. Auch sind dabei noch nicht die Zeichen erklärt, welche öfters diesen Gruppen folgen und welche de Saulcy für imprononçables erklärt, da doch nach seinem Systeme jedes Zeichen einen Buchstaben ausdrücken musste. Dass er S. 741 in dem Zeichen ꝺ ein Paar ausgestreckte Arme sehen will, ist selbst gegen allen Schein. Endlich ist noch zu erwägen, dass überhaupt wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, dass die beiden Wörter dem griechischen Begriffe von *προσκύνημα* entsprechen, weil ich sie in der grossen Menge demotischer Gedächtnissinschriften, die mir von den verschiedensten Orten vorliegen, noch nirgends wiedergefunden habe. Es scheint eine Phrase zu sein, deren sich irgend ein Reisender in Hamamât bedient hat, und die ihm von Nachfolgern dort gerade oft nachgeschrieben worden ist. Dergleichen Lokal-Nachahmungen sind auch sonst zu bemerken, z. B. in den Beinamen des Lokal-Gottes, welcher hier hieroglyphisch gewöhnlich „Herr von Koptos" heisst, griechisch oft *κύριος*, in einem südlicheren Wüstentempel aber gewöhnlich *εὔοδος* oder *εὔαγρος* genannt wird. Viel allgemeiner ist die zweite Formel, welche er S. 785 zu analysiren versucht. Sie findet sich nicht selten auch in Philae und sonst. Er erklärt zuerst die letzte Gruppe, welche Zeichen für Zeichen auch hieroglyphisch vorkommt und hier *ša tetet* lautet, mit der durch bilingue Texte verbürgten Bedeutung „für immer." Sie ist so gewöhnlich, dass die Züge der einzelnen, namentlich der beiden letzten Zeichen oft sehr flüchtig gemacht werden, so dass sie von dem, der den Ursprung der

Gruppe nicht kennt, leicht für sehr verschiedene Zeichen genommen werden. De Saulcy liest daher auch bald ϫϭ bald ϫϯ. Diese grosse Veränderlichkeit der Züge führt ihn überhaupt oft in die wunderlichsten Irrthümer. Wenn ihm auch die materielle Vergleichung das sichere Ergebniss geliefert hat, dass er ein und dieselbe Gruppe, nur durch Flüchtigkeit so oder anders verzogen, vor sich hat, so liest er doch aus den verschiedenen Stellen ganz verschiedene Buchstaben heraus, deren Erklärung ihn aber, bei der glücklichen Vieldeutigkeit der Koptischen Wurzeln, durchaus in keine Verlegenheit setzt; er findet immer ungefähr denselben Sinn heraus. So erklärt er hier ϣⲁ ϫⲉϯ jusqu'à la permanence, à toujours, von ϭⲉⲉϯ manere, habitare, und glaubt durch die Anführung: „En copte ϫⲓⲥⲉ, elevare, exaltare, sese efferre; le „substantif ϫⲓⲥⲉ, ϫⲓⲥⲓ, signifie altitudo, sublimitas, altum, d'où „ⲡϫⲓⲥⲉ ⲛ ⲛϩⲟⲟⲩ [Höhe der Tage] longaevitas, ⲉⲡϫⲓⲥⲉ supe„rius, ⲙⲡϫⲓⲥⲉ supra, etc." eine recht augenscheinliche („assez apparente") Jdeenverwandtschaft nachgewiesen zu haben, und die Lesart ϣⲁϫϭ gleichfalls übersetzen zu dürfen pour toujours. Dies ist keineswegs eins der auffallendsten Beispiele zum Belege dafür, dass es de Saulcy an aller philologischen Kritik fehlt, sondern es ist in der That seine gewöhnliche Weise der Interpretation. Dann geht er zur ersten Gruppe derselben Formel über, die nach ihm aus einem t und einem f besteht; über dem t ist noch ein kleiner Strich, den er (welche Zusammenstellung!) für gleichbedeutend mit einem koptischen Accente hält. Was die beiden Zeichen betrifft, welche er ϯϥ liest, so ist weder das erste als ϯ bis jetzt nachweisbar, noch ist das zweite ein ϥ. Die drei Wörter, welche er p. 35 seiner Analyse de l'inscription de Rosette für die Bedeutung des ϯ anführt, bedürfen selbst erst des Beweises; das zweite verwechselt er mit dem ähnlichen, welches unmittelbar hinter dieser Gruppe in mehreren Texten steht und schon aus dem hieratischen bekannt ist, Ϥ mit Ⴘ.

Die Bedeutung dafür will er dem koptischen ⲱⲧⲫ, ⲟⲧⲛ ferre, portare, oder ⲧⲱⲃ, ⲧⲟⲃ, reddere, solvere, exsolvere, retribuere, rependere entnehmen. „Nous pouvons *choisir* entre ces deux mots et traduire dans le premier cas par il a *offert*, il a *présenté*, dans le second cas par il a *acquitté*, *rendu*, *payé*.“ Wenn wir auch wirklich ϥ zu lesen hätten, so könnte doch ⲱⲧⲛ nichts damit zu thun haben, da sowohl der lange Anfangsvokal nicht fehlen durfte, als auch ϥ gar nichts mit ⲛ oder ⲫ zu thun hat. Eher könnte es einem koptischen ⲃ entsprechen. Wie willkürlich aber alle solche Erklärungen sind, geht daraus hervor, dass er dieselbe Gruppe, wo sie in der Inschrift von Rosette vorkommt, durch *accoutumé*, *ordinaire* übersetzt, (Lettre à M. Guigniaut p. 30. 31.) oder, wo seine Accentlinie fehlt, durch *signature*. Dieselbe Gruppe ist aber auch, wie gewisse Varianten andrer Proskynemen sicher beweisen, mit der Gruppe identisch, welche er eben daselbst ⲧⲟⲩϫⲉ, ⲧϥϫⲉ, ⲧⲁⲟⲩϫⲉ liest und délivrer, sauver übersetzt. Wer kann in dieser Verwirrung noch irgend einen Faden von Wahrscheinlichkeit festhalten für seine Erklärungen. Ebenso nichtig ist seine Analyse der zweiten Gruppe, die er ϣ ϣ ϣ liest; alle drei Zeichen sind ganz verschieden, und keins hat jemals irgendwo ϣ gelautet. Das mittlere gehört allein zum allgemeinen Alphabete und lautet nie anders als *s*. Endlich folgen noch zwei Zeichen, die er ⲙⲁϩ liest und durch ⲙ̀ ⲁϩⲉ, dans la station, à la station, au point où se *tient*, où demeure, en présence, *devant*, erklärt mit Berufung auf das Koptische Wort ⲁϩⲉ, vivere, stare. Hierauf folgt der Name des Gottes, in welchem er ein c zu sehen glaubt; dieses hält er für den Anfangsbuchstaben von ⲥⲛⲧ, creare, formare, und meint also der Gott habe Sont geheissen. Es giebt überhaupt in der Aegyptischen Schrift keine rein phonetische Abkürzung; was Champollion dafür hielt, beruht zum Theil auf ideographischen Hieroglyphen, über die ich mich anderswo ausführlich erklärt habe, theils auf Irrthum. Wenn das Zei-

chen ein c wäre, so hätte der Gott eben Se geheissen; es ist aber kein s, sondern nur äusserlich demselben ähnlich. Wenn es deutlich dargestellt ist, erscheint es als [hieroglyph], während s [hieroglyph], ein Riegel ist. Auf solchen Irrthümern, die meistens ganz handgreiflich sind, beruhen durchschnittlich alle seine Erklärungen, daher es nicht weiter nöthig sein wird darauf noch ferner einzugehen. Doch muss ich noch einige Worte über den Inhalt der Inschrift No. 1 hinzufügen, weil er durch die Bemerkungen, die Letronne daran geknüpft hat, eine gewisse Bedeutung erhalten hat.

Die Gruppe für das Jahr weicht von der gewöhnlichen etwas ab; die Zahl liest de Saulcy 26; das Zeichen für 6, wie er es giebt, ist aber gar keine Zahl; im Original ist am obern Theile des Zeichens eine kleine Ausbiegung [sign], woraus man eher schliessen könnte, man habe eine 8 darstellen wollen. Dann folgt der kleine Strich für den Genitiv, dann die bekannte Gruppe für König, und hierauf zweimal der Name Ptolemäus durch denselben kleinen N-Strich getrennt. Ich würde keinen Augenblick zweifeln, dass der Schreiber ausdrücken wollte: „Im 28. Jahre des Königs Ptolemäus Sohn des Ptolemäus," wenn hier nicht der sonst unerhörte Fall einträte, dass beide Namen die Andeutung des königlichen Schildes nicht haben, sondern ganz wie die von Privatleuten behandelt sind. Auch würde nach allgemeiner ägyptischer Sitte der Beiname und die Mutter nicht leicht fehlen; denn dass man in Delphi wohl schreiben konnte *βασιλεύοντος Πτολεμαίου τοῦ Πτολεμαίου βασιλέως*, beweist noch wenig dafür, dass dies auch in Aegypten, namentlich in ägyptischer Schrift geschehen konnte. Hier ist es bis jetzt etwas Unerhörtes, und es muss daher wenigstens noch immer der Zweifel offen gehalten werden, ob wir hier nicht den Namen des Schreibers vor uns haben, und der des Königs ganz ausgelassen ist. Angaben von Regierungsjahren ohne den Namen des regierenden Königs sind sowohl in hieroglyphischen und demotischen als

griechischen Inschriften gar nicht selten. Die darauf folgenden Zeichen liest de Saulcy „ⲧϥ ou ⲧⲃ; „c'est le mot *toby*" dies ist die ganze Erklärung. Es ist aber weder ein t noch ein f oder b da, nicht einmal in de Saulcy's Zeichnung, noch weniger im Original, wo sich der starke horizontale Strich an den hohen vertikalen, welcher links **zwei** kleine Abweichungen hat, zu einer grossen Figur anschliesst, und die Linie, welche er für den obern Strich des t nimmt, von der untern getrennt ist, wodurch jede Aehnlichkeit schwindet. Wenn aber auch ⲧϥ richtig gelesen wäre, so könnte es doch nimmer als der Monat ⲧⲱⲃⲉ erklärt werden, denn dieser ist noch auf keinem ägytischen, weder hieroglyphischen oder hieratischen, noch demotischen Monumente, so wenig als irgend ein anderer ägyptischer Monatsname gefunden worden. Sie gebrauchten bekanntlich nur die Bezeichnungen ihrer 3 Jahreszeiten, und zählten die 4 Monate jeder derselben. Ferner wird in ägyptischen Inschriften nie ein Datum getrennt, wie dies im Griechischen öfters geschieht, so dass zwischen das Jahr und den Monat irgend ein Zwischensatz träte; endlich ist auch der Wechsel von ϥ und ⲃ nicht so willkürlich, wie ihn de Saulcy sich zu denken scheint. Es ist also hier an eine Monatsangabe auch entfernt nicht zu denken. Ganz eben so wenig ist das folgende Zeichen ein r, und wenn es ein r wäre, könnte es nie **den Tag** bezeichnen, da dieser hieroglyphisch und koptisch, folglich auch demotisch *hur*, *hu*, ϩⲟⲟⲩ heisst. Das Zeichen könnte höchstens ein m sein. Das Folgende ist aber deshalb auch keine Tageszahl, am allerwenigsten, in Verbindung mit dem langen ganz davon getrennten Zeichen, eine 4. Wo hat de Saulcy je etwas ähnliches von einer demotischen Bezifferung gesehen!

Ebenso schweben alle folgenden Erklärungen in der Luft, und namentlich in der Lesung des Namens Aridaeus, durch welchen allein, wenn er sich bestätigte, die Inschrift, wie Letronne gezeigt hat, Interesse erhalten haben würde. Das

erste Zeichen ist sicher kein a; es wird nur als o oder u gebraucht, ist als solches sehr häufig, namentlich in der Mitte und am Ende der Wörter, während der erste Buchstabe von Aridaeus sicher mit demselben Zeichen, wie der gleich folgende Anfangsbuchstabe der Arsinoë und aller übrigen mit A beginnenden griechischen Namen, wie Aëtos, Alexandros, Antimachos, Apollonios, Areia, autokrator, etc. geschrieben wird. Ebenso würde der zweite Buchstabe mit dem gewöhnlichen r, wie der zweite in Arsinoë etc., geschrieben worden sein, wenn der Name Aridaeus wäre. Unser Zeichen ähnelt dem hieroglyphischen r, dem Munde, welcher zuweilen, obgleich noch verschieden von unserem Zeichen, in demotischen Namen, namentlich in früherer Zeit, allerdings vorkommt. Das dritte Zeichen ist ein unverkennbares p, kein t, dem es in der Zeichnung ähnlich gemacht worden ist; dann folgt ein i und dann ein u; damit schliesst die Gruppe, da doch der Name Aridaeus, so gut wie Ptolemaios, Alexandros, etc. mit einem s schliessen müsste. Wie war es nun möglich aus u.piu einen Arrhidaeus herauszulesen? Hiermit fallen aber zugleich alle historischen Folgerungen zu Boden, welche Letronne mit grossem Scharfsinn, der philologischen Basis vertrauend, darauf gebaut hatte, nämlich „dass „Philippus Arrhidaeus, der sonst auf allen Monumenten nur „mit dem ersten, bei der Thronfolge angenommenen Namen „Philippus genannt wurde, hier zum erstenmale nur Arrhi„daeus heisse, dass sein Vater Philipp nicht angegeben werde, „wohl aber der seiner Mutter, einer Beischläferin desselben, „welche von dem fast gleichzeitigen Dicaearchus, sowie von „Ptolemäus von Megalopolis, Arrian, Plutarch, Dexippus ohne „alle Abweichung Philina, hier aber von einem Reisenden „60 Jahre nach dem Tode des Arrhidaeus, zum ersten Male „Arsinoë genannt werde, dass folglich dieses einem längst „verstorbenen, in Aegypten kaum gesehenen Könige in den „Steinbrüchen von Hamamât gewidmete Proskynema als

„ein nachträglicher „article de la chronique scandaleuse du „temps“ anzusehen sei.“

Es ist durchaus nicht meine Absicht, hier eine vollständige Uebersicht und Beurtheilung von de Saulcy's Schriften über Aegyptische Gegenstände zu geben; sonst müsste ich jetzt auf seine weitläufigste Schrift, den ersten Theil seiner *Analyse grammaticale du texte démotique du décret de Rosette*, übergehen, welche 264 Seiten auf die Erklärung der ersten 5 Zeilen verwendet. Es ist auch hierin ein mechanisches Talent, eine Leichtigkeit der Kombination, und ein, jeder Verlegenheit spottender Reichthum an Mitteln sich zu helfen, nicht zu verkennen, aber es fehlt auch hier jede philologische Kritik, jeder Takt das Mögliche vom Unmöglichen zu unterscheiden, und was das schlimmste ist, jede tiefere solide Sachkenntniss, so dass dem Leser jede Befriedigung, jedes Vertrauen zu den Expositionen genommen wird. Namentlich aber steht ihm überall der durchaus falsche Grundsatz im Wege, dass alle Zeichen einzelne Buchstaben sein müssten, dass die Schrift *purement alphabétique* sei. Da die meisten Gruppen ein ideographisches Zeichen enthalten und viele Wörter, wie im Hieroglyphischen, durch gar keinen Buchstaben, sondern durch Bilder, welche dann conventionelle Zeichen geworden, dargestellt werden, so muss er natürlich bald zu viel, bald zu wenig Buchstaben erhalten. So liest er einen gewissen Reif ◌ immer r; dieser steht auch hinter der bekannten Gruppe für Aegypten, welche demotisch, wie hieroglyphisch, aus k und m gebildet wird, und dem koptischen ⲕⲏⲙⲓ entspricht. Der Reif ist hier das bekannte Determinativ der Lokalitäten, ein Kreis mit vier Haken, den man für einen Stadtplan hält, und der hieroglyphisch hinter ⲕⲏⲙⲓ nie fehlt. De Saulcy liest aber ⲕⲏⲙⲣ̀, und beruft sich darauf, dass r im Koptischen oft abfalle. Wäre dies aber hier der Fall, so müsste ja doch das r in der alten hieroglyphischen Sprache erhalten gewesen sein, wenn es noch

im Demotischen zum Vorschein kommen soll. Es hat noch niemand je einen Fall bemerkt, wo das Koptische ein Schluss-r angesetzt hätte, welches im Hieroglyphischen nicht vorhanden wäre. Er geht noch weiter, und glaubt durch dieselbe Bemerkung auch den Ueberschuss von andern Buchstaben rechtfertigen zu können. Siegen heisst ϫⲣⲟ im Koptischen, hieroglyphisch , akr, bekannt aus dem Namen Nitocris, *Ἀθηνᾶ νικηφόρος*, Net-akr: im demotischen Texte steht in bekannten Buchstaben ϫⲣⲟ (ϫ ist meist aus k hervorgegangen), und dahinter das Determinativ des bewaffneten Arms, ganz wie im Hieratischen, also unverkennbar, aber ähnlich dem alphabetischen Zeichen für k; de Saulcy liest also ruhig *krok*, und meint, das k müsse später im Koptischen (und also auch früher im Hieroglyphischen?) abgefallen sein (p. 142). Er führt allerdings für seine ursprüngliche Form ϫⲣⲟⲕ eine Stelle aus Zoëga Catal. Copt. p. 455 (lies 457) an, in welcher ϫⲣⲟϩ vorkommen soll, bemüht sich aber nicht, diese für ihn so wichtige Form in der citirten Stelle selbst aufzusuchen, sondern begnügt sich mit einem Schreib- oder Druckfehler in Champollion's Précis; Zoëga giebt nämlich ganz richtig ϫⲣⲟ ohne ϩ. Ebenso will er p. 200 TRK lesen statt des koptischen ⲧⲣⲉ, der Geier, und TNK statt ⲧⲉⲛϩ, der Flügel. Der Name des Geiers ist aber hieroglyphisch immer NR (Astronom. Decke im Rameseum), NRU od. NUR (Todtenbuch, Kap. 157, 3 u. oft) entsprechend dem koptischen ⲛⲟⲩⲣⲉ; und der Flügel heisst auch hieroglyphisch TNH wie im Koptischen ⲧⲉⲛϩ; die Erklärungen durch abgefallenes oder verändertes k, wie de Saulcy will, sind also auch hier völlig unmöglich. Endlich kann auch überhaupt der Federstab der Monumente, welchen Lenormant in der von de Saulcy angeführten Stelle beschreibt, nichts mit der demotischen Gruppe von *ἀθλοφόρος* zu thun haben, weil jenes Symbol *chu* lautet, wie seine phonetischen Varianten beweisen.

Statt *suten* (kopt. ⲟⲩⲣⲱⲙⲛ regere), dem gewöhnlichen Worte für König, liest de Saulcy nach seinem ihm allein eigenen Alphabete *matoar*, und erklärt es durch ⲙ (dans) ⲁⲧⲟ (multitude, ⲟⲩⲏⲣ (grand): *dans la multitude grand!* ohne Zweifel sich stützend auf die längst als falsch aufgegebene Erklärung des Horapollon, welcher die Biene durch *λαὸν πρὸς βασιλέα πειϑήνιον* deutet; denn diese Stelle führt er noch in seinem letzten Aufsatze (Rev. Archéol. 1846. p. 291) an. Wenn er die hieratische Gruppe (, hieroglyph.) für *suten* angesehen hätte, so würde ihm die Identität mit der allerdings oft sehr flüchtig gezogenen demotischen Gruppe in die Augen gesprungen sein. Was er m liest, ist die Andeutung des königlichen Namenschildes [1]); denn er gleicht nicht allein vollkommen dem Zuge, der in dieser Bedeutung vor allen Königsnamen steht, sondern findet sich auch vor mehreren andern königlichen Titeln oder Beinamen, wie Epiphanes, Soter, und hat schon im Hieratischen Analogien für sich. Die Gruppe für Soter, welche bereits Young ganz richtig ⲛⲟϩⲉⲙ las, liest folglich de Saulcy unrichtig ⲙⲛⲉϩⲣⲉ, hält ⲣⲉ für paragogisch, und ⲙⲁ für den Imperativ von ϯ dare, woraus er *dans salutem* componirt. Zum Ueberfluss finden wir das ganze Wort *nehem* schon in der hieroglyphischen Bezeichnung für Soter, aber nichts von de Saulcy's Zusätzen. Statt ihrer findet sich in der Regel hinter *nehem* der bewaffnete Arm, als Determinativ. Dieser erscheint ganz wie hinter ⲭⲣⲟ, auch in der Inschrift von Philae. Aber es steht ihm fest: L'existence des symboles ne doit être admise dans l'écriture démotique qu'*en désespoir de cause* (p. 29). Hier giebt er diese Sache noch nicht verloren, sondern nimmt wieder das ähnlichste Buchstabenzeichen k, und liest statt

1) Ich bemerke, dass ihm dieser Umstand als Zweifel an einer andern Stelle nicht ganz entgangen ist.

nehem ohne Anstoss мнqмк, indem er erklärt: „cette fois le groupe est terminé par *la paragogique k* au lieu de la *paragogique r.*“ Ist das Erklärung? und wäre so etwas in irgend einer Sprache möglich? Und doch nennt er die ägyptische Sprache une langue mathématique et sévère, worunter ich mir wenig denken kann.

Die bekannte hieroglyphische Gruppe [hieroglyphs] *setep* copt. сєтєп, eligere, welche so häufig in Königsnamen angetroffen wird, z. B. in setep en Ra, setep en Ptah, von Ammianus richtig übersetzt *ὃν Ἥλιος προέκρινεν*, *ὃν Ἥφαιστος προέκρινεν,* kommt auch in der Inschrift von Rosette vor, in setep (en) Ptah, *ὃν Ἥφαιστος ἐδοκίμασεν.* Das erste Zeichen, welches dem hieratischen s fast ganz gleich geblieben ist, wird aber von de Saulcy wieder mit dem schief stehenden ähnlichen f verwechselt, obgleich er die Bedeutung s schon aus Young lernen konnte, welcher zweimal das griechische Wort Soter damit beginnend fand; freilich ging wieder der Haken vorher, den de Saulcy m liest, und er würde daher msoter gelesen haben, wie mnebemk, matoar u. a.; das Endzeichen, welches auch im Hieratischen oft schon ganz eine S-Form annimmt, obgleich es aus einem ganz verschiedenen Zeichen entstand [hieroglyph], wird gleichfalls von ihm für f gehalten; er liest also statt des bekannten Setep, welches sowohl mit den Hieroglyphen als mit dem Koptischen und mit der griechischen Uebersetzung vollkommen übereinstimmt und in der Erklärung des materiellen Zeichens, wenn man die festverbürgte hieratische Form, wie billig, zur Vergleichung zieht, nicht die geringste Schwierigkeit darbietet, *ftpf*, und erklärt diese Buchstabenverbindung, indem er sie zerlegt in die koptischen Wörter qı, sumere, auferre, und тєп gustare, тпı, gustus, und q Pron. der 3. Person. Dann schliesst er weiter: „ϭı et qı ayant exactement le même sens *sumere*, *ferre*, etc. il ne saurait de-

„meurer *un seul instant douteux* que ϥⲓⲧⲛⲓ est un *équivalent* „*forcé* de ϭⲓⲧⲛⲓ (gustare), et que le sens *rigoureux* du mot „égyptien ftp était *goûter*, *déguster*. De là à *éprouver*, à „*essayer*, il y a certainement bien près. La traduction lit-„térale de ftpf est donc: *a goûté* lui, *a pris le goût* de lui, „pour: *a éprouvé*, *a essayé* lui. Il faudrait être *plus qu'* „*exigeant* pour ne pas se contenter de cette traduction „égyptienne du grec *ὃν ἐδοκίμασεν*.“ Solche Philologie hält also de Saulcy nicht nur für erlaubt, sondern für preiswürdig, und glaubt noch ein übriges gethan zu haben! Ein noch glänzenderes Beispiel seiner Kombinationsgabe giebt er p. 133. 134, wo er deduciren will, wie der erste Theil der Gruppe Philopator, den er ref liest (obwohl weder ein r noch ein f nachweisbar ist), liebend bedeute. Im Koptischen bildet die Vorsetzpartikel ⲣⲉϥ Substantive, z. B. ⲉⲓⲣⲉ facere, ⲣⲉϥ-ⲉⲓⲣⲉ factor, ⲣⲟⲉⲓⲥ custodire, ⲣⲉϥ-ⲣⲟⲉⲓⲥ, custos, ⲥⲕⲁⲓ arare, ⲣⲉϥ-ⲥⲕⲁⲓ arator, ϥⲟϣⲉⲛ, ministrare, ⲣⲉϥ-ϥⲟϣⲉⲛ minister, ⲙⲓⲥⲓ gignere, ⲣⲉϥ-ⲙⲓⲥⲓ genitor, ⲉⲣⲡⲉⲧⲛⲁⲛⲟⲩϥ benefacere, ⲣⲉϥ-ⲉⲣⲡⲉⲧⲛⲁⲛⲟⲩϥ benefactor, ⲛⲟⲃⲓ peccare, ⲣⲉϥ-ⲛⲟⲃⲓ peccator. Hiervon ausgehend giebt de Saulcy folgende Analyse der Gruppe der Philapatoren, welche er ⲣⲉϥ-ⲉⲧⲟ liest (p. 133): „En copte, le mot ⲣⲉϥ signifie celui qui fait l'action désignée par le radical que précède cette particule. Voyons donc, si le sens: celui qui aime, peut se déduire de quelques exemples pris dans la même langue. ⲛⲁⲛⲉ veut dire bon; ⲉⲛⲁⲛⲉϥ, qui est bon; ⲉⲣⲡⲉⲑⲛⲁⲛⲉϥ, fair le bien, d'où enfin ⲣⲉϥⲉⲣⲡⲉⲑⲛⲁⲛⲉϥ, bienfaisance. Dira-t-on qu'ici l'on doit traduire ces deux derniers mots suivant le sens grammatical moderne de la particule ⲣⲉϥ, celui qui fait l'action de faire le bien, l'action de faire l'action de faire le bien? N'y a-t-il pas dans ces mots un double emploi presque ridicule de la même idée faire? et peut-on conserver quelque incertitude sur le vrai sens du mot: celui qui aime à faire le bien, amour de faire le bien? *Personne, je l'espère, n'en doutera plus que moi.*

Enfin, père de famille se dit peqmici: donnerons-nous à ce mot le sens grossier: celui qui fait des enfants, ou bien traduirons-nous: celui qui aime ses enfants? Pour ma part, je n'hésite pas à regarder le second sens comme le seul vrai. Donc, le mot [demotic] „RF (pq) du décret de Rosette, et [demotic], PRAF (npaq), féminin [demotic], ERAFT (epaqт), signifient celui ou celle qui aime."

Nun heisst aber lieben hieroglyphisch ohne Ausnahme mi, mei, meri, und ebenso koptisch ме, маι, мєрє; in Zusammensetzungen Mi-Amen, griech. *Μιάμμουν*, den Ammon liebend; Mi-mut Philometor, Mi-sen Philadelphus; und ebenso koptisch: маι-сон Philadelphus, маι-шнрι den Sohn liebend маι-рωмє, menschenliebend, маι-ноүт Gott liebend u. s. w. Ist es nun wohl denkbar, dass in solchen Punkten, in denen die hieroglyphische und die koptische Sprache nicht von einander abweichen, die demotische sich einer ganz fremden Form bedienen sollte, welche im Hieroglyphischen gar nicht nachzuweisen ist, und im Koptischen weder die gesuchte Bedeutung hat, noch überhaupt, der Regel nach, mit Substantiven, wie hier geschähe, zusammengesetzt wird? Oder ist es nicht sicherer, anzunehmen, dass die als r und f supponirten Zeichen sich aus der hieratischen Gruppe für маι herausgebildet haben?

Es wird nicht nöthig sein, dem Verfasser noch weiter in seiner Analyse demotischer Gruppen zu folgen und nachzuweisen, wie es ihm möglich wird, das bekannte Zeichen ☥ hierat. [hieratic], demot. [demotic], hieroglyphisch und koptisch *anch*, ωnϩ, leben lautend, nur ω zu lesen und *étant* zu übersetzen, (p. 155); oder wie er aus der Gruppe der Stadt Memphis, hierogl. Men-nefr, kopt. мєнqι, мємqι, herausbuchstabiren kann шαϫροι, wobei er noch ausserdem bedauert, dass er es nicht auf ϫρο, Sieg, zurückführen könne, weil dieses in der demotischen Schrift ϫρон laute; sonst würde das Wort,

die Sieggewohnte bedeuten, wie wenn man arabisch sagen wollte: El Mansurah[1]) (warum nicht El Qáhirah d. i. Cairo, die Siegreiche?)

Wenn ich jetzt noch de Saulcy's letzter Arbeit auf dem Aegyptischen Felde, die mir bekannt geworden ist, gedenke, seiner beiden Artikel mit der Ueberschrift: *Examen des écrits de Klaproth sur la découverte de Champollion le jeune* (Rev. Archéol. vol. III. p. 12—33. 65—77.), so kann es in sehr wenigen Worten geschehen. Eine Vertheidigung Champollion's gegen Klaproth ist 1846 ein reiner Anachronismus. Ebenso gut könnte man sich noch mit der Widerlegung der Schriften von Palin, Gulianoff u. A. beschäftigen. Der einzige, der es de Saulcy Dank wissen würde, dass er dgl. litterarischen Skandal aus seiner Vergessenheit noch einmal hervorzieht, wäre Klaproth selbst, wenn er noch lebte. Auch der Artikel gegen Dujardin war im Grunde überflüssig und beide Kritiken würden nur dadurch Werth erhalten haben, wenn sie de Saulcy Veranlassung gegeben hätten, eigne neue und gediegene Ansichten geltend zu machen. Das ist aber nicht der Fall. Klaproths Angriffe gegen Champollion sind zum grossen Theile böswillig; das ist allgemein anerkannt, von Allen welche darüber geurtheilt haben. Champollion hat sich daher auch nie selbst die Mühe genommen, ein Wort darüber zu veröffentlichen. Abgesehen aber von der tadelnswerthen Absicht, welche der Schrift von Klaproth zum Grunde liegt, ist es nicht zu verkennen, dass seine Art zu diskutiren und seine vorgesetzten Absichten gelehrt zu vertheidigen, von grösserem Scharfsinn und vorsich-

1) p. 261: ϫⲣⲟⲓ pourrait être un mot en rapport avec le mot moderne ϫⲣⲟ, victoire, de telle sorte que le nom de Memphis serait la victorieuse, comme qui dirait en arabe, El Mansourah. Malheureusement le texte du décret nous ayant fourni le mot *pidjrok*, la victoire, muni d'un k final, que le temps a fait disparaître de la prononciation, il me semble bien difficile que le mot d'orthographe toute différente [illegible], ait pu avoir la même signification.

tigerer Gewandtheit zeugt, als die seines neuen Gegners. Im Ganzen ist aus dieser letzten Arbeit von de Saulcy sehr wenig zu lernen. Faktisches, was die Wissenschaft interessiren könnte, kommt so gut wie gar nicht darin vor. In den wenigen Hieroglyphengruppen, welche besprochen werden, rechtfertigt er Champollion gegen Klaproth *aus Salvolini*, nimmt aber auch dessen Irrthümer, weil er ihre Widerlegungen nicht kennt, gelegentlich mit auf, z. B. p. 29 die Erklärung der Biene aus Horapollon, nach welcher er die bekannte Gruppe [hieroglyphs] übersetzt: „König des gehorsamen Volkes", obgleich schon längst dagegen ausser vielen andern Gründen angeführt ist, dass der Plural [hieroglyphs] geschrieben wird, woraus hervorgeht, dass die Biene nicht das Volk, sondern auch den König, (wie Amm. Marcellinus richtig angiebt) bedeutet, und zwar den König von Unterägypten, wie [hieroglyph] zunächst den König von Oberägypten.

Aus dem ganzen Artikel geht aber hervor, dass sich de Saulcy noch sehr wenig mit den Hieroglyphen beschäftigt hat. Dies ist an sich natürlich kein Vorwurf; obgleich es sehr wünschenswerth wäre, dass sich, namentlich in Frankreich, der Wiege dieser Wissenschaft, endlich jüngere Gelehrte der reifen und reichen Ernte annähmen und sich gründlich mit den glänzenden Resultaten Champollions vertraut machten, um darauf in einer des Begründers würdigen Weise fortzubauen.

Es wird aber ein Vorwurf, wenn de Saulcy meint, in dieser Wissenschaft als eine Autorität auftreten zu können, ehe er noch ihre Schwelle überschritten hat, wenn er belehren will, ehe er gelernt hat. Dieser neue Zweig der Sprach- und Alterthums-Wissenschaft ist nicht schwerer, aber auch nicht leichter zugänglich, als jeder andere.

Wer sich dem Studium der demotischen Inschriften wid-

men will, muss nothwendig die Kenntniss der bis jetzt gewonnenen hieroglyphischen und hieratischen Resultate, ebensowohl wie die Kenntniss der koptischen Sprache dazu bringen; denn das Verhältniss ist in der That so, wie es Champollion gegen seine eigne frühere Ueberzeugung ganz richtig anerkannt hat, dass das demotische Schriftsystem wesentlich ganz dasselbe mit dem hieroglyphischen ist, nämlich gemischt aus ideographischen und phonetischen Zeichen, nur dass die ideographischen Elemente etwas mehr gegen die phonetischen zurückgetreten sind. Die Zeichen sind durch fernere, theils schwerer, theils leichter nachweisbare Umformung, wie sie mit der Zeit jede Cursivschrift erfährt, aus den hieratischen Zeichen entstanden, wie diese aus den hieroglyphischen. Die Sprache der demotischen Texte ist die damalige Volkssprache, und weicht daher vielfach von dem heiligen Dialekte, der den Hieroglyphen zum Grunde liegt, ab, tritt aber der koptischen Sprache um so näher, weil diese gleichfalls die Volkssprache repräsentirt, nur um einige Jahrhunderte später. Dieses Verhältniss der verschiedenen ägyptischen Dialekte war von Champollion noch nicht richtig aufgefasst; daher es ihm in der Entzifferung und noch mehr in der überzeugenden Darstellung oft sehr hemmend im Wege stand. Eine andere wesentliche Unvollkommenheit seiner Auffassung und Darlegung des Hieroglyphensystems liegt in der Vermischung der allgemeinen und der bedingten Lautzeichen, deren strenge Sonderung, wie mir scheint, eine nothwendige Bedingung jedes Fortschrittes auf diesem Felde ist. Ich habe versucht diese Sonderung für die Hieroglyphen nachzuweisen und zu begründen in meiner *Lettre sur l'alphabet hiéroglyphique*, und habe ebendaselbst die Verschiedenheit der Dialekte der ägyptischen Schriftdenkmäler in ihrer grossen Wichtigkeit geltend gemacht und besprochen. Auch für die demotische Schrift muss vor allen Dingen das wenig umfangreiche allgemeine Lautalphabet ausgeschieden werden; dann ist für jedes

andere Zeichen, wie bei den Hieroglyphen, die Klasse zu bestimmen, in die es gehört. Nur auf diesem Wege ist gesunder Fortschritt zu hoffen. Das allgemeine Alphabet ist bisher am richtigsten von Leemans dargestellt worden, aus den überschriebenen Papyrus von Leyden, in seinen Monumens Egyptiens du musée d'antiquités des Pays-Bas. Tab. 8. Nur erscheinen sie hier vom griechischen Standpunkte aus gesammelt.

Sie lassen sich auf folgende Uebersicht reduciren:

a.	s.
i. e.	sch.
o.	gh.
u.	h.
b.	r.
p.	l.
f.	m.
d. t.	n.

Dagegen sind Zeichen wie

demot. hierat.

und andere ganz wie die entsprechenden hieroglyphischen nur bedingt phonetisch, und wiederum folgende Zeichen:

demot. hierat. hierogl.

u. a. in allen drei Schriftarten rein ideographisch, theils selbständig, theils determinirend.

Durch die grosse Vereinfachung so vieler ideographischer Zeichen ist es sehr natürlich geschehen, dass eine Anzahl derselben sich hin und wieder sehr ähnlich wurden, jenachdem sie der Schreiber sorgfältiger auseinander hielt, oder sich mehr auf die Einsicht des Lesers verliess, welcher aus dem Zusammenhange leicht das richtige Verständniss entnehmen konnte. Wie viel geben oft unsere eigenen Handschriften zu rathen durch Nachlässigkeit im Auseinanderhalten ähnlicher Buchstaben, und welcher Sinn würde sich oft für einen Leser ergeben, welcher nach Art des Herrn de Saulcy zur Analyse solcher Schriften schreiten wollte!

Ueberhaupt fällt man nie in gewissere und hartnäckigere Irrthümer, als bei einer solchen mechanischen oder, wie de Saulcy sich ausdrückt, mathematischen Art der Untersuchung, welche ihre Principien a priori bestimmt, und dann trotz aller Warnung der Konsequenzen „mit Hartnäckigkeit" fest hält. Es wäre freilich bequemer, wenn sich Kritik nach mathematischen Formeln üben liesse; die lebendige Wissenschaft aber

spottet solcher Uhrfedern, mit denen man sie in Bewegung setzen möchte. Die Regeln der Kritik müssen aus der Erfahrung genommen sein und sich durch die Anwendung bewähren. Aus welcher Erfahrung ist aber die Grundregel de Saulcy's in seiner Entzifferungsweise: „dass man in einer Volksschrift keine Symbole, sondern nur alphabetische Zeichen suchen dürfe" (siehe oben) genommen? Ist ihm die chinesische Schrift nicht eingefallen, und die noch heutzutage und von ihm selbst geübte Schrift der Mathematiker, ich meine die Ziffern? Ist nicht jede Gleichung eine ideographisch geschriebene Phrase und sind die Logarithmentafeln nicht ideographisch geschriebene Bücher? Die Erfahrung hat also nichts mit der Grundformel, die er aufstellt, zu thun, und ebensowenig findet sie, wie wir gesehen haben, in der Anwendung ihre Rechtfertigung.

Der Zweck dieser Blätter war, nachzuweisen, dass de Saulcy weit entfernt ist, in der Aegyptischen Wissenschaft, und namentlich in der Entzifferung des Demotischen, mit der er sich am meisten beschäftigt hat, eine Autorität in Anspruch nehmen zu können. Er ist scharfsinnig und gewandt in seinen Untersuchungen, aber unkritisch und voreilig, und verbindet mit seinem Scharfsinn nicht den unmittelbaren Takt für das Richtige, der bei Champollion so eminent war und sein jedenfalls geringeres analytisches Talent so glücklich ersetzte. De Saulcy wird in Gegenständen, die nur von Wenigen controlirt werden können, durch seine sichere und gewinnende Darstellung leicht Gläubige finden, und ich würde es daher für ein Verdienst halten, wenn es mir gelungen wäre, die vollkommene Unzuverlässigkeit seiner bisherigen Behauptungen und Resultate auf dem Felde der demotischen Analyse nachzuweisen. Er hat hier nicht nur nichts neues zu Tage gefördert, sondern bereits mit Recht anerkannte Grundsätze und in deren Gefolge eine Menge einzelne richtige Erklärungen entschieden misskannt. Dennoch bin ich weit

entfernt ihn etwa in die Reihe jener Aegyptologen zu setzen, welche mit dem gelehrten Jesuiten Pater Kircher 1652 beginnt und bis jetzt mit dem gelehrten Jesuiten Pater Secchi 1847 schliesst; davor wird ihn die Schärfe seines Verstandes und sein allgemeines Talent jederzeit bewahren. Ich zweifle auch nicht, dass wir seiner Feder noch manches Neue und Gediegene zu verdanken haben werden, wenn er sich ausschliesslicher einem einzigen Gegenstande zuwenden wird. Für die demotischen Studien würde es aber noch immer von grösstem Nutzen sein, die Arbeit von Champollion über den demotischen Text von Rosette, auch wenn sie nicht seine letzten Ergebnisse enthalten sollte, zu veröffentlichen, weil selbst die flüchtigste Vermuthung Champollions mehr Werth hat, als lange Deductionen anderer, auf diesem Felde ungeübter Gelehrter [1]).

1) Der erste Theil dieses Aufsatzes, soweit er sich auf das Decret von Philae bezieht, ist mit einigen Veränderungen als Brief an Herrn Letronne zu Paris in der Revue Archéologique vom 15. Apr. 1847 mitgetheilt worden.

Ueber homo und deus,

von Conrad Hofmann in München.

Es klingt vielleicht wie Ketzerei, wenn man jetzt noch mit der Behauptung auftritt, *homo* sei nicht *Adam*, nicht der Erdgeborne, und *deus* keineswegs das sanskritische *deva*, noch viel weniger das griechische θεός.

Man hat *homo* gewöhnlich mit *bhûmi*, dieses mit *humus* identificirend, zusammengestellt, und *humanus* direct von *homo* abgeleitet, was alles sich recht schön abrundet, aber hinterdrein doch manche skeptische Bedenken zulässt. Dass das sanskr. *bh* im Lateinischen der Regel nach durch *f* wiedergegeben wird, ist bekannt und bestätigt sich auch an der vorliegenden Wurzel *bhû*, die im Lateinischen *fu* — lautet. Warum sollte dieselbe Wurzel in *homo* und *humus*, welche beide ich keineswegs zusammenstelle, durch *h* wiedergegeben sein? *Homo* ist gebildet mit dem Suffixe *mo*, *minis*, welches dem sanskr. *mâ* Genitiv *manas* entspricht, so wie das neutrale *men*, *minis* (z. B. in *carmen*) dem sanskr. neutralen *ma* Gen. *manas*, so dass wir also annehmen dürfen, die Suffixa *mâ* und *ma* haben im Sanskrit ursprünglich *mân* und *man* gelautet, was durch das griech. — μην bestätigt wird.

Dieses *mâ* bildet nomina agentis, *ma* nomina actionis; wir müssen also in *ho* eine Wurzel suchen, die fähig ist, ein solches nomen agentis zu werden, was bei *bhû* nicht stattfindet.

Da sich nicht aus dem Latein und Sanskrit allein über die ursprüngliche Natur des *h* entscheiden lässt, weil es in beiden Sprachen als Vertreter ganz verschiedener Laute

dient, so wenden wir uns zunächst an das Gothische, wo uns *homo* als *guma*, (Gen. *gumins*, althochdeutsch *gomo*, angels. *guma*, nordisch *gumi*) und das Litthauische, wo es als *źmogus*, Plur. *źmones*, erscheint, dessen *gus* ich zwar nicht zu erklären vermag, höchstens an sanskr. *ja* (geboren, in Zusammensetzung) erinnern möchte, was indess für die Identität des Wortes mit *homo* gleichgültig ist, da der Plural dieses Anhängsel verliert und *źmones* mit *homines* ganz genau übereinstimmt. Diese beiden Formen nun weisen auf einen ursprünglichen G-laut zurück, und die gothische insbesondre auf einen aspirirten G-laut, auf *gh*, was wir freilich auch im Sanskrit in den allermeisten Fällen schon zu *h* verdünnt sehen. Wir haben nun im Sanskrit zwei Wurzeln, in denen sich ein solches aus *gh* entstandenes *h* findet, *hu* und *hve*, (opfern, rufen). Ich schreibe letztere, wie sie die indischen Grammatiker schreiben, wiewohl es in der That keine Wurzeln auf *e* im Sanskrit giebt und die eigentliche Form der Wurzel *hva* lautet, dessen *a* die Grammatiker mit dem Bindevocal des Präsens *y* in *e* zusammenziehen. Allein auch in *hva* sehen wir nur eine nach phonetischen Gesetzen umgewandelte Form für *hava*, welches in den Veden wirklich vorkommt, *havate*, *havâmahe*, und daneben die für unsere nachfolgende Untersuchung wichtige verkürzte Form *hvâmahe*. Die reduplicirende Wurzel *hu* ist nun wesentlich dasselbe was *hva* oder *hava* oder, um es richtiger auszudrücken, die iterative Form der Wurzel *hava*, in der sich nach Ausfall des *a* der Halbvocal in seinen entsprechenden Vocal verwandelt hat. Ich glaube, dass wir hiermit auch den Grundbegriff von *hu* gefunden haben: *juhoti* er opfert, bedeutet so viel als: *er ruft eifrig*. Dem lat. *homo* würde also eine Sanskritform *hvamâ*, Gen. *hvamanas*, od. *havmâ* entsprechen. Man kann allerdings einwenden, es müsste, da das Suffix *man* Guna verlangt, *hvâmâ* heissen, allein diess ist nicht der Fall. Wurzeln mit zwei Consonanten guniren das *a* nicht, und wenn aus *kṛi karma*

wird, so ist diess eben nur ein scheinbares Guna, d. h. das Suffix schliesst sich hier an die eigentliche, reine Wurzelform an, die *kar* und erst durch Verkürzung *kṙi* lautet. Aus *havmâ* nun muss im Sanskrit *homâ* werden, d. h. der Halbvocal *v* wird zum Vocal des nachfolgenden Consonanten und bildet nun mit *a* den Vocal *au*, der später, wie in so vielen andern Sprachen, *o* wird.

Dieses *homâ* mit *homo* zu identificiren, wäre ein arger Missgriff. Wir müssen, um *homo* zu erklären, auf die ursprünglichen Formen *hvaman* und *havman* zurückgehen, die nach sanskritischen Lautgesetzen allerdings nicht mehr vorkommen können, aber theoretisch vorausgesetzt werden müssen. Aus *hvamâ* nun wird durch Ausfall des *v*, welches aber eine Trübung des *a* hinterlässt, wodurch dasselbe zu kurzem *o* wird (wie *soror* aus *svasṙi*), *homo*, aus *havmâ* wird die Nebenform *hemo*, indem *v* vor *m* ausfällt und *a* zu *e* wird. *Hemo* also, und nicht *homo*, wäre mit *homâ* identisch. Die Bedeutung von *homo* ist demnach: *der Rufende, Sprechende, mit Sprache Begabte*, gewiss die einfachste und nächstliegende Bezeichnung des Menschen. *Humanus* dürfen wir natürlich nicht direct von *homo* ableiten, sondern müssen es als Part. auf *mâna* von der Wurzel *hu* od. *hva* fassen [1]). Wir sehen hiermit, dass *homo* aus derselben Wurzel stammt, wie das sanskr. *jihvâ* Zunge, die man nicht länger mit *dingua* und *lingua*, (von den Wurzeln *dih* und *lih*) zusammenstellen sollte. (Wegen *lingua* vergleiche man litth. *liežuwis* die Zunge, und *laižau* lecken.) *Jihvâ* ist eine Iterativform von *hva* und bedeutet die *Ruferin*, vorausgesetzt, dass die Bedeutung *rufen* wirklich die ursprüngliche unserer mehrerwähnten Wurzel und nicht selbst bereits von einer noch concreteren, sinnlicheren Bedeutung oder vielmehr Anschauung abstrahirt

1) Man vergleiche z. B. die vedische Form *juhûmasi*, die uns wohl auf *hûmâna* einen Schluss erlaubt.

ist; denn ich glaube, wir brauchen heutzutage keinen Beweis mehr, dass Friedrich Schlegels Ansicht, die Sprachwurzeln hätten ursprünglich abstracte und allgemeine Bedeutungen gehabt, das absolute Gegentheil der Wahrheit ist und alle vergleichende Sprachforschung geradezu auf den Kopf stellen würde.

Dass *deus*, *θεός* und *devas* identisch seien, ist einer der am allgemeinsten angenommenen Sätze der vergleichenden Grammatik. Aus *devas* construirt man *deus* durch die Annahme, das *v* sei ausgefallen, und in Folge dessen habe sich das *e* verkürzt. Dieselbe Verkürzung und denselben Ausfall des *v* nimmt man im Griech. an, ist aber ausserdem noch genöthigt, die Verwandlung des *δ* in *θ* durch den Einfluss des ausgefallenen *v* zu erklären. Was nun das Lateinische betrifft, so ist bekannt, dass ein Ausfall des *v* zwischen zwei Consonanten hier keineswegs, wie im Griechischen, durch die Lautlehre gefordert wird, und das sanskritische *e* keineswegs einem lat. *e* entspricht. Daher müssen wir diese Etymologie aufgeben, und *devas* mit *divus* gleichstellen, welches ihm auch in der Bedeutung am nächsten kömmt. Vielleicht wird sich durch umfassendere Untersuchungen ergeben, in welchen Fällen einem sanskr. gunirten Vocal im Lateinischen die Verlängerung des Vocals entsprechen muss. Hier würde eine solche Untersuchung zu weit führen. Da das *e* von *deus* in der Flexion mit *i* wechselt (*dii*, *diis*), so dürfen wir, wie in *eo*, *is*, *imus*, *eunt*, *iens*, *euntis*, *i* als das Ursprüngliche setzen und *e* als durch den Einfluss des folgenden *u* und *o* entstanden betrachten. Auf eine Form *dius* zu schliessen berechtigt uns das Vorhandensein von *dies* und *Diana*, in denen man Ausfall eines *v* nur unter der Voraussetzung annehmen kann, dass überhaupt eine Wurzel *di* gar nicht existirt habe. Gleichwohl finden wir im Sanskrit *adya* heute, *sadyas* sogleich, *dina* Tag, *diti* die Mutter der Dämonen (Asuren), lauter Formen, die auf eine Wurzel *di* weisen,

wenn man nicht in allen ein ausgefallenes *v* annehmen will. Im Irischen heisst *dia* Gott; hier hätten wir also die am reinsten erhaltene Form des Wortes. Die germanischen Dialecte haben die dem sanskritischen *div* entsprechenden Formen *Tiu*, *Zio*, *Tyr-sun*, von *deva* keine Spur. Erst das Litthauische, bei dem man wohl eine spätere Trennung vom Sanskrit annehmen darf, hat *diēwas*, was indess nicht nothwendig auf *deva* führt, sondern auch einem sanskr. *diva* entsprechen könnte. Die Wurzel *div* selbst scheint eine abgeleitete zu sein, wenigstens spricht die Verlängerung des Vocals in der Flexion und die Formen *dyô dyavi* für ein ursprüngl. *dyav* aus *di-av*.

Dass das griech. *ϑεός* = *deus* = *devas* sei, soll daraus hervorgehen, dass das ausgefallene *v* die Wirkung gehabt habe *δ* zu aspiriren. Zum Beweise wird *ϑυγάτηρ* = *duhitṛi* und *ϑύρα* = *dvâra* angeführt, (den *φιάλη* von *πίνω* steht noch eben so unbewiesen als *ϑεός* von *devas*). Dass in *ϑυγάτηρ* das *ϑ* durch den Zurücktritt der Aspiration und nicht durch den Einfluss des *u* entstanden ist, bedarf wohl keines Beweises. Eben so können wir das *ϑ* in *ϑύρα* dem Einflusse des *ρ* zuschreiben, wenn es wirklich = *dvâra* sein soll, wiewohl auch das goth. *daur* auf ursprüngliches *dh* zurückweist. Da ferner neben *ϑεός* und seinen Ableitungen eine Reihe von Formen mit anlautenden *δ* besteht, die unzweifelhaft zum sanskr. *div* gehören, so sieht man nicht ein, warum *v* gerade nur bei *ϑεός* die Aspiration des Anlauts zur Folge gehabt haben solle. Es findet sich nun im Sanskrit eine Form, die mit *ϑεός* absolut identisch ist: *dhava*. In den Veden kommt des Wort, wie ich aus einem Auszuge des Nirukta ersehe, vor mit der Bedeutung *manushya*, später bedeutet es *Gatte*, *Hausherr;* der erste der Vasavas heisst *Dhava*. Die Urbedeutung des Wortes wage ich nicht zu bestimmen, nur so viel steht ausser Zweifel, dass es mit der Wurzel *dhu* zusammenhängt. Dass Götter in den Veden mit Menschennamen angeredet werden, ist bekannt;

purusha, *Mann*, bedeutet sogar den Weltgeist; ich erinnere ferner an *pati*, das von Göttern und Menschen gebraucht wird, im Griech. (*πόσις*) nur noch von Menschen oder wenigstens im menschlichen Sinne.

Die vergleichende Grammatik muss sich, wie Grimm mit Recht bemerkt, an die Form halten, Buchstaben um Buchstaben erklären und nicht Wörter, die gleiche Bedeutung und scheinbar gleiche Form haben, zusammenstellen, so lange auch nur ein Buchstabe widerstrebt; am wenigsten aber darf sie für einzelne Fälle, die sich nicht mit den vorhandenen Mitteln erklären lassen, exceptionelle Regeln machen, wie es tausendmal geschehen ist. Ich bin weit entfernt, meine oben ausgesprochenen Vermuthungen für bewiesen zu halten, und glaube sogar, das sie weder bewiesen noch widerlegt werden können, so lange es der vergleichenden Grammatik der arischen Sprachen an einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Lautlehre fehlt, wie sie Grimm für den germanischen Sprachenkreis geliefert und damit das Gewisse an die Stelle des Geistreichen gesetzt hat, einer Kategorie, die in der vergleichenden Sprachkunde so wenig als möglich zur Anwendung kommen sollte, wenn diese Wissenschaft für die Geschichte des Menschengeschlechts wirklich das werden will, was die Geologie für die Geschichte unseres Weltkörpers zu werden verspricht.

Zwei Fetwa's

mitgetheilt vom Herrn Missionar

W. G. Schauffler.

Constantinopel d. 28. Apr. 1847.

. . . Ich schliesse Ihnen hier zwei Fetwa's bei, die, wenn sie Ihnen nicht schon von anderer Seite mitgetheilt worden sind, für die Leser ihrer orientalischen Zeitschrift nicht uninteressant sein dürften. Ich habe denselben eine einfache, möglichst genaue Uebersetzung beigefügt, um der Redaction eine kleine Mühe zu ersparen. Einige eingängliche Bemerkungen bezeichnen den Standpunkt dieser beiden theologischen Gutachten.

No. 1. Bezieht sich auf die Bekehrung der Aleppinischen unirten Griechen zur katholischen Kirche. Schon vor ungefähr zwei Jahrhunderten fingen die Gemüther Mehrerer dort an, sich dem Katholicismus zuzuneigen, bis endlich vor beiläufig hundert Jahren der Kampf entschieden und die unirten Griechen in Aleppo anerkannt wurden. Das hierauf bezügliche Fetwa (No. 1.) befindet sich in einem Mscpt., das mir nicht zu Gesicht gekommen ist. Ein Expl. dieses sehr seltenen Buches existirt in der Bibliothek unserer Missionsstation zu Beirût, und Herr v. Wildenbruch, k. Preuss. Consul daselbst, hat sich eine Abschrift davon anfertigen lassen. Der Verf. des Tarich's von 3 Bden. ist der Emir Haider. Er fängt mit der Geburt Mohammeds an und führt die Geschichte bis in die neuesten Zeiten herab. Ungefähr vor 10 Jahren starb dieser Mann; er gehörte zu der Familie, die sich Beit Shehâb nennt; das Oberhaupt derselben lebt hier in einer Art Verbannung. Emir Haider scheint sich die arabischen und griechischen Geschichtschreiber fleissig zu Nutze gemacht zu haben; er hat dann die Begebenheiten seines eigenen Zeitalters hinzugefügt. Das Ms. enthält, wie ich vernehme, auch eine Geschichte der Drusen und manches Anziehende aus der Geschichte von Constantinopel.

Es existirt noch ein anderes Werk in arabischer Sprache, nämlich die Geschichte des Patriarchats von Antiochien vom Apostel Petrus an bis zur Entscheidung des kirchlichen Streits, auf welchen sich das Fetwa 1. bezieht. Es wird darin zwar von diesem Documente gesprochen, aber eine Abschrift davon enthält diese Geschichte nicht.

No. 1. [1])

صورت الفتوى التى خرجت من المحكمة الهمايونية بعدم تعرض الروم للكاتوليكيين سنة ١١٧٥ هجرية

ما قولكم ادام الله فضلكم فى رجل ذميّ تولّى بطريركًا او مطرانًا على طايفة النصارى الذميين الاورام وغيرهم من الغربآ القاطنين فى مدينة حلب او دمشق الشام او غيرهما من مدن المملكة العثمانية بموجب خط شريف من حضرت مولانا السلطان لتعاطى امورهم الكلية والجزئيّة فى دينهم من عقد نكاح وصلوات وغير ذلك من الاحكام ثم ان فرقةً منهم تعدّت عليه وخالفته ضد امر مولانا السلطان واختلطت بالافرنج الحربيين و تديّنت بديانتهم وصلّت فى كنايسهم تريد فى ذلك مخالفة امر مولانا السلطان والاستعلآ على المسلمين فهل تجبر على طاعت الامر بامتثالها للبطريرك او المطران المذكورَين وان خالفت امر مولانا السلطان واستعلت على المسلمين فهل تكون حربيةً وينقض عهدها وتجرى عليها احكام الحربيين وتكون دماؤها هدرًا واموالها واولادها غنيمتًا للمسلمين ام لا افيد [افيدوا] الجواب ولكم الثواب

الحمد لله مانح الصواب انت خبيرٌ بما هو مصرّح فى كتب ايمة مذهب امامنا النعمان وشرحه فتاويه ([2] ان الكفر ملّةٌ واحدة فان تديّن النصرانيُّ بما تديّن به اليهوديُّ او تديّن اليهوديُّ بما تديّن به نصرانيُّ [النصرانيُّ] او بما تديّنت به الافرنج فلا يكون ذلك ناقضًا لعهدهم لتصريح صاحب الكنز وغيره من معتمدى ايمتنا بان الذمى لا ينقض عهده

---

1) Wir haben den Text dieser beiden Fetwa's so, wie wir *ihn* von Herrn Missionar Schauffler erhalten, mit der grössten diplomatischen Genauigkeit wiedergegeben, daher auch alle Turcismen, z. B. das häufige ت am *Ende* der Wörter statt ة, das تًا statt ةً und dgl., beibehalten, jedoch wo es nöthig schien, das Richtige in Parenthese hinzugefügt. D. Red.

2) Nach der Uebersetzung وشروحه وفتاويه oder vielmehr وشروحهم وفتاويهم

الّا بالتحاقه بدار الحرب او بالغلبة على موضع الحرب فان علمت ما قررناه ظهر لك ان الفرقة من نصارى الذميين اذا اجتمعوا بالافرنج وتديّنوا بدينهم وصلّوا فى كنايسهم لا يكون ذلك تعديًا منهم ولا استعلآء على المسلمين و [لا] نقول انهم قد انتقلوا من دين الى دين لما قررناه من ان جميع الاديان المخالفة لدين الاسلام فى الكفور على حدّ سوى ولاجل ذلك ينقض [لا ينقض] عهدهم ولا تحرى [تجرى] عليهم احكام الحربيين لان الافرنج الحربيين اذا دخلوا دار الاسلام بامان يكونون مستامنين وان مكثوا سنةً ولم يعودوا الى دارهم يكنون [يكونون] ذميين وتحرى (تاجرى) عليهم احكام اهل ذمّة [الذمّة] ولا يجوز سفك دمآيهم ولا اخذ شىء من اموالهم ما داموا فى دارنا كما هو مصرّح ولا يكون عدم ادّايهم [ادائهم] الجزية مبيحًا لشىء من ذلك ولا عدم اخذ الجزية من الافرنج القاطنين فى دارنا تقصيرٌ منا بل ان ابوا عن دفعها ايضًا كقول صاحب الكنز فلا يُنقض عهدهم بابايِّهم عن الجزية ولا نقول انهم حربيون واذا كان لا يجوز لنا سفك دمآء الافرنج المذكورين فى دارنا ولا اخذ شىء من اموالهم بغير حق فالاولى ان لا يجوز لنا ذلك بالنسبة الى الذميين الخاضعين لاحكامنا ولا يجوز لاحد ممّن يومن بالله واليوم الاخر ان يتعرض للفرقة الذميين سوآء كانوا حلبيين ام دمشقيين ام غيرهم او يامرهم بالطاعة للبطريرك او المطران المذكورين بالكفر وقد تقرّر فى قواعد اهل السنّة ان الرضى بالكفر كفر هو نعوذ بالله من ذلك و توليتهما عليهم بخط شريف من السلطان لا ينافى تدينهم بدين غيرهما فان وحد [وجد] فى الخط الشريف ما يشعر بامتثالهم الى البطرك او المطران فان [فانه] يكون قد وقع سهوًا مرتبًا على انهاء البطرك او المطران لاستحالة وقوع ذلك قصدًا من مولانا السلطان ايّده الله تعالى فيثاب حضرة مولانا الوزير وحكام الاسلام على منع الذمى البطرك او المطران من تعرضهما للذميين

الاغراب وهذا الجواب المعتبر المعوّل عليه ولا يُعمَل بغيره ولا يُلتفت
اليه والله سبحانهُ اعلم   حرره الفقير اليه تعالى
سليمان المنصورى
الحنفى عفى
عنه
م

Abschrift eines Fetwa's, das ausging aus dem grossherrlichen Mehkeme (in Constantinopel) bezüglich auf die Nichtbelästigung der Katholiken von Seiten der Griechen, im J. d. H. 1175.

Die Frage.

Was ist Euere Sentenz (möge Gott Euere Vortrefflichkeit verewigen!) in Bezug auf einen Schützling (oder Unterthanen) dem das Patriarchen- oder das Metropoliten-Amt anvertraut ist über ein unter (grossherrlicher) Botmässigkeit stehendes Volk von Christen, Griechen oder Andern von Fremdlingen, wohnend in den Städten Aleppo oder Damascus in Syrien oder in andern Städten des Osmanischen Reiches, — kraft eines allerhöchsten Schreibens von unserm Herrn dem Sultan: vorzustehen im Allgemeinen und im Besondern ihren kirchlichen Interessen, in Heirathen, Gebeten, und andern zu dieser Kategorie gehörigen Dingen. Wenn dann ein Theil sich auflehnt gegen ihn (den Patriarchen oder Metropoliten) und sich ihm widersetzt, gegen den Befehl unsers Herrn des Sultans, und mischt sich unter die nichtgeduldeten Franken, nimmt ihre Religion an und betet in ihren Kirchen, in der Absicht, hierdurch zuwider zu handeln dem Befehl unsers Herrn des Sultans, und sich zu erheben gegen die Muhammedaner: — soll solcher Theil gezwungen werden zum Gehorsam gegen den Befehl bezüglich seiner Conformität mit dem genannten Patriarchen oder Metropoliten, und wenn er zuwider handelt dem Befehl unsers Herrn des Sultans und erhebt sich gegen die Muhammedaner, soll er als feindselig und sein Toleranzrecht als vernichtet betrachtet werden, sollen die für die Nichttolerirten geltenden Satzungen auf ihn angewendet, sein Blut ungestraft vergossen und seine Habe und seine Kinder ein rechtlicher Raub der Muhammedaner werden, oder nicht?

Gebet gütigst Antwort, und Euer sei der Lohn!

Das Fetwa.

Ehre sei Gott, dem Verleiher der Wahrheit! — Dir ist bekannt was klar geschrieben steht in den Büchern unsrer Vorsteher aus der Religionspartei unseres Imam's En-Nooman, ihrer Commentare und Fetwa's, nämlich: *der Unglaube macht nur Eine Sekte aus*, so dass, wenn ein Christ Einer Religion

wird mit dem Juden, oder ein Jude Einer Religion mit dem Christen oder dem Franken, dies ihr Toleranzrecht nicht aufheben kann. Nach dem klaren Ausspruch des Verfassers des *Kenz* und Anderer der zuverlässigen Lehrer verliert der Schützling sein Schutzrecht nicht, ausgenommen wenn er sich dem Feindeslande anschliesst oder ein feindlicher Ort mit Gewalt eingenommen wird. Wenn du nun anerkennst was wir festgestellt haben, so wird dir auch klar sein, dass, wenn die Mitglieder einer Sekte von den Christen, die Unterthanen sind, sich den Franken anschliessen, ihren Glauben annehmen und in ihren Kirchen beten, dies keine Auflehnung von ihrer Seite (der Getrennten) ist, noch eine Erhebung gegen die Muhammedaner, noch können wir sagen, dass sie von einer Religion zur andern übergegangen seien; denn wir haben festgestellt, dass alle Religionen, die von der Religion des Islam's abweichen, gleichmässig in Einem Unglauben sind. Und desshalb wird ihr Schutzrecht nicht aufgehoben, noch werden die für die Nichttolerirten geltenden Satzungen auf sie angewendet, denn auch feindliche Franken, wenn sie unter Bedingung persönlicher Sicherheit in dem Lande des Islam's ankommen, erlangen diese; und wenn sie ein Jahr verweilen ohne unterdessen in ihr Land zurückzukehren, werden sie Schützlinge und es wird ihnen das Toleranzrecht zuerkannt und die Vergiessung ihres Blutes ist nicht erlaubt, noch die Beschlagnahme irgend einer Sache, die ihr Eigenthum ist, so lange sie in unserm Lande bleiben, wie dies aus dem Gesagten klar ist. Es kann auch die Nichtabtragung der Kopfsteuer dergleichen Dinge nicht erlaubt machen, noch ist der Umstand, dass wir den Franken, die bei uns wohnen, keine Kopfsteuer abnehmen, ein Fehler unsererseits. Sogar wenn sie die Steuerentrichtung verweigern, wird nach dem Verfasser des *Kenz* ihr Schutzrecht dennoch nicht aufgehoben durch solche Steuerverweigerung, noch können wir sagen, dass sie feindlich zu behandeln seien; und es ist uns daher nicht erlaubt das Blut obgedachter Franken zu vergiessen oder uns ihrer Habe zu bemächtigen ohne eine rechtliche Ursache. Um wie viel weniger also ist uns dies erlaubt in Bezug auf die Schützlinge (Unterthanen) welche unsern Gesetzen unterthan sind, und es ist Keinem, der an Gott und den Gerichtstag glaubt, gestattet, solche Unterthanen zu bedrängen, sie seien von Aleppo oder Damascus oder anderwärts her, oder ihnen zu gebieten, obgedachtem Patriarchen oder Metropoliten im Unglauben Gehorsam zu leisten. Ist es doch fest gesetzt in den Bestimmungen der Lehrer der Sunna, dass die Begünstigung des Unglaubens selbst Unglauben ist, — wovor uns Gott behüte! Die Anstellung jener Obrigkeit über sie durch ein allerhöchstes Schreiben vom Sultan benimmt ihnen das Recht nicht, sich der Religion Andrer anzuschliessen. Und wäre auch etwas in dem grossherrlichen Schreiben, das ihre Conformität mit dem Patriarchen oder Metropoliten zu fordern schiene, so ist dies zufällig und aus Unachtsamkeit geschehen in Folge der Eingaben des Patriarchen oder Metropoliten; denn es ist undenkbar, dass so etwas von unserem Herrn dem Sultan (Gott der Allerhöchste stärke ihn!) mit Absicht geschehen sein sollte. Es werden daher unser Herr der Vezir und die Machthaber des Islam's von Gott belohnt werden dafür dass sie den geschützten Patriarchen oder Metropoliten verhindern geschützte Fremdlinge zu bedrängen. Dies ist die zu beobachtende und

zuverlässige Antwort. Keiner andern werde Folge gegeben, noch sie berücksichtigt! Doch Gott, dem Ehre sei, weiss das Beste.

Schrieb's der des höchsten Gottes bedürftige
Suleiman El Mansuri El Hanefi, möge ihm
vergeben werden!

Das Fetwa 2. ist neu. Vor Kurzem meldete sich nämlich ein Druze bei dem Missionar der „London Jews Society", Herrn Winbolt in Beirût, um Unterricht im Christenthum und Taufe. Obwohl Herr Winbolt eigentlich unter den Juden thätig ist, stand er doch nicht an, den Applicanten in Unterricht zu nehmen. An der Vollziehung der Taufe selbst wurde er jedoch dadurch verhindert, dass der diplomatische Agent England's in Syrien, Col. Roil, ihn bedeuten liess, dieser Schritt sei gegen die Gesetze des Reiches, und er könne ihn, den Missionar, gegen die Folgen desselben nicht schützen. Hierauf wandte sich Herr Winbolt an seine höchste kirchliche Behörde in der Heimath. Von dort ward er an seinen Bischof gewiesen; dieser aber war abwesend, und so blieb Herrn Winbolt nichts übrig als sich ein Fetwa von dem Mufti in Beirût auszubitten. Er erhielt es, und hier ist Text und Uebersetzung von Frage und Antwort.

No. 2.

يا ولى الهدايت اسالك العنايت

ما قولكم دام فضلكم

فى رجل من طايفت الدروز القايلين بالوهيه الحاكم بامر الله العُبَيدىُّ (العُبَيدِىّ) وبالتناسُخ المنكرين وجواب (وجوب) الصلوة والصوم والحج صار نصرانيًا فهل لا يُجبَر على العود الى ملّة المزبورة والحلة (والحالة) هذه

الجواب حسب الحال كما ذُكِر فى السوال

نعم لا يجبر على العود الى ملّة المزبورة لان الكفر كله ملّت واحدة كما لا يجبر على العود الى ملّته يهودىٌّ (يهودىٌّ) تنصّر او نصرانىٌّ (نصرانىٌّ) تهوّد او تدرّوز (تدَرّز) او انتقال [انتقل] من طايفه الى طايفة اخرى فقد ذكر العلّامت خير الدين الرّملى فى فتاويهِ ان حكمهم حكم المنافقين والزنادقة وكذلك نقل شيخنا المرحوم فى حاشيته على الدر المختار عن الفتاوى العمادية انهم هم والتيامنت (والتيامنة) والاسمعيلية والنُصَيريّت يصدق عليهم اسم الزنديق وان اقرارهم بالشهادتين مع اعتقادهم المشروح لا يجعلهم فى حكم المرتد عن دين الاسلام لعدم التصديق فلا يصح

اسلام احدهم ظاهرًا الّا بشرط التبرى عن جميع ما يخالف دين الاسلام
لانهم يدّعون الاسلام ويقرّون بالشهادتين ونقل ايضًا شيخنا المذكور
عن صاحب الهداية فى التجنيس انهُ اى الزنديق على ثلثة اوجه اما
ان يكون زنديقًا من الاصل او يكون مسلمًا فيتزندق او يكون ذميًّا
فيتزندق فالاول يترك على شركهِ والثانى يقتل ان لم يسلم لانهُ مرتدّ عن
دين الاسلام والثالث يترك على حالهِ لان الكفر كلّهُ ملّة (ملّة) واحدة
ومثل ذلك نقل فى خاشية [حاشية] الطحطاوى [الطحاوى] ونسالهُ تعالى
يثبتنا (1 على الدين الاحق الاقوم والله تعالى اعلم ٭

العقير اليه عرسانه (2
محمد الحلوانى معى
مدرسه دروت عفى
عنه

Die Frage.

O Freund des rechten Weges, ich bitte um die Vergünstigung: — Was ist Euere Sentenz (möge Euere Vortrefflichkeit ewig dauern!) über einen Mann aus dem Volke der Druzen, welche die Gottheit des Hakim biamr allah el Obeidy und die Seelenwanderung bekennen und die Nothwendigkeit des Gebets, des Fastens und der Pilgerschaft leugnen, wenn er sich zum Christenthum bekehrt, ob er gezwungen werden soll zur Rückkehr zu seinem obgenannten Volke unter diesen Umständen?

Das Fetwa.

Die Antwort nach den Umständen, so wie sie in der Frage angeführt: Keinesweges soll er zur Rückkehr gezwungen werden, denn aller Unglaube macht nur Eine Sekte aus; so wie ein Jude, der Christ wird, nicht zur Rückkehr gezwungen wird, oder ein Christ, der Jude wird oder Druze, oder überhaupt von einer Sekte (Volke) zu einer andern Sekte übergeht. Hat doch der gelehrte Chaïr eddin von Ramla in seinen Fetwa's erklärt, dass das, was von den Schein- und den Irrgläubigen, auch von ihnen (den Druzen) gilt. Ebenso hat unser seliger Scheich in seinen Bemerkungen zu dem Durr el muchtâr aus

---

1) so, يثبتنا ohne ان.

2) d. h. عزّ شانه.

den Imadi-Fetwa's citirt, dass sie (die Drazen), die Jetamine's [?], die Ismaeliten und die Nusairier mit Recht den Namen Zindik's (Irrgläubige) bekommen, und dass ihr Festhalten an den zwei Bekenntnissen (d. h. der Einheit Gottes und der Sendung Muhammeds), jedoch in Verbindung mit ihrem obgedachten Glauben, sie nicht unter die Kategorie der vom Islam Abgefallenen stelle, weil sie jene zwei Bekenntnisse nicht für wahr halten. Es ist offenbar der Islam keines Einzigen unter ihnen gültig, — ausgenommen unter der Bedingung, dass sie sich lossagen von Allem was der Religion des Islams zuwiderläuft, — blos weil sie den Islam bekennen und an den zwei Bekenntnissen festhalten. Auch citirt unser genannter Scheich von dem Verfasser der Hidajet fi'l-Tedschnis, dass es drei Arten Zindik's (Irrgläubige) gebe: entweder wenn Einer von Geburt ein Zindik ist, oder wenn Einer Muhammedaner war und ein Zindik geworden ist, oder wenn Einer (nicht muhammedanischer) Unterthan war und ein Zindik geworden ist. Der Erste wird in seiner Vielgötterei belassen; der Zweite wird umgebracht, wenn er den Islam nicht wieder annimmt, weil er von der Religion des Islams abfiel; der Dritte wird seinem dermaligen Zustande anheimgegeben, weil ja aller Unglaube Eine Sekte ist. Ebenso heisst es anführungsweise in den Anmerkungen zu dem Tahtawi [Tahawi]. Wir bitten den Allerhöchsten, dass er uns befestige in dem rechten Glauben. Doch Gott der Allerhöchste weiss das Beste.

Der des erhabensten Gottes Bedürftige
Muhammed El Helwani,
Mufti der Stadt Beirût,
möge ihm vergeben werden!

Aelteste Chalifen-Münze.

Als der Unterzeichnete im Jahre 1843 seine kleine Schrift über die Pehlewî-Legenden herausgab, war die älteste muhammedanische Silber-Münze, welche er nachzuweisen im Stande war, die von 'Ubeid allâh bin Zijâd, vom Jahre 60 der Flucht. Das Jahr 1844 brachte für diese Classe von Münzen eine Erweiterung unsrer Kenntniss bis zum Jahre 52 aufwärts durch die Münze von Zijâd bin Abî Sufjân in der Sammlung des Herrn Dr. Pietraszewski. Der Schluss des Jahres 1846 gab wieder eine neue Bereicherung durch die von Herrn Soret in Genf bekannt gemachte Münze mit dem Namen Mu'âwije, welche jedenfalls aus dem fünften Jahrzehnt nach der Flucht und wahrscheinlich im Jahre 43 geprägt ist [1]).

Jetzt endlich ist eine Chalifen-Münze an das Tageslicht gekommen, die allem Anscheine nach noch über die Zeit der Umajjaden hinausgeht. Sie ist dem Unterzeichneten von Herrn Dr. Julius Friedländer freundlichst mitgetheilt worden, der dieselbe in Rom für das kön. Preussische Museum angekauft hat.

Vorderseite: Kopf und Name des Königs Chusro Parwîz, in bekannter Weise. Randschrift, unten im rechten Viertel: بسم الله; im linken:

---

1) Siehe die „Lettre à M. Olshausen" im 5. Bande der Mémoires de la Société d'Hist. et d'Archéol. de Genève.

الملك; zusammen also: „im Namen Gottes des Königes“, in schönster kufischer Schrift.

Kehrseite: links eine Jahrszahl, deren erster Theil: haft; der zweite, etwas verstümmelte Theil ist wahrscheinlich: wîst; zusammen also: „sieben und zwanzig“, in Pehlewî-Schrift. Rechts vermuthlich eine Ortsbezeichnung, die aber noch unerklärt ist: [illegible]

Die Jahrszahl gehört wohl ohne Zweifel dem alten Stempel des Königs Chusro an, der später wieder benutzt wurde, und die Münze entspricht im Ganzen vortrefflich der Beschreibung, die Maqrîzî von den Münzen macht, welche 'Omar seit dem Jahre 18 der Flucht prägen liess; nur dass er unter den von 'Omar angewandten Legenden grade diese auf unsrer Münze nicht mit aufführt [1]). Dessen ungeachtet könnte aber die Münze sehr wohl unter 'Omar geschlagen sein; denn vollständig ist Maqrîzî's Bericht über die Münzen jener frühesten Zeit jedenfalls nicht, und bei der von ihm bezeugten Mannichfaltigkeit der Beischriften auf 'Omar's Münzen, dürfte eher an dessen Chalifat zu denken sein, als an das 'Oϑmân's, von dem Maqrîzî nur sagt, es seien während desselben Dirhems mit der Aufschrift: ‘الله اكبر’ geschlagen worden. Von 'Alî's Chalifat ist freilich bei Maqrîzî gar nicht die Rede, und auch diesem könnte die Münze angehören. Weiter herab zu gehen scheint aber nicht räthlich, da wir schon in den ersten Jahren Mu'âwije's statt der alten Chusroen-Stempel solche mit arabischen Namen und Jahrszahlen in Gebrauch finden.

Kiel, Mai 1847. J. Olshausen [2]).

Beitrag zur Arabischen Schriftlehre.

Dass die Schriftlehre im Arabischen keine so leichte Sache sei, beweisen schon die besondern Werke darüber welche die alten Arabischen Gelehrten verfassten. Allein indem diese zunächst immer nur die Schrift im Qorâne erklären wollten und auf Wesen und Geschichte der Schrift überhaupt nicht zurückgingen, konnten sie weder das Ganze noch das Einzelne hinreichend sicher erkennen und haben uns eine Menge Fragen zur weiteren Untersuchung und Beantwortung übrig gelassen. Eine von diesen hebe ich hier hervor, da ich sie früher noch nicht hinreichend löste.

Es ist einmal bekannt dass die Arabische Accusativ-Endung -ăn be-

---

1) Tychsen, pag. 8: وضرب حينيذ عمر رضى الله عنه الدراهم على نقش الكسروية وشكلها باعيانها غير انه زاد فى بعضها لحمد لله فى بعضها محمد رسول الله وفى بعضها لا اله الا الله وحده‘
Vgl. Silvestre de Sacy, pag. 13.

2) Die Red. benutzt diese Gelegenheit, eine scharfsinnige Vermuthung des Herrn Etatsraths Olshausen, welche in den Verhandlungen der Dresdener Orientalistenversammlung, S. 53, Anm., Platz finden sollte, aber dort vergessen worden ist, hier nachzutragen. Das ح und م als Siglum auf Münzen scheint ihm das geheimnissvolle Monogramm حم zu sein, mit welchem die Suren 40—46 anfangen, woher sie selbst den Namen الحواميم erhalten haben.

ständig durch ein ا ausgedrückt wird, obgleich die übrigen Casus-Endungen -*ŭn* und -*ĭn* nie weder durch ein ن was man zunächst erwartet noch durch einen Vocalbuchstaben و- und ى- verdeutlicht werden. Auch erwartet man nach den sonst sich gleich bleibenden Gesezen der arabischen Schrift keinen Vocalbuchstaben zum Ausdrucke eines kurzen Vocales in zusammengesezter Sylbe; während es nicht einmal erweislich ist dass man je -*ân* gesprochen habe.

Zweitens aber ist ebenso auffallend dass dieses ا bei der weiblichen Endung ة- nie geschrieben wird. Die Ursache dieser Ausnahme liegt nun schwerlich in dem Bedenken das schliessende ة- in ein ت zu verändern und تا- schreiben zu können, welches man allerdings thun müsste wollte man das ا am Ende schreiben. Bei der arabischen Schrift wie sie von den Persern und Türken angewandt ist, zeigt sich zwar ein Bedenken das ة- wo es als Vocalzeichen das Wort schliesst wegen eines durch die Wortumbildung sich anhängenden -*i* zu verändern, sodass man lieber ۀ- d. i. *e-i* schreibt, auch wo das *i* lang ist und also nach sonstigen Gesezen durch ى- geschrieben werden sollte. Allein dies lässt sich nicht wohl auf jenen Fall in der arabischen Sprache und Schrift anwenden, weil in dieser das weibliche ة- sonst immer durch ت ersezt wird wenn hinten noch ein anderer Buchstab zu schreiben ist. Das hier vorliegende Räthsel bleibt also vorläufig unerklärbar neben jenem ersten stehen.

Wir finden nun aber bei weiterem Suchen eine Erscheinung durch welche das eben dargelegte doppelte Räthsel zunächst wenigstens ein einfaches wird. In der Pausa nämlich geht jenes -*an* beständig in -*â* über und wird demnach ebenso beständig nach den allgemeinen Schriftgesezen durch ا- geschrieben; während die übrigen Casusendungen gleicher Art -*ŭn* und -*ĭn* in der Pausa auch ihren Vocal verlieren und dieser nur des Versmasses wegen von einem Dichter wieder beibehalten werden kann. Woraus sich auch (beiläufig gesagt) hinreichend erklärt, warum in der Pausa jedes an sich kurze und nur durch die Pausa verlängerte -*a* durch ا geschrieben, jedes -*i* und -*u* der Art aber wenigstens nach herrschendem Gebrauche nie durch seinen Vocalbuchstaben ausgedrückt wurde: man trug dabei nur auf alle Fälle über was bei den Casusendungen als dem häufigsten Falle galt; denn dass das -*a* von jenem -*ăn* nur durch die Kraft der Pausa verlängert wurde, leidet keinen Zweifel. — Allein die weiblichen Namen auf ة- haben sowohl das -*ăn* als das -*â* der Pausa völlig verloren; und weder in der gereimten Prosa (welche die Geseze der Pausa am einfachsten festhält) noch in einem Verse findet man für die Pausa je etwas anderes als -*ah*, obgleich die Sprache ausser der Pausa die volle Endung -*atŭn* beibehält. Diese Erscheinung selbst erklärt sich daraus dass die zwei *â* welche in der Pausalendung -*atâ* zusammentreffen würden, leicht in ein -*â* zerfliessen und so das weibliche -*t* auch hier leicht in den einfachen Hauch sich verändert, wozu es sonst schon eine so grosse Neigung hat. Eine ähnliche Erscheinung ist jezt sogar im Althebräischen durch nähere Untersuchung einleuchtend geworden [1]). Was

---

1) nach dem was ich in der Hebr. Gr. von 1844 §. 257 *d* erörtert habe.

man aber besonders hieher gehört, ist dies: in der Pausa wird jene Doppelerscheinung von welcher wir oben ausgingen zu einer einfachen; und wurde also die Schreibart der Pausa auch für jene Fälle zugrundegelegt, so löst sich jenes Doppelräthsel nichtnur in ein einfaches auf, sondern verschwindet ganz. Daran werden wir aber umso weniger zweifeln jemehr noch andre Erscheinungen sich aus demselben Grundsaze erklären. Die beständige Schreibart ة- für die weibliche Endung erklärt sich hinreichend aus der sonst nur in der Pausa gewöhnlich gewordenen Aussprache *-ah* für *-at*. Und die beständige Auslassung der Bezeichnung des schliessenden *-n* der Casus weist ebenfalls auf den Vorgang der Pausa hin.

Wir können demnach das sich hier ergebende Gesez der Schrift so aussprechen: die Stammwörter werden überall so geschrieben wie sie auch in der Pausa lauten würden. Die Schrift wurde dadurch zwar von der einen Seite etwas unklar, von der andern fast zu sparsam, indem sie das schliessende *-n* der Casus auch da wo es im Flusse des Sazes noch gehört wurde gar nicht mehr bezeichnete: aber sie folgte dabei doch wenigstens einen gleichmässigen Grundsaze.

Als die gewöhnlich gewordene Arabische Schrift, welche eigentlich nur die Quraish'ische ist, sich festsezte, schrieb man zwar noch manchen Laut der in der lebenden Sprache keine Stelle mehr hatte, zB. مائة für *miätun*; welches hinreichend zeigt dass man damals die Schrift nicht nach den bloss gehörten Lauten sondern zugleich geschichtlich nach älteren Vorgängen feststellte [1]). Allein eine Haupteigenthümlichkeit dieser Schrift blieb dennoch ihre zugrosse Kürze und Sparsamkeit, wonach man auch in Fällen wie شى für شيا (شىء) verfuhr. Folgerichtig war man dabei allerdings: ganz anders als die osmanischen Türken ihre Schrift ordneten; denn diese gibt fast ebenso wie die Deutsche das Bild einer grossen Unsicherheit und Unbeständigkeit. Aber die grossartige Einfachheit und Klarheit der älteren Semitischen Schriften, der Hebräischen, Aramäischen, ist in der Arabischen nicht mehr ebenso sichtbar; als hätten ihre ersten Urheber doch schon ein zuwenig sprachgeschichtliches Bewusstseyn gehabt, und als hätten die Wüstenaraber auch in der Schrift so kurz zu verfahren beliebt wie sie es im Leben thaten.

Ueber den Ursprung des S. 16—21 ausgezogenen Aethiopischen Christusbriefes.

Als ich jenen Brief nach einer Aethiopischen Handschrift bekanntmachte, glaubte ich aus den dort angeführten Gründen in ihm ein Erzeugniss der

---

ist nicht zu verkennen dass schon in dem alten B. der Urpp. ־ָה für ־ָתָהּ vorkommt. Ob dieselbe Erweichung das ת auch vor andern Suffixen vorkommen konnte, ist mir noch jezt zweifelhaft. Ps. 27, 5 steht סֻכֹּה wohl nicht für סֻכָּתוֹ (das Suffix wird in diesem Ps. stets ־וֹ nicht ־ֹה geschrieben), sondern ist סֻכֹּה zu lesen; 1 Kön. 14, 4 scheint jedoch שֵׂיבוֹ (wenn die Lesart sicher ist) allerdings für שֵׂיבָתוֹ zu stehen.

1) über andre Fälle der Art redete ich schon in d. Ztschr. f. d. K. d. M. III. S. 340.

Aethiopischen Kirche finden zu können. Weitere Untersuchungen scheinen aber zu zeigen dass beide dort erwähnte Himmelsbriefe, der vom J. 1042 wie der vom J. 1056 seleuk. Aera, vielleicht in Rom verfertigt sind und sich erst von dort aus nach dem Oriente verbreitet haben; wenigstens finden sich handschriftlich auch in der Koptischen und in der Nestorianischen Kirche ähnliche Briefe mit den gleichen Jahreszahlen [1]). Sollten die Briefe wirklich von Rom im achten christlichen Jahrhunderte ausgegangen seyn, so würde man dadurch an die Verbreitung des um dieselbe Zeit in Italien verfassten Josippon bis nach Aethiopien hin erinnert [2]). Und um dieselbe Zeit entstanden ja auch im Abendlande die Pseudo-Isidorischen Decretalien, welche ähnlichen Geistes sind.

Ewald.

Ueber den Vogelnamen مُرع.

In Tuch's scharfsinniger Abhandlung, das Geographische in Gen. 14 betreffend, finde ich (S. 174 dieses Jahrganges) eine Bemerkung über die Nachricht des Qazwînî, dass in der Wüste Ǵifâr (in der Bibel Schûr) periodisch ein Vogel in grossen Schaaren einziehe, welcher der Wachtel ähnlich sei und eingesalzen gegessen werde. Der Name dieses Vogels ist hier und bei Hamaker, der jene Stelle zuerst mitgetheilt hat, المرغ geschrieben. So kennen das Wort weder die Lexica, noch hatte eine Anfrage darüber in Kairo Erfolg. Tuch hält es für das pers. مرغ *avis*, das auch von Hühnern gebraucht werde, was um so passender erscheine, da auch die Wachtel zum Geschlecht der Hühner gehöre. Da jene Notiz als Parallele zu der biblischen Erzählung von den Wachteln in der Wüste Interesse hat, so halte ich es der Mühe werth, die Berichtigung mitzutheilen, dass dort المرع zu schreiben ist. Dieses Wort ist allerdings in den Lexx. zu finden. مُرْعَة oder مُرَعَة mit dem Plur. مُرَع (so Damiri, wogegen der Calc. Qamus مُرْع) oder مُرْعَان bezeichnet nach denselben einen dem Haselhuhn دُرَّاجة ähnlichen Vogel. Damiri aber sagt ausserdem, dass er an Grösse der Wachtel gleiche, dass sein Gefieder schöne Farben habe und sein Fleisch wohlschmeckend sey: المرعة بضم الميم وفتح الراء والعين المهملتين كالهُمَزة طاير حسن اللون طَيب الطعم على قدر السُّمّانى وجمعها مرع بضم الميم وفتح الراء قاله ثعلب وابن السكيت وهو يشبه الدراجة.

Das Wort مُرْعَة bedeutet Fett, die Benennung des Vogels ist daher eine ähnliche, wie wenn die Wachtel سمانى genannt wird.

E. Rödiger.

---

1) vgl. A. Mai: collectio scriptt. veterum T. IV p. 312; 263. 542 f. Catalogus codd. orient. Musei Brit. T. I p. 110 (ed. 1838). Perkins: a residence of eight years in Persia p. 15. Die Sammlung dieser Beweisstellen verdanken die Leser dem bereits durch verschiedene Schriften vortheilhaft bekannten Herrn Prof. Larsow in Berlin. Die abweichenden Jahreszahlen bei Mai können nach obigen Angaben leicht verbessert werden.

2) s. Ztschr. für d. K. d. M. Bd. V S. 200 f.

Beschreibung einiger tatarischer Handschriften in den Petersburger Bibliotheken,

von I. Berezin.

Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Zenker.

Herr Berezin, Professor extraord. des Türkischen und Tatarischen an der Universität zu Kazan, bereitet die Herausgabe einer tatarischen Chrestomathie vor, welche Proben der verschiedenen Dialekte enthalten soll. In dem Journale des Ministeriums der Volksaufklärung 1846, No. 5, giebt Herr Berezin eine Uebersicht über die tatarischen Handschriften der Petersburger Bibliotheken, die ihm den hauptsächlichen Stoff zu seinem Werke geliefert haben. Es sind folgende:

A. Handschriften der Bibliothek der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

No. 1. MS. unter No. 321 mit einer osm. türk. Hdschr. unter No. 78 zusammengebunden, enthält drei verschiedene Werke, nämlich:

a) Muhammedanische Tradition (حكايت) im kazanischen Dialekt, ohne Anfang. 5 Seiten tatarische Schrift. Ziemlich gut geschrieben. Die Sprache ist einfach und oft fehlerhaft. Der Verfasser oder der Abschreiber schwankt zwischen den türkischen und tatarischen Formen und schreibt z. B. bald بن, bald من, وار und بار u. s. w. Ueberhaupt verdient dieses Fragment keine Berücksichtigung.

b) Persische Gedichte zum Lobe Muhammeds von einem gewissen ابو عبد الله محمد بن حيان المصرى mit Commentar und Uebersetzung im osmanisch-türkischen Dialekt.

c) Ein grösseres und bemerkenswerthes Gedicht im kazanischen Dialekt, mit gewöhnlicher tatarischer Schrift. Die Zeit der Abfassung, der Name des Verfassers und des Gedichtes ist Fol. 22 vers. mit folgenden Worten angegeben:

„Wenn du nach meinem Namen fragen wirst, o Kaiser (mein): der armselige Muhammed Jar, Sohn des Muhammed Dschadi, dies ist mein Name, o Kaiser (mein).“

„Wenn du fragen wirst nach dem Jahre dieses Geschenkes (تحفه), so wisse: es ist das 946. Jahr (d. Hedschra).“

„Wir haben es angefangen in der Stadt Kazan (غزان) am 10. des Monats Schaban und am Ende des Monats Schaban ist es vollendet worden.“

Das Ganze ist in Versen und der Titel تحفه مردان, Geschenk der Männer. — In der Einleitung findet sich ein Lob Gottes, des Propheten Muhammed (Fol. 1 rect.), Abubekrs, Omars, Osmans, Alis (Fol. 1 vers.), Angabe der Veranlassung zu diesem Gedichte (Fol. 2 rect. u. vers.). Das ganze Gedicht besteht aus grössern und kleinern Erzählungen. Die letzte Erzählung ist eine freie Nachbildung in Versen von der Geschichte des Jünglings unter den Räubern, die Herr Boldyreff in seiner persischen Chrestomathie gegeben hat.

Als eines der ältesten Monumente des kazanischen Dialekts verdient dieses Gedicht die grösste Aufmerksamkeit. Die Sprache ist in grammatischer Beziehung im allgemeinen tatarisch, in lexikalischer Beziehung aber finden sich viele türkische Formen die im kazanischen Dialekte jetzt nicht mehr gewöhnlich sind. Die Orthographie folgt meist festeren Regeln als in den Werken die in neuerer Zeit aus den kazanischen Pressen hervorgegangenen sind.

Nr. 2. MS. No. 590 c. 39 Blätter in 4. ziemlich gute tatarische Schrift.

Der Titel ist im Anfange nicht angegeben, auf der letzten Seite aber ist das Werk genannt رسالهٔ تواريخ بلغاريه, Abhandlung über die bolgarische Geschichte. Der Verfasser nennt sich Fol. I vers. شرف الدين بن حسام الدين البلغارى Scheref eddin Sohn des Husam eddin der Bolgare, und spricht nach einem ungewöhnlich kurzen Lobe Gottes und des Propheten von der Nothwendigkeit einer bolgarischen Geschichte. Nach Angabe der Eintheilung seines Werkes, welches in zwei Theile zerfällt, sagt der Verfasser, sein Werk sei in dem Dorfe Tasch buluki (تاش بلكى) in der Nähe der Stadt Bolgar, im Jahre 958 der Hedschra vollendet worden. Es enthält folgendes:

Theil 1. فى عجايب المخلوقات

Abschnitt von der Zeit. Der Verfasser giebt Fol. II rect. u. vers. eine Aufzählung der Tage und Wochen und der für jeden Tag angemessenen Handlungen, mit einigen Erinnerungen aus der muhammedanischen Heiligengeschichte.

Abschnitt von den Monaten. Aufzählung der Monate, Erklärung der Namen derselben und Vorführung der Begebenheiten die sich im Laufe jedes Monats zugetragen und die in der muhammedanischen Heiligengeschichte erzählt sind. Bei jedem Monate ist der syrische und griechische Name angegeben. Fol. II vers. Fol. III rect.

Abschnitt von den Meeren. Fol. IX vers.

Beschreibung des grossen Weltmeeres, بحر المحيط ibid.

Das chinesische Meer, بحر چين Fol. X rect.

Das indische Meer, بحر هند Fol. X vers.

Das persische Meer, بحر فارس Fol. XI rect. Der Verf. sagt, im persischen Meerbusen seien zwei Strudel, in denen die Schiffe unvermeidlich ihren Untergang finden.

Das rothe Meer, بحر قلزوم Fol. XI rect.

Das westliche Meer, بحر مغرب Fol. XI vers.

Das dschordschanische Meer, بحر جرجان ibid.

„Was beschrieben ist in diesem Theile", sagt der Verf., „ist genommen aus dem Buche des Bokrat" (Hippocrates). Fol. XII rect.

Abschnitt von dem Ungewöhnlichen der Erde. Fol. XII rect. Bestimmung der sieben Klima's der Erde mit dem arabischen Texte bis

Fol. XV vers. Beschreibung unseres d. h. des siebenten Klima's Fol. XV vers. XVI rect.

Beschreibung der Berge Fol. XVI vers.

Beschreibung der Quellen Fol. XVII. vers.

Diese Beschreibungen sind ebenfalls aus dem Buche des Bokrat genommen.

Theil II. في التابعين والتابعات من البلغار Fol. XVIII rect.

Der Verfasser beginnt die Geschichte von Bolgar mit der Sendung der Asbab (Mitarbeiter Muhammeds) zu den Bolgaren um dieselben zum Islam zu bekehren, vom J. 396 der Hedschra (?), von Haidar Chan und dessen Vezir Baradsch Chan, als die Bolgaren noch Feueranbeter waren, bis Fol. XXIX vers. Weiter unten erzählt er von Timurlenk und dessen Feldzügen und Einfall in Russland u. s. w. Hiermit schliesst die Erzählung. Auf der letzten Seite Fol. XXXIX vers. sagt der Verfasser, das Werk sei beendigt worden im Jahre 893 der Hedschra, in Tasch buluki.

Der kazanische Dialekt, in dem dieses Werk geschrieben ist, zeigt sich hier in derselben Entwickelung wie in dem Gedichte des Muhammed Jar. Die Sprache ist ziemlich gut und richtig, obgleich etwas einförmig und nicht ohne Wendungen die im Türkischen nur in der gemeinen Volkssprache üblich sind; die Orthographie ist theilweise nicht ganz fest.

Nr. 3. MS. No. 377. Ziemlich grosse und leserliche tatarische Schrift. In der Handschrift ist weder der Titel des Werkes angegeben, noch die Zeit in der es verfasst oder abgeschrieben, noch der Name des Verfassers oder des Abschreibers genannt. Es enthält eine Sammlung verschiedener religiöser und moralischer Erzählungen. Die Sprache unterscheidet sich wenig von der der beiden vorher angeführten Werke und die Handschrift gehört deshalb zu den ältesten kazanischen Werken.

Nr. 4. MS. der geographischen Abtheilung No. 609 A. in 4. 9 Blätter leicht leserliche tatarische Schrift, und

Nr. 5. MS. derselben Abtheilung No. 609 B. in 8. 25 Blätter sehr schlechte tatarische Schrift.

Diese beiden Handschriften enthalten das Reisetagebuch eines bolgarischen Tataren, wie man aus dem Schlusse des zweiten MS. sieht, wo der Verfasser sagt, dass er aus Constantinopel nach Bolgarien zurückgekehrt sei. In beiden Handschriften fehlt der Anfang und in der ersten (No. 4) auch das Ende. Der Verfasser nennt sich nicht, noch sagt er in welcher Zeit er die Reise unternommen habe. Keine dieser beiden Handschriften kann Autograph des Verfassers sein, am wenigsten No. 4. Der Name des Abschreibers und die Zeit der Abschrift sind ebenfalls nicht angezeigt. Wir geben hier den Inhalt der beiden MSS. und bemerken zugleich die zwischen ihnen stattfindenden Verschiedenheiten.

MS. No. 4. Fol. I rect. Aus der Bucharei reist der Verfasser nach Indien (هندوستان). Da der Anfang fehlt, so weiss man nicht wie und woher er in die Bucharei gekommen ist. Nach einer Reise von sieben Tagen kommt er in die Stadt Elkhoi (الخوى), wo er grade eine Woche bleibt, dann kommt er nach der Stadt Mergutschak (مرغوچاق), die zu dieser Zeit

in Verfall war. Hier bleibt er einige Zeit und geht dann nach der Stadt Herat (هراط), von wo er sich nach einem Aufenthalte von acht Tagen nach der Stadt Kandahar (قندهار) begiebt, die von Afghanen (آوغان) bewohnt ist. Aus Kandahar kommt er in die Stadt Belus (بلوس), wo die Einwohner, anstatt der Waschungen und der Gebete, Zikr [1]) verrichten, in einem eigens dazu vor der Stadt eingerichteten Hause, wohin sich Männer und Frauen begeben. Ausser diesem anstössigen Gebrauche der mit dem Zikr verbunden ist, haben die Einwohner noch einen andern nicht weniger anstössigen. Sie bieten nämlich den Fremden ihre Frauen an und jagen diejenigen aus der Stadt welche sich zu einer solchen Gastfreundschaft nicht verstehen wollen. Ein bei der Karawane befindlicher Usbeke theilte dieses seinen Reisegefährten mit, weshalb die Karawane ausserhalb der Stadt blieb. Nach einigen Tagen kamen die Reisenden nach der Stadt Keitsch (كيچ), wo sie mit Gefahr ihres Lebens eine Nacht über blieben.

Hier fängt die Handschrift No. 5 an, die von No. 4 nur in einigen anders gesetzten oder hinzugesetzten Worten abweicht.

Aus Keitsch kommt der Verfasser nach einer arabischen Stadt, wo er zehn Tage bleibt, dann setzt er seine Reise auf dem indischen Meere (هندستان دینکزی) zu Schiffe fort. Nach einer fünftägigen Fahrt kommt er in eine Stadt mit arabischer Bevölkerung, nämlich Bosra (بصره). Von hier werden Korallen verfahren. In dieser Stadt sind von Seiten des Chalifen, d. i. des türkischen Sultans, Statthalter eingesetzt und in der Umgegend sind viele Persische Araber, d. h. Schiiten. Nach einem Aufenthalte von zwei Monaten verlässt er die Stadt und schifft sich, da er kein Schiff finden kann, auf einem grossen Boote ein. Unterwegs starb der Diener des Mulla Nadir „und wir blieben", sagt der Verf., „nur vier Mann." Am achtzehnten Tage erreichten sie den Hafen von Surat (بندری صورت), das zum Theil von Hindustanern bewohnt ist. In der Nähe dieser Stadt wurden unsere Reisenden von Räubern (حرامی — das Wort ist hauptsächlich im Arabischen gewöhnlich) angefallen. Hier fehlen in beiden MSS. einige Zeilen oder Seiten, man kann nicht bestimmen wie viel.

In No. 4 fährt nach einer unbeschriebenen Seite die Erzählung fort: In Benderi Surat blieb der Verfasser zwei Monate und erlernte in dieser Zeit die Muntalische (مونطالی) Sprache. Von hier reiste er mit einer Pilger-Karawane ab. Nach einem neuntägigen Marsche kam die Karawane in die indische Stadt Urandib (اوران دیب), von wo der Verfasser nach einem kurzen Aufenthalte nach Dschai zer abad (جای زر اباد) ging. Hier verweilte er ebenfalls. Später kommt er mit einer Karawane in die Stadt Metschli

---

1) Auf meiner Reise in dem Orient (bemerkt Herr Berezin) habe ich mehrfache Gelegenheit gehabt diesen Gebrauch selbst zu beobachten, besonders in Kairo am Tage der Geburt Muhammeds. Das Zikr besteht in folgendem: Ein Geistlicher liest den Koran ziemlich unangenehm singend, und im Kreise um ihn herum schaukeln sich einige andächtige Rechtgläubige, indem sie singen هو (Er) u. s. w.

(مچلی), wo er drei Tage bleibt; dann durchreist er einen grossen Wald, wo er Gefahr läuft von wilden Thieren, nämlich Löwen und Affen, gefressen zu werden, kommt aber glücklich durch.

Hier fängt das MS. No. 5 wieder an. Nach einer Reise von zweiundzwanzig Tagen kommt die Karawane in die Stadt Metschli (der Verf. scheint hier die Namen zu verwechseln, da er so eben von seiner Ankunft in einer Stadt desselben Namens gesprochen hat). Von hier begiebt er sich in einem Boote in die Stadt Tscheltschera (چلچرا). Nach einiger Zeit tritt Windstille ein und das Boot bleibt sieben Tage auf einer Stelle, endlich nach einer fünfundzwanzigtägigen Fahrt auf dem Meere kommt er wieder nach Tscheltschera, wo er fünfzehn Tage in der Festung zubringt. Bei dieser Gelegenheit erwähnt der Verf. einige Gebräuche der Einwohner von Tscheltschera, die in Schilfhütten wohnen. Er verlässt Tscheltschera in einem kleinen Boote und kommt nach Bender, das von Persern, Muntalis und Usbeken bewohnt ist, und bleibt hier vier Jahre. Der Verf. sieht hier eine Menge Waaren, die aus einem Gewächse welches Kranicherbsen genannt wird (vorzugsweise in dieser Gegend vorkommend und unter dem Namen هراز bekannt) und aus Zuckerrohr gemacht werden. Es regnet hier fünf Monate lang sehr stark. Von hier geht unser Reisender nach Maksud abad (مقصود اباد), wo er ein volles Jahr verweilt. In dieser Stadt giebt es nach der Aussage des Verfassers so viele Elephanten, dass der eine Vezir allein fünfhundert derselben hält. Von hier reist der Verf. auf einem Wagen (ارابه) in achtzehn Tagen nach Azin abad (ازین اباد), wo er neun Monate bleibt und dann seine Reise zu Wagen fortsetzt. Nach einem Monate kommt er in der muntalischen Stadt Benares an (nach No. 4 بنيارس, nach No. 5 بنارس), wo ihn die Menge der schönen Gold- und Silber-Arbeiten in Erstaunen setzt. Die Namen der Städte durch die er später kommt hat der Verfasser, wie er selbst bekennt, vergessen. In einer nur erinnert er sich ein Stück Holz von der Arche Noahs (نوح پیغمبر) gesehen zu haben und das Grab von drei Propheten, deren Namen er aber auch vergessen hat. Dann bleibt er neun Monate während einer Hungersnoth in Schah dschehan abad (شاه جان اباد) (Dehli), wo die indischen Kaiser wohnen. Ausser der Hungersnoth erwähnt der Verfasser noch ein anderes allgemeines Unglück. Er musste mit seinen Reisegefährten 2000 Urfi an die afghanischen Räuber bezahlen, welche die Stadt plünderten. Nach diesem Unglücksfalle wollte der Verfasser in seine Heimath zurückkehren, aber die Afghanen hatten die Communication unterbrochen und unser Reisender begab sich nach Benderi Surat, wo er nach einem zweimonatlichen Aufenthalte und nach den Vorbereitungen zur Reise auf einem grossen Boote nach Mekka abreist. Nach einer zweimonatlichen Fahrt kam er mit seinem schlechten Fahrzeuge an dem Berge von Serandib (سرانديب) (Ceylon) vorbei, auf dessen Gipfel sich das Grab unseres Aeltervaters Adam befindet. Keiner von der Reisegesellschaft besuchte das Grab, weil der Berg mit einem undurchdringlichen Walde bedeckt ist. Nach drei Monaten kam der Verf. nach der Stadt Egde (یکده) (Dschedda), wo sich das Grab der Aeltermutter Eva befindet. Der Verf. selbst hat das Grab nicht besucht, weil er auf dem Schiffe geblieben war um das Gepäck zu bewachen. Einer seiner Reisege-

fährten aber, Jakub Aga, der es besuchte, erzählt dem Verf., dass am obern Ende und in der Mitte des Grabes Fahnen aufgepflanzt seien, in so weiter Entfernung von einander, dass 30 Menschen dazwischen stehen könnten. Endlich erreicht der Verfasser das Ziel seiner Reise: er kommt in Mekka an, von wo er sich, nachdem er seine Andacht an den verschiedenen heiligen Orten verrichtet hat, nach Taif begiebt, einer grossen und schönen Stadt. Nach einem Aufenthalte von achtzehn Tagen kehrt er von hier in zwei Tagen nach Mekka zurück.

Von hier weichen die beiden Handschriften in den Worten und Ausdrücken etwas mehr von einander ab, der Inhalt aber bleibt nach wie vor in beiden gleich.

In Mekka bleibt der Verfasser drei, in Medina neun Monate. Nach Beendigung seiner Wallfahrt reist er nach Damask, wo er nach 50 Tagen ankommt. Eigentlich sind nur 45 Tagereisen bis Damask, aber auf dem Wege dahin befinden sich fünf Karawanserais und der Verf. verweilte in jedem derselben einen Tag. In Damask erhielt er wahrscheinlich den Titel Hadschi. Hier blieb er vier Jahre und ging dann nach Jerusalem (قدس شريف). Auf dem Wege dorthin, drei Tagereisen von Damask, erlitt die Karawane ein Erdbeben, welches bis in Damask gefühlt wurde. Nach einer Reise von zehn Tagen kommt der Verfasser in Jerusalem an, wo er siebenundzwanzig Tage bleibt.

Hier endigt die Handschsift No. 4. In No. 5 folgt nun die Beschreibung der heiligen Orte in Jerusalem. Der Verf. kehrt von hier nach Damask zurück, wo er allein bleibt, ohne seine Reisegefährten. Während der vier Jahre seines Aufenthalts daselbst widmet er sich dem Studium des Korans. Von Damask geht er mit einer Karawane nach Constantinopel, wo er vier Jahre lang sein angefangenes Studium fortsetzt und dann Schekertschi (Zuckerbäcker) wird. Dreiundzwanzig Jahre bleibt er in Stambul und kehrt dann endlich in seine Heimath, nach Bolgarien zurück.

Hier endigt das in vieler Hinsicht merkwürdige Tagebuch des tatarischen Reisenden. In dem zweiten Theile giebt der Verfasser eine Beschreibung der Wallfahrt, der Ceremonien in Mekka, der heiligen Stätten der Moslemen, und verschiedene Localtraditionen.

Aus dem Werke ersieht man, dass der Verfasser lange in Constantinopel gelebt hat; dieses zeigt besonders auch sein Styl, in dem ein starker Einfluss des gebildetern osmanischen Dialektes nicht zu verkennen ist; zwar behält er im Allgemeinen die Formen des kazanischen Dialektes bei, folgt aber nicht selten der türkischen Orthographie. Die Construction ist künstlicher als gewöhnlich in tatarischen Werken der Fall ist, die Perioden länger, und häufig finden sich rein türkische Ausdrücke, ausserdem auch an einigen Stellen fremde Wörter, wie z. B. ميل Meile, صالداط Soldat, رشتكه рѣшетка Gitter, كيريج кирпичъ Backstein u. a. m. Ueberhaupt ist zu bemerken, dass die Handschrift No. 5 vollständiger ist, selbst in den Stellen wo beide Handschriften übereinstimmen, und einen mehr tatarischen Charakter trägt als No. 4. Die Orthographie folgt hier mehr, obgleich auch nicht gleichmässig, den Regeln des kazanisch tatarischen Dialektes; die Buchstaben و und ى sind in

beiden Handschriften meist mit drei Punkten (ڤ u. ڨ) bezeichnet und das غ in No. 5 meist ohne Punkt geschrieben, wie es in tatarischen Schriften gewöhnlich ist.

Nr. 6. MS. unter No. 590 A. in 4. Historische Abtheilung. Schlechte tatarische Schrift, 44 Blätter, enthält ohne Ordnung folgende Stücke:

a) Fol. I rect. u. vers. Das Ende einer Erzählung von Aksak Timur.

b) Fol. I vers. — Fol. IV vers. Eine Erzählung mit der Ueberschrift: فصل فی داستان عیسی اوغلی آمت Geschichte Amet's des Sohnes Isa's. Der Schluss fehlt.

c) Fol. V rect. — Fol. XXVIII rect. Geschichte Tschingizkhans ohne Titel und Anfang. Es ist dieselbe Geschichte Tschingizkhans die in Kazan gedruckt worden ist. Die Handschrift beginnt mit den Worten: اوغلی تومال مرکان اننك اوغلی غلی دوین بیان انینك اوغلی چنکز خان

d) Fol. XXVIII rect. — Fol. XLIV rect. Geschichte Timurlenks unter dem Titel: فصل فی داستان اقساق تمر. Diese Geschichte ist ebenfalls in Kazan gedruckt, zugleich mit der vorhergehenden. Es fehlen hier wiederum einige Blätter.

e) Fol. XLIV rect. u. vers. Anfang einer Erzählung, überschrieben: فصل فی داستان ایدیکی Geschichte Idiks.

Alle diese Erzählungen sind unvollständig, ausgenommen die Geschichte Tschingizkhans und Timurs; die übrigen haben nicht einmal grammatischen Werth, denn sie sind schlecht geschrieben und voller Fehler. Die Sprache ist in allen dieselbe.

Nr. 7. MS. No. 484. B. 4. Ohne Titel. Ein russisch-tatarisches Wörterbuch, 657 Seiten. Ein nur bis zur Hälfte vollendetes Werk in alphabetischer Ordnung. Der Verfasser ist unbekannt, dem Anscheine nach zu urtheilen ein Russe. In der ersten Hälfte ist bei vielen Wörtern die tatarische Bedeutung nicht angegeben. Die Verba sind unter der Infinitivform angeführt, nicht unter der Form des Praesens Indicat. Die Comparative der Adjectiva sind zuweilen als ungewöhnliche Wörter besonders angeführt, wodurch das Buch an Umfang gewinnt. Dieses Wörterbuch umfasst hauptsächlich die nördlichen tatarischen Dialekte; es ist vollständiger als andere Werke dieser Art, aber leider nicht vollendet. Die Orthographie des Verfassers ist nicht immer richtig und Fehler des Abschreibers sehr häufig.

B. Handschriften der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek.

Nr. 8. MS. der ersten Abtheilung unter No. 2, in zwei ziemlich starken Bänden, russisch und tatarisch. Der Titel ist: „Das Buch von der Bekehrung der Sarazenen zu der christlichen Religion, übersetzt von dem heiligen Metropoliten von Tobolsk und Sibirien, Anton Stachowski, 1726. تاتارلرنی مسیحیه ایمانینه دوندورمق حقندہ طوبل وسبر آنتونی ستاخوسکی دیکان مقدس متراپولیت ایله نقل ایدولمش کتابی ١٧٢٦. Eine ziemlich bemerkenswerthe Schrift in sibirisch-tatarischem Dialekt. Die grammatischen Formen sind durchgängig sibirisch,

dahingegen die Wörter nicht immer (so ist z. B. statt اوزم überall das türkische كندوم gebraucht u. a. m.), doch drücken sie das russische Original ziemlich gut und meist richtig aus. Die Construction der Perioden und die Verbindung der Sätze aber ist rein russisch und das Werk deshalb für Tataren wenig verständlich.

Nr. 9. MS. No. 1 in Fol. der Abtheilung IV. Ziemlich gute tatarische Schrift, enthält eine Copie der Handschrift *Nr.* 6 der Bibl. der Akademie; nur sind die Erzählungen hier in einer andern Ordnung, nämlich:

a) die Geschichte Tschingizkhans. Der Anfang fehlt und die ersten Worte sind:

آلتون خان قزين كورمكا كلدى ايرسه كورار كمر حامله اولوبدور قزينه ايدى اى قزيم

b) Geschichte Aksak Timurs mit Anfang und Ende.

c) Geschichte Amet's des Sohnes Isa's, ebenfalls ohne Ende wie im MS. der Akademie.

d) Geschichte Idiks, ohne Ende.

e) Dasselbe Fragment einer Erzählung aus dem Leben Aksak Timurs mit welchem die Handschrift der Akademie anfängt.

Die Fehler gegen die Sprache und Orthographie, hier noch häufiger als in der Handschrift der Akademie, sind der Unwissenheit des Copisten zuzuschreiben.

Herr Samoilen, Attaché bei der russischen Gesandtschaft in Constantinopel, bereitet eine an Materialien im eigentlich osmanischen Dialekte reiche türkische Chrestomathie vor, mit einem Wörterbuche und Anmerkungen.

Ein Brief des Pfarrer Dr. Wolff aus Rottweil.

Jerusalem den 26. Mai 1847.

Theuerster Freund!

Meinem Brief aus Budscha wollte ich einen aus Beirut folgen lassen. Es konnte dies nicht geschehen, weil ich mich veranlasst gesehen habe, Beirut schon an dem Tage meiner Ankunft wieder zu verlassen. Ich erfuhr nämlich daselbst alsbald, dass unser gemeinschaftlicher trefflicher Freund in Jerusalem, Consul Dr. Schultz, seinen Aufenthaltsort demnächst mit einem andern vertauschen werde; so benutzte ich denn die erste Schiffsgelegenheit nach Jaffa, die sich mir darbot (solche finden sich um diese Jahreszeit fast täglich), mir vorbehaltend, auf dem Rückwege längere Zeit in Beirut zu verweilen.

Wie ich Dir aus Budscha geschrieben habe, war die Abfahrt von Smyrna auf den 29. April festgesetzt. Dieselbe musste aber um einen Tag verschoben werden, weil die türkischen Beamten die mitzugebenden Depeschen nicht hatten zu Stande bringen können; denn diese Leute verstehen sehr gut, sich vor aller Uebereilung zu hüten. So ungelegen mir dieser Aufenthalt war, so kam er mir doch nachher in mehr als einer Hinsicht zu Statten, und

ich durfte abermals die Erfahrung machen, dass gerade das, was uns im Augenblicke als ein Uebel erscheint, vortheilhaft für uns ist.

Am vorletzten Tage meines Aufenthaltes in Smyrna war ich, als ich mich meines Tezkere [1]) (türkischen Passes) wegen nach dem Gouvernements-Gebäude begab, Zeuge eines besondern Schauspiels, nämlich der Abführung eines zum Exil verdammten Pascha auf ein nach Cypern abgehendes Schiff. Der Verurtheilte, mit stolzem Schritt und weltverachtender Miene einherschreitend, wurde auf beiden Seiten von Dienern am Rocke gehalten und von den ersten Polizeibeamten und einer Schaar von Bewaffneten an das Schiff begleitet. Am Tage meiner Abreise besuchte ich nochmals die Ruhestätte Polykarp's, auf der sich ein einfacher Stein mit einer Cypresse daneben erhebt; eben so das unter der trefflichen Pflege der barmherzigen Schwestern stehende Hospital, an welchem der durch meinen Reisegefährten v. S. eingeführte Schwefelätherapparat nunmehr bereits in Anwendung gebracht worden sein dürfte. Die mir in Aussicht gestellte Bekanntschaft des mit orientalischer Literatur vertrauten französischen Gesandtschaftssecretairs konnte ich leider nicht machen, da derselbe krank war; dagegen lernte ich einen türkischen Sprachlehrer kennen, (— 12 Lehrstunden zu 100 Piaster —) mit dem ich erwünschte Rücksprache wegen oriental. Manuscripte nehmen konnte. Wollte ich Dir noch weiter von den verschiedenen Gegenständen erzählen, welche in Smyrna meine besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, wie von den Bazars, den Kaffehäusern, den Moscheen, den türkischen Begräbnissplätzen mit den schönen hohen Cypressen, der Carawanenbrücke u. s. w.: so müsste ich mehr Zeit übrig haben, als hier in Jerusalem, wo so unermesslich viel zu sehen und zu erforschen ist. So lass mich denn zur Beschreibung meiner weitern Reise übergehen.

Also den 30. April Abends — 4 Wochen nach meinem Abschiede von der Heimath — begab ich mich an den Bord des Imperatore, der unterdessen in Constantinopel gewesen war. Die Anker wurden erst um zehn Uhr gelichtet. Unter den zahlreichen Passagieren waren nicht wenige, die bald mein besonderes Interesse in Anspruch nahmen. Dahin gehörte vor Allen: ein Pascha mit seinem aus 43 Personen bestehenden Gefolge. Es war dies der für Jerusalem bestimmte Sarif Mustafa Pascha, ein junger Mann von sehr gewinnendem Aeussern und feinen Manieren, wie ich dies auch bei meinem ihm hier in Jerusalem gemachten zweimaligen Besuche zu bemerken Gelegenheit hatte. Vor ein paar Jahren war derselbe über Smyrna gesetzt, von wo aus er aber wegen zu grosser Freisinnigkeit ins Exil geschickt wurde. Wir wollen nun sehen, wie lange er den Posten in Jerusalem, wo er den 20. Mai eingezogen ist, inne haben wird! Mit dem Kadhi in der Begleitung des Pascha vermittelte ein arabisches Buch, in dem ich las, bald eine interessante Bekanntschaft. Weiter bemerkte ich den greisen Oberrabbiner

---

1) Es sei hier bemerkt, dass man eines solchen Tezkere, dessen Erwerbung mit viel Zeitverlust verbunden ist, weil man persönlich erscheinen muss, keineswegs bedarf; denn weder mir noch einem meiner Reisegefährten wurde er irgendwo abverlangt.

von Smyrna, einen Mann von sehr ehrwürdigem Aussehen, der, von seiner eben so bejahrten Frau und einer grossen Anzahl meist älterer Juden begleitet, Jerusalem zusteuerte, um daselbst zu sterben; denn die Juden meinen, dass wer hier sterbe, der Seligkeit gewiss sei. Mit Uebergehung verschiedener anderer Personen, mit denen ich in Berührung kam, z. B. eines Franciscaner-Mönchs, eines spanischen Carlisten u. s. w., gedenke ich nur noch eines Gelehrten, mit dem ich eine mir sehr werthvolle nähere Bekanntschaft anknüpfte, nämlich des zum Professor der Naturwissenschaften in Constantinopel für die neue Akademie Meĝidije ernannten Schweizers, Herrn v. Schwerzinbach. Derselbe hat von dem Sultan — auf den Vorschlag des Leibarztes Sr. Majestät (H. v. Spitzer) und des Protomedicus (Ismaël Effendi) und unter einstimmiger Genehmigung des grossherrlichen Ministeriums — den ehrenvollen Auftrag erhalten, das ganze türkische Reich Behufs der Vervollständigung der naturwissenschaftlichen Cabinette in Constantinopel zu bereisen. Seine Nachforschungen sind insbesondere auf Mineralogie, dann auf Zoologie und Botanik gerichtet. Die Reise soll sechs Jahre dauern. Beigegeben sind dem gelehrten Reisenden die drei ausgezeichnetsten Zöglinge der medicinischen Schule von Galata Seraï (zwei Griechen und ein Türke). Ausserdem wird er von einem deutschen Architekten begleitet. Herr v. Schw. ist im Besitze von 24 Fermans an eben so viele Paschas und einem Generalferman, wie ihn — nach Aussage des Dolmetschers des Pascha von Jerusalem — noch kein Europäer erhalten hat. Nach diesen Fermanen müssen ihm überall, wo er es verlangt, 20 Pferde und eine hinreichende Sicherheitsbegleitung bis auf 200 Mann gestellt, auch alle verschlossenen Plätze geöffnet werden. Jeden Monat sind ihm 8000 Piaster auszuzahlen. Leider musste ich mich schon in Cypern, von welcher merkwürdigen Insel H. v. Schw. eine geologische Karte aufnehmen wollte, von dem gelehrten und liebenswürdigen Landsmann trennen, der auf seiner Reise nunmehr auch auf die Interessen unserer deutschen morgenländischen Gesellschaft bedacht sein und namentlich seltnere orientalische Handschriften, von welchen ich ihm ein Verzeichniss aufgesetzt habe, zu gewinnen suchen will.

Die Fahrt von Smyrna nach Beirut, um in dem eigentlichen Reiseberichte fortzufahren, war die schönste, die ich bis jetzt gemacht habe, besonders die Strecke bis Rhodus. Diese stark befestigte Insel erreichten wir Sonntag früh den 2. Mai. In Cypern, wo wir den 3. Mai Abends 9 Uhr ankamen, wurde fast 24 Stunden gehalten. Hier, wo ich die ersten Palmen sah, empfand ich's zum erstenmal deutlich, dass ich mich unter einem andern Himmelsstriche befand. Der prächtige Anblick des Libanon und der in dieser Jahreszeit sich reizend darstellenden Stadt Beirut ward mir am Morgen des 5. Mai zu Theil. Ein paar Stunden später, nachdem sich ungefähr 200 Passagiere ausgeschifft hatten (es ist sehr rathsam, hier nicht zu eilen), betrat ich mit meinem mir sehr lieb gewordenen Reisegefährten, H. v. S., dessen Ziel der Libanon war, den syrischen Boden und fühlte mich hochbeglückt. Fast that es mir leid, das schöne Dampfboot, den Imperatore, das mich zwölf Tage lang auf das Befriedigendste beherbergt hatte und auf dem es mir, mit Ausnahme der Sturmzeit, leiblich und geistig ganz wohl gegangen war, verlassen zu müssen.

Die Fahrt auf den Loyd-Dampfschiffen, was zu erfahren Dich wohl auch interessiren dürfte, kostet von Triest nach Smyrna auf dem 1. Platz 90, dem 2. 70, dem 3. 45 fl. Münze (1 fl. = 1 fl. 12 Kr. rhein.), von Smyrna nach Beirut auf dem 1. Platz 66, dem 2. 44, dem 3. 25 fl. Münze. Bezahlt man in Triest für die ganze Strecke bis Beirut (man kann sich dann auf 3 Monate beliebig ein- und ausschiffen) so gewinnt man mehrere Procente. Die Beköstigung beträgt auf dem ersten Platz für den Tag 2 fl. 30 Kr., auf dem zweiten 1 fl. 30 Kr.

Ich setze Dir hier auch die Entfernung der Hauptorte bei, damit Du berechnen kannst, wie weit oder vielmehr wie nahe es nach Jerusalem ist. Man fährt, wenn keine Hindernisse, wie Stürme und dgl., eintreten:

von	Triest	nach	Corfu	in	60	Stunden	
-	Corfu	-	Syra	-	54	-	
-	Syra	-	Smyrna	-	24	-	
-	Smyrna	-	Rhodus	-	32	-	
-	Rhodus	-	Cypern	-	42	-	(Larnaka)
-	Cypern	-	Beirut	-	16	-	
			zusammen		228	Stunden	

In einer Stunde werden fast 10 Seemeilen gemacht, 10 Seemeilen aber sind ungefähr = $2\frac{1}{2}$ Stunden Landweg. Mit 250—300 fl. kann man bequem und anständig von Tübingen bis nach Jerusalem kommen. Wie unendlich viel mehr ist aber diese Reise werth!

Ich muss zum Schlusse eilen, da der Tatar, d. h. die reitende Post, demnächst nach Beirut abgehen wird. Er reitet jede Mittwoch von hier ab. Meine Fahrt von Beirut nach Jaffa, an Tyrus, Sidon, St. Jean d'Acre, dem Carmel u. s. w. vorbei, auf einem kleinen, mit Menschen aller Art angefüllten arabischen Segelschiff (der Platz auf einem solchen Schiffe kostet nicht mehr als 3—4 fl.) war eben so interessant als glücklich; die Beschwerden derselben aber (man muss z. B. auf dem harten Boden unter freiem Himmel schlafen) sehr erträglich. Am 5. Mai Abends 8 Uhr schifften wir uns ein. Da sich am 6. gegen Mittag ein sehr günstiger und starker Wind einstellte, fuhr unser Schiff mit Blitzesschnelle, viel rascher als ein grosses schweres Dampfboot, dahin, so dass wir schon am Abend des genannten Tages in die Rhede von Jaffa einliefen. (Einen sichern Hafen giebt es hier leider nicht, weshalb auch die Dampfschiffe nicht hierher fahren wollen.) Da das Thor geschlossen war, mussten wir noch eine Nacht auf dem harten Boden des Verdecks schlafen. Den andern Morgen fanden wir die freundlichste Aufnahme und die beste Bewirthung — wegen des Freitags lauter Fastenspeisen (z. B. dreierlei Fische) — in dem schön gelegenen Franciscanerkloster, mit dessen freundlichem Prior ich mich auf lateinisch gut unterhalten konnte. Mittags wurde die Reise zu Pferd (für ein Pferd zahlt man auf den Tag höchstens 2 fl.) — auf einem nicht zu verachtenden Schimmel — fortgesetzt. Mein erster Ritt seit vielen Jahren ging über alles Erwarten gut von Statten. In drei und einer halben Stunde ward Ramle erreicht. Auf beiden Seiten des Wegs sind die schönsten üppigsten Felder mit Früchten aller Art; die Leute waren eben mit der Gerstenernte vollauf beschäftigt. In

Ramle genoss ich von dem bekannten Thurm, der wohl ein Ueberrest der Kreuzzüge ist, die herrlichste Aussicht, in dem Kloster aber wurden uns gute Fastenspeisen und trefflicher Cyperwein gereicht. Mit Ungeduld erwartete ich den andern Tag, der mich in die heissersehnte Stadt bringen sollte. Die Pferde wurden auf 4 Uhr Morgens bestellt, und unser (d. h. mein und meines französischen Reisegefährten) arabischer Diener und Dragoman hatte dafür gesorgt, dass sie nicht viel später ankamen, wie denn dieser Diener, Namens Jussuf, für uns auf der ganzen Reise von Beirut bis Jerusalem in jeder Hinsicht sehr besorgt gewesen ist. Nach einem ununterbrochenen Ritte von fünf Stunden ward in der Nähe des Dorfes Abu Gosch an einer trefflichen Quelle Halt gemacht und daselbst ein arabisches Frühstück verzehrt in Gesellschaft vieler Araber aus genanntem Dorfe, die allerdings ein schreckliches Aussehen hatten, aber sich als gutmüthige Leute erwiesen. Noch hatten wir einen Weg von 3 Stunden vor uns, aber wir legten ihn in zwei Stunden zurück, und so war ich schon Mittags nach 1 Uhr, Sonnabend den 8. Mai, in Jerusalem.

Freundschaftlichst u. s. w.

Aus einem Briefe von Prof. Dr. Bernstein.

Breslau, d. 18. Jul. 1847.

— Den Professor Tullberg erwarte ich stündlich aus Rom zurück [1]), und wird derselbe einige Tage bei mir bleiben. Ich habe ihm, noch ehe er Upsala im vor. J. verliess, einen Plan zur Herausgabe syrischer Werke entworfen, und er hat die Materialien dazu in London, Florenz und Rom bereits gesammelt. Zunächst giebt er den 3. Theil der syrischen Chronik des Barhebraeus oder die Kirchengeschichte vollständig heraus. Dann machte ich ihn auf das bei den Syrern so berühmte Buch des Paradieses von Palladius und Hieronymus aufmerksam, wovon die Vaticana ein Exemplar besitzt. Der Inhalt ist allerdings von keinem grossen Interesse für uns; das Leben jener alten Mönche spricht uns, wenigstens mich, eben nicht sehr an. Der Sprache und seiner Berühmtheit wegen verdient es aber wohl bekannt gemacht zu werden. Im Bar-Bahlul wird es auf jeder Seite mehrmals citirt. Das britische Museum hat kürzlich ausser andern wichtigen Manuscripten auch drei Handschriften dieser Mönchsgeschichten erhalten und Tullberg hat sie abgeschrieben oder verglichen und nun auch die römische collationirt. Vor einigen Monaten sollte ich ihm noch ein Werk nennen, das er in Rom abschreiben könne. Ich schlug ihm einige vor, von welchen aber, wie er fand, die Codd. zu zerfressen und unleserlich waren. Ich nannte ihm darauf die Chronik des Dionysios von Telmahhar, deren erster Theil aus der Chronik des Eusebius entlehnt ist. Diesen hat er denn auch abgeschrieben, der Cod. ist aber schadhaft und manche Stückchen sind am Rande nicht mehr zu lesen oder vor Alter abgebrochen. Ich will ihn veranlassen, dieses Stück aus der letztern Chronik zuerst herauszugeben, weil es für Barhebraeus von grosser Wichtigkeit ist.

1) Prof. Tullberg ist im August über Breslau nach Upsala zurückgekehrt.
D. Red.

Aus einem Briefe von Dr. R. P. A. Dozy.

Leyden, d. 4. Aug. 1847.

— Wenn ich gezögert habe Ihren Brief zu beantworten, so war es weil ich erstens den Abdo'lwâhid [1]) herauszugeben hatte; zweitens musste ich meinem Herzen über spanische Geschichte im Mittelalter Luft machen. Ich habe ein Buch unter der Presse, von dem jetzt 300 Seiten abgedruckt sind und das dazu bestimmt ist, in der Manier, wie man die politische und literarische Geschichte der spanischen Araber behandelt, eine vollständige Revolution zu bewirken. Ich habe dieses Buch aber jetzt wieder bis zum nächsten December liegen lassen müssen und bin zum Ibn Badrun zurückgekehrt, den ich auf's Neue tüchtig durchgenommen habe. Das Resultat dieser Arbeit ist eine ziemlich beträchtliche Anzahl Verbesserungen, gewonnen theils durch Conjectur, theils — und dies war die Hauptsache — durch Vergleichung anderer Werke, besonders des Al-Masoudí (der — ausgenommen ein Bruchstück, das ich hatte — erst neulich von Aloys Sprenger aus Indien wieder zurückgekommen ist und auf seiner Rückreise höchst unangenehme Bekanntschaft mit dem Salzwasser gemacht hat), des Kitábo'l-iktifá, das mir neulich Gayangos geschickt hat, des Kámil von Al-Mobarrad, eines Werkes das dem Kitábo'l-agání keineswegs nachsteht und weit erheblicher ist als die Hamása, das ich aber früher nicht genau genug kannte, u. s. w. Mit dem Ibn-Badrun hat es seine eigne Bewandtniss: da das Buch ausserordentlich populär war und viel gelesen wurde, so sind alle Handschriften davon erstaunlich schlecht, und selbst die Pariser, die doch von der Hand des berühmten As-Safadí ist, macht keine Ausnahme von der Regel; also kann in der Hauptsache bloss die Vergleichung anderer Werke, in denen das Nämliche erzählt wird und von denen wir gute Abschriften haben, nachhelfen.

Aus einem Briefe von Dr. Spiegel.

London, d. 26. Jun. 1847.

— Meine Arbeiten hier sind so ziemlich beendigt. Ich habe für das Zend wenig gefunden, aber diess Wenige von grossem Werthe. Vor Allem ein Vendidad von demselben Alter wie die älteste Copenhagener Handschrift, den ich durchgezeichnet habe, einen sehr guten Vendidad-sade, den Bundehesch in Pazend und eine Handschrift des Minokhired gleichfalls in Pazend, durch welche die Pariser vielfach berichtigt wird. Ob die Abschrift von einigem Anderen (Stücke aus den Revajet's des Sâm-

---

1) *The History of the Almohades, preceded by a sketch of the History of Spain, from the times of the conquest till the reign of Yusof Ibn-Táshifín, and of the History of the Almoravides, by Abdo-'l-Wáhid Al-Marrékoshí, now first ed. from a Ms. in the library of Leyden, the only one extant in Europe, by Dr. R. P. A. Dozy. Leyden, printed for the London Society for the publication of oriental texts.* 1847. XXII u. 290 S. arab. Text m. Anm. D. Red.

nâme u. s. w.) nicht fromme Wünsche bleiben werden, hängt von äussern Verhältnissen ab. In Oxford denke ich ein in Ava ausgearbeitetes Pali-Lexicon abzuschreiben und den Yaçna zu vergleichen.

Aus einem Briefe von Prof. Tornberg.

Upsala, le 15 Mai 1847.

— Aujourd'hui la première feuille de mon *Catalogue des monnaies coufiques de Stockholm* est tirée et je crois être en état de l'achever avant le mois d'Octobre, auquel je dois me rendre à Lund, où j'ai été nommé professeur de langues orientales. Mais l'introduction et les planches ne seront finies qu'au commencement du printemps prochain. En même temps l'impression du *Catalogue des manuscrits orientaux d'Upsal* est commencée et avance aussi vite qu'un travail de cette nature le permet. Ces deux livres publiés, je me rendrai à St.-Pétersbourg, dont les riches collections ont attiré mon attention depuis long-temps.

Aus einem Briefe von Dr. Schultz, Kön. Preussischem Consul in Jerusalem.

Beirut, d. 5. Jul. 1847.

— Was mich besonders zur Eile treibt, ist eine neue Redaction, die Nassîf [1]) mit seinem kritischen Sendschreiben über de Sacy's Ausgabe von Hariri's Makamen vorgenommen. Ich theilte Herrn Eli Smith die Nachricht mit, dass Nassîf's Arbeit nun in Deutschland gedruckt werden solle. Darauf erfuhr ich Folgendes: Der Verf. hat, wie es scheint, seit der Zeit der ersten Redaction bedeutende Fortschritte im Arabischen gemacht, nimmt Manches zurück was er früher über de Sacy's Ausgabe gesagt hat, und fügt Neues hinzu. Es liegt ihm daran, das nun von ihm selbst Verworfene nicht abgedruckt zu sehen. Er hat also den Text des ganzen Sendschreibens noch einmal copirt, und Pastor Dr. Wolff wird Ihnen das Mscr. nach Deutschland mitbringen [2]). — Sie wissen wahrscheinlich schon, dass unser König in Jerusalem eine wissenschaftliche Bibliothek gründet. Prof. Rödiger hat im Auftrage des Ministeriums ein Verzeichniss der Bücher aufgesetzt, welche die Grundlage der Bibliothek bilden sollen. Ich verspreche mir viel Gutes davon, da ich mit grosser Zuversicht hoffe, dass die Pilgerfahrten unserer Theologen, Orientalisten, Historiker und Naturforscher in erfreulicher Pro-

1) Vgl. S. 208 u. 209 dieses Bandes. D. Red.

2) Auf diese Nachricht hin ist, mit Zustimmung des Verlegers, W. Engelmann, der schon bis zum 4. Bogen vorgeschrittene Druck des Sendschreibens sogleich eingestellt worden, und der Herausgeber, Hr. v. Mehren, erwartet nur die Ankunft des versprochenen neuen Manuscripts, um seine Arbeit danach umzuändern und den Druck von neuem beginnen zu lassen. D. Red.

gression zunehmen werden. — Vielleicht haben Sie auch von einem Katechismus der Nossairier gehört, den der Dragoman des hiesigen Preussischen General-Consulats, Joseph Catafago, aufgefunden [1]) und im arabischen Original mit französischer Uebersetzung an unsern König geschickt hat, wofür er mit einer goldenen Uhr beschenkt worden ist. Heute nun bringt mir Catafago ein zweites Manuscript der Nossairier, welches von ihren Festen und den dabei üblichen Gebeten handelt, ausserdem noch ein kleines nossairisches Gebetbuch. Ich will sie abschreiben lassen und demnächst ebenfalls einsenden.

Literarische Anzeigen.

1) *Karl Friedrich Keil's* (Dr. u. Prof. d. Theol. zu Dorpat) *Commentar über die Bücher der Könige.* Moskau, Severins Verlagshandlung, 1846. XXX u. 621 SS. in 8.

2) *Desselben Commentar über das Buch Josua.* Erlangen bei Heyder, 1847. LX u. 411 SS. in 8.

Der Vf. steht auf dem sogenannten conservativen Standpunkte kirchlicher Orthodoxie und versucht es, die Ergebnisse der neuern Kritik, Grammatik und Hermeneutik damit zu vereinbaren oder dieselben zu widerlegen. Besondrer Fleiss ist in beiden Commentaren der Geschichte und Länderkunde zugewandt, namentlich sind Robinsons Terrainstudien fleissig, obwohl nicht immer glücklich benutzt. — In gemässigtem Geiste verfasst sind:

3) *Dr. Friedrich Wilhelm Carl Umbreit's Praktischer Commentar über den Jesaja mit exegetischen und kritischen Anmerkungen.* Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Hamburg b. Perthes, 1846. XXXVI u. 511 SS. in 8.

4) *Caesar von Lengerke's* (d. Theol. u. d. Phil. Dr. cet.) *Fünf Bücher der Psalmen. Auslegung und Verdeutschung.* 2 Bände, Königsberg b. Bornträger, 1847. XLII u. 764 SS. in 8.

Beachtung verdient noch eine verhältnissmässig ältere, aber erst im Laufe des letzten Jahres in Deutschland bekannt gewordene Schrift, nämlich:

5) *S. Munk's Palestine, Description géographique, historique et archéologique.* Paris bei Firmin Didot frères, 1845. 704 SS. in 8.

Sie enthält eine auf neue Untersuchungen keinen Anspruch machende, aber in gedrängter, übersichtlicher Kürze das Erforderliche beibringende Darstellung des alttestamentlichen Alterthums nach den auf dem Titel genannten Gesichtspunkten. Ein Anhang beschreibt kurz noch die Geschichte Palästinas von der Zerstörung Jerusalems bis zur Gegenwart. Eine besonders schätzenswerthe Zugabe sind die 71 Kunstbeilagen, theils Karten (Nr. 4. 70. 71.) von

---

1) S. Allg. Deutsche Zeitung, 1846, No. 43. D. Red.

geringem Werthe, theils auf Schrift (Nr. 8.) und Antiquitäten im engern Sinne (Nr. 9—12. 15—21. 23.) bezügliche Gegenstände, theils Grundrisse und Pläne (Nr. 14. 22. 24. 31. 42. 44.), theils und hauptsächlich Ansichten von Landschaften und Baudenkmälern. Diese sind übrigens nicht eigens für dieses Werk gefertigt, wie denn mehrere in anderen Werken schon vorliegen. Hr. M. war daher wohl selbst nicht im Stande S. 659 ff. über dieselben Rechenschaft zu geben, so nöthig dies auch bei den oft nur ganz allgemein gehaltenen Unterschriften ist. Versuchen wir darum dies für die wichtigeren hier nachzuholen, wobei der Unterzeichnete nicht unterlässt, dankbar die Beihülfe des im Orient weitgereisten und wohlunterrichteten Herrn Maler H. Sattler aus Wien anzuerkennen. — Nr. 2. *La mer morte.* Es ist von der Nordwestspitze aus aufgenommen und bietet den Anblick von Jericho aus auf das Meer. Rechts die Klippen von Judäa; links die ammonitisch-moabitischen Höhen. — Nr. 5. *La mer rouge à Suez* unfern den nördlich von der Stadt gelegenen weltgeschichtlichen Furthen und Ueberreste von Qolzum. Der Charakter der Gegend ist treu aufgefasst. — Nr. 6. *Le mont Sinaï* stellt den äussersten Gipfel des Dſhebel Musa mit seinen Kirchenruinen dar. Gegenüber der Katharinenberg. — Nr. 13. *Cèdres du Liban* d. h. der vielbesprochene, berühmte Rest uralter Cedern auf dem Libanon, sehr treu aufgefasst. — Nr. 23. *Vallée de Josaphat* bei Jerusalem, mit der Kidronbrücke, dem Grabmale des Absalom, der Grotte der Apostel und dem Grabmale des Zacharja. Oben auf der Höhe das Dorf Selwan. Dies eins der schlechtesten Blätter. Verfehlt ist der Charakter des Ganzen und fehlerhaft sind die Monumente gezeichnet, wenn der Monolith des Grabmals des Zacharja als ausgehöhlt, die Grotte der Apostel dagegen als verschlossen und nur mit einem Eingange versehen dargestellt ist, obwohl diese No. 35. im Ganzen richtig gezeichnet wiederkehrt. — Nr. 25. *Piscine de Siloë à Jérusalem,* worunter nicht der Quell im Thale Tyropoeon verstanden ist, sondern der Quell Omm ed-derâdſh oder der Brunnen der Maria im Thale Josaphat. Die Darstellung ist auf Kosten der Treue sehr verschönert. — Nr. 29. *Tombeau d'Absalom* giebt die Ansicht vom Thale Josaphat nach Süden. Im Hintergrunde das Dorf Selwan; links das genannte Grabmal; rechts die Kidronbrücke und darüber ein Stück Stadt- und Tempelmauer. — Nr. 41. *Chapelle du St. Sépulcre à Jérusalem,* durch Verschönerung nicht ganz treu, aber besser als man es gewöhnlich sieht. So sind die Verzierungen an den Wänden der grossen Rotunde genau und selbst das Bild, rechts oben an der Wand, den Evangelisten Matthäus darstellend, nicht vergessen. Am Eingange der Kapelle sind die gewundenen Säulen richtig dargestellt und an der rechten Seitenwand ist unter der ersten Kreuzverzierung das Loch zu beachten, welches das auf die Faxe des heiligen Feuers bezügliche ist. Dagegen hat die ganze Kapelle ihr richtiges Verhältniss und die Kuppel namentlich ihre wahre Gestalt durch Verschönerung verloren. — Nr. 45. *Couvent de la nativité à Bethléem.* Es soll die Geburtsgrotte darstellen, ist aber bis zur Unkenntlichkeit verschönert. — Nr. 46. *Jérusalem.* Eine hübsche Ansicht von der Stadt und dem Oelberge, vom Dache des lateinischen Klosters herab. — Nr. 47. *Entrée de l'eglise du St.*

Sépulcre à Jérusalem, eine treue Darstellung. — Nr. 50. *Mosquée d'Omar à Jérusalem*, gleichfalls gut dargestellt von der Ostseite. — Nr. 53. *Vue de Jérusalem.* Es giebt eine Ansicht vom sogenannten Teiche Bethesda in der Nähe des Stephansthores, welches hier im Rücken des Beschauers liegt. Links befindet sich die nördliche Wand der Einfassung der Mosquée und der Blick fällt auf die Ecke, welche diese Mosquéemauer mit der westlichen Begränzung des Grabes unweit der beiden Gewölbe bildet. Der Thurm in der Mitte ist der der Burg Antonia. Links ist ein Stück des Minaret der Mosquée sichtbar. Dies eine der besten Zeichnungen. — Nr. 54. *Porte de Damas à Jérusalem*, aber von innen. — Nr. 55. *Rue à Jérusalem* stellt sehr treu eine der bedeckten Strassen dar. — Nr. 63. *Jéricho.* Der Standpunkt des Beschauers ist auf dem Thurme oder sogenannten Castell von Jericho und der Blick nach Westen auf den Berg der Versuchung gerichtet.

Dr. Tuch.

Unter dem Titel: *Monuments Arabes d'Égypte, de Syrie et d'Asie mineure, dessinés et mesurés de* 1842 *à* 1845; *par* ***Girault de Prangey.*** *Ouvrage faisant suite aux Monuments Arabes de Cordoue, Séville et Grenade, publiés de* 1836 *à* 1839. *Paris. Publiés par l'auteur* 1846., der sich hinlänglich über den Inhalt ausspricht, beginnt gegenwärtig ein Werk, welches mit dem gleichfalls auf dem Titel genannten Vorgänger dazu bestimmt ist, den Stoff zu einer Geschichte der saracenischen Baukunst nach eigens zu diesem Zwecke aufgenommenen Zeichnungen und Messungen zusammenzubringen. Ein beschreibender Text begleitet die mit grosser künstlerischer Vollendung lithographirten Baudenkmäler. Bis jetzt liegen 3 Lieferungen vor, die sich auf Kairo und Haleb beziehen. Nur ein Blatt bis jetzt berücksichtigt Palästina. Es stellt die prächtige Mosquée Omars zu Jerusalem dar, aufgenommen, soweit es der Unterzeichnete zu beurtheilen versteht, vom Hause des Gouverneurs und zwar mit einer Genauigkeit welche für das Ganze die vollste Bürgschaft leistet [1].

Am 5. Mai 1847. Dr. Tuch.

Neue Untersuchungen über die Topographie Jerusalems, von ***Eduard Robinson***, *Dr. u. Prof. d. Theol. in Neu-York. Eine Beigabe zu des Verfassers Werke über Palästina.* Halle, Verlag d. Buchh. des Waisenhauses. 1847. VI u. 136 SS. in 8.

Der Widerspruch, den Robinsons Ansichten über Jerusalems Ortsverhältnisse von Williams und Schultz im J. 1845 erfuhren, gab dem Verf. Veranlassung, in zwei zuerst durch die Neu-Yorker Bibliotheca sacra and Theological Review (1846. No. XI f.) veröffentlichten Artikeln, welche unter des Verf. Aufsicht übersetzt die vorliegende deutsche Ausgabe bilden, die Gründe seiner Gegner einer ernsten Kritik zu unterwerfen und die früher ausge-

---

1) Dem Beschauer des Blattes ist rechts die Nordwestseite des Gebäudes zugewandt. Hier an der dem Wetter besonders ausgesetzten Seite sind die glasirten Ziegelplatten, welche die äussere Bekleidung bilden, zum Theil herabgefallen. Charakteristisch für die Treue des Bildes sind selbst diese Defecte nicht verwischt.

sprochenen Ansichten mit Benutzung späterer, zu diesem Zwecke von Eli Smith, Wolcott u. A. an Ort und Stelle vorgenommener Revisionen zu vertheidigen, beziehendlich fester zu begründen. Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, wie siegreich in allen wesentlichen Fragen der Verf. gekämpft hat. Dennoch können wir nicht umhin, die umfassende Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Genauigkeit, wie zugleich die würdevolle Haltung dem ungebührlichen Tone Williams gegenüber anerkennend hervorzuheben. Nach Feststellung der eigentlichen Streitpunkte (S. 1—6.) führt der Verf. folgende Specialuntersuchungen: 1) Das *Tyropoeon* war eine Einsenkung oder Schlucht, die aus der unmittelbaren Nähe des Yâfa-Thores ostwärts hinablief; und der Hügel *Akra*, auf dem die Unterstadt lag, war der Rücken unmittelbar im Norden des Zion und westlich vom Moria (S. 7—36). 2) Der Hügel *Bezetha* war der Hügel dicht an der gegenwärtigen Haram-Area, auf ihrer Nord-Nord-Westseite (S. 36—41). 3) Das Thor *Gennath*, bei welchem die zweite Mauer des Josephus anfing, war in der ersten oder alten Mauer, nahe dem Thurme Hippicus (S. 41—51). 4) *Die zweite Mauer* des Josephus lief im Westen der Kirche des heil. Grabes und schloss diese Stelle in die Unterstadt ein (S. 52—68). 5) Der *südl. Theil* der gegenwärtigen Haram-Area machte einen Theil des alten Tempelbezirkes aus und wurde nicht erst in späterer Zeit aufgebaut (S. 68—83). 6) Die Festung *Antonia* scheint den ganzen nördl. Theil der jetzigen Haram-Area eingenommen zu haben (S. 83—110). 7) Die Quelle *Gihon* war im Westen der gegenwärtigen Stadt, wahrscheinlich im obern Theile des Thales Hinnom (S. 110—115). 8) Das früheste *St. Stephanus-Thor* war das gegenwärtige Damaskus-Thor, das jenen Namen erhielt, weil nach der Tradition Stephanus das Märtyrerthum im Norden der Stadt erlitt (S. 115—125). 9) Vermischtes oder a) Grab der Helena (S. 125—127); b) das Walkerfeld (S. 127—129); c) Lager der Assyrer (S. 129—131); d) Lauf verschiedener Mauern d. h. der dritten oder äussern (S. 131 f.), der zweiten (S. 132) und der Mauer des Titus (S. 133—135); e) Via dolorosa (S. 135 f.).

Dr. Tuch.

G. H. F. Nesselmann, Nummorum Orientalium, qui in Nummophylacio Academico Regimontano asservantur, Definitio et Explicatio. Regim. Pruss. VI u. 49 S. 8. (Einladungsschrift zur Inauguralrede bei'm Antritte einer philosophischen ausserordentlichen Professur d. 2. Nov. 1846.)

Enthält fünf Classen: 1) *Omajjaden*, No. 1—4; die älteste von Abdulmelik im J. d. H. 80 zu Fesa in Fârs geschlagen. 2) *Abbasiden*, No. 5—111. 3) *Samaniden*, No. 112—177. 4) Verschiedene: *Ispehbeds, mesopotamische Atabeks, Dschudschiden, Baberiden, georgische, chinesische* und *ungewisse Münzen*, No. 178—202. 5) *Osmaniden*, No. 203—224. Als Anhang zwei unächte jüdische Sekel und fünf ebenfalls unächte samaritanische Münzen, No. 225—231. Die Vorrede giebt die Orte und die Art der Erwerbung an. Der grösste Theil, d. h. sämmtliche Münzen der drei ersten Classen mit Ausnahme von sieben Stück, wurde 1832 bei *Münsterwalde* unweit Marienwerder auf dem linken Weichselufer ausgegraben. Zwar hat

schon *Peter v. Bohlen* in den *Historischen und literarischen Abhandlungen der Königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg*, 4. *Samml.*, Königsberg 1838, eine Beschreibung davon gegeben, aber mit so vielen Fehlern, dass man Herrn Prof. *Nesselmann* Dank wissen muss, sie hier berichtigt zu haben. Vor der Abhandlung selbst sind die Prägorte, im Ganzen 32, mit den Numern der zu ihnen gehörenden Münzen in alphabetischer Ordnung aufgezählt.

Die neuesten Drucke der nordamerikanischen Mission in Beirut.

Unser Correspondent, der Missionar *Eli Smith* in Beirut, ist jetzt mit einer neuen arabischen Bibelübersetzung beschäftigt. Diese soll ebendaselbst mit den Neschi-Typen gedruckt werden, die vor einigen Jahren nach Constantinopolitanischen Vorzeichnungen unter Smith's eigener Leitung bei *Carl Tauchnitz* in Leipzig für die nordamerikanische Mission in Syrien geschnitten und gegossen wurden. Ihre vollkommen schöne, allen Anforderungen des Morgenlandes entsprechende Form wird noch gehoben durch eine grosse Menge Buchstabenverschlingungen, durch welche die auch in unserem Berliner Druck-Neschi noch immer so anstössigen auf- und absteigenden Bindestriche durchaus vermieden werden. Als Proben der Anwendung dieser Schrift und Vorläufer jener Bibelübersetzung sahen wir im April dieses Jahres folgende drei aus der Missionspresse in Beirut hervorgegangene Büchlein in 12.:

I) كتاب تعليم القراءة

„A spelling book" für die Missionsschule, 64 S. s. l. e. a. Hier der Inhalt der Reihe nach: Die arabischen Consonanten; — die Vocale und Lesezeichen; — das Abǵad; — die Ziffern; — das gewöhnliche Syllabarium (jeder Consonant dreimal, mit den drei Vocalen, dann wiederum so, aber mit den hinzukommenden Dehnunsgbuchstaben و, ا und ى, dann geschlossene Sylben mit dazugesetzten Vocalen); — ganze Wörter in verschiedenen Abtheilungen, mit Anwendung der Lesezeichen; — ganze Sätze aus den Sprüchwörtern Salomo's, aus den Reden Jesu und Mosis; — das Vaterunser; — die zehn Gebote; — der 50. Psalm; — unter der Ueberschrift عشية الاحد (Sonntagsspätabend) die ersten acht Psalmen, unter der Ueberschrift سحر الاحد (Sonntagsfrühmorgen) die folgenden bis zum 23. einschl.

II) امثال سليمان الحكيم ابن داود

„The Proverbs of Salomon", 89 S. Am Ende: طبع في بيروت سنة ١٨٤٣ مسيحية

III) كتاب تعليم مسيحي

„The Assembly's Catechisme" 43 S., in 107 Fragen und Antworten, dann die zehn Gebote und das Vaterunser. Am Ende: طبع في بيروت سنة ١٨٤٣ مسيحية

A.-C. Judas, Secrétaire du Conseil de santé des Armées, Membre de la Société asiatique de Paris: Étude démonstrative de la langue phénicienne et de la langue libyque. 238 S. gr. 4. mit 32 lith. Tafeln. Paris, Fr. Klincksiek. 1847.

Dieses Werk, welches wir hier bloss vorläufig anzeigen, zerfällt in vier Bücher: I) S. 1—9 *Éléments traditionnels,* mit 2 Capiteln: 1) *Exposition. Précis historique. Analogies de la langue phénicienne.* 2) *Traduction des passages phéniciens du Poenulus de Plaute.* (Nach Bochart und Gesenius in den Scripturae linguaeque phoeniciae monumenta, ohne Berücksichtigung der Arbeiten von Wex, Ewald und Movers.) II) S. 19—84 *Éléments monumentaux. Détermination des signes.* Bestimmung des Werthes der Buchstaben durch Induction aus Münzlegenden und Inschriften, in 7 Capiteln. III) S. 84—224 *Éléments monumentaux. Différences ou analogies géographiques et chronologiques.* Eine Uebersicht aller Länder, Inseln und Städte, von denen man phönizische Münzen oder wo man phönizische Inschriften gefunden hat, in 19 Capiteln. Das 19. Cap.: *Langue libyque. Inscription bilingue de Thugga.* Judas erklärt sich mit Recht nach Quatremère gegen Gesenius dafür, das der libysche Theil der Inschrift nicht bloss die Umschreibung des phönizischen in libysche Buchstaben, sondern die Uebersetzung desselben in die libysche Sprache enthält, ferner dass diese nicht mit der phönizischen identisch, also eigentlich nur eine verschiedene Localbenennung derselben, sondern die Mutter der jetzigen Berbersprache, d. h. diese selbst in älterer Gestalt ist. Es wird dann versucht, das Libysche der Inschrift von Thugga zu lesen und mit Hülfe des Wörterbuchs der Berbersprache von Venture de Paradis und des in das Libysche eingedrungenen Semitischen, in Uebereinstimmung mit dem phönizischen Theile zu übersetzen; daraus wiederum werden allgemeine Folgerungen über die libysche Schrift und Sprache gezogen und die letztere als nach zwei Seiten hin mit dem Berberischen und dem Aegyptischen verwandt dargestellt. Hierauf folgt eine Notiz über die zuerst von *de Saulcy* in der Revue archéologique, Nov. 1845, veröffentlichte Entdeckung *Boissonnet's,* dass das Alphabet, welches die Tuârigs noch heutzutage haben, im Allgemeinen mit jenem altlibyschen übereinstimmt. Schon *Walter Oudney* (Narrative of travels and discoveries in the years 1822—1824, Lond. 1826) hatte 19 Buchstaben dieses Alphabets aufgefunden, welche Taf. 30. in einer dritten Columne erscheinen; die beiden ersten enthalten zwei Exemplare desselben Alphabets, beide vom Artillerie-Hauptmann und Chef des arabischen Büreaus in Constantine, *Boissonnet,* das eine früher, das andere später eingeschickt [1]). Die nahe Verwandtschaft dieser Schriftzeichen mit denen der Inschrift von Thugga ist, ungeachtet mehrerer Verschiedenheiten zwischen den drei Exemplaren selbst und dem Thugga Alphabete, doch unverkennbar, und der Hauptgewinn ist die Bestätigung mehrerer schon früher durch Vergleichung mit der Inschrift von Thugga auf dem Wege

---

1) Wie Cap. *Boissonnet* jenes unter dem Namen *Kalam Tifinag* (Tifinag-Schrift) noch jetzt bei den Tuârigs existirende libysche Alphabet erlangt hat, davon kann man nun seine eigene Erzählung, Journ. asiat. Mai 1847, S. 455 ff., nachlesen.

der Induction gewonnenen Buchstabenbestimmungen. Dabei ist nicht zu vergessen — und auch Judas rühmt es — dass Gesenius, trotz seiner falschen Ansicht von dem Verhältnisse des phönizischen und des libyschen Theiles jener Inschrift, doch durch Benutzung der Eigennamen zuerst *siebzehn* libysche Buchstaben aufgefunden hat, unter denen *zwölf* sowohl von de Saulcy als von Judas bestätigt worden sind. Der letztere setzt nun die noch zwischen ihm und dem ersteren stattfindende Meinungsverschiedenheit über das libysche Caf und Waw auseinander und sucht seine Ansicht aus dem Tuârig-Alphabete und aus der Inschrift von Thugga selbst zu rechtfertigen. Die 32. Tafel stellt die übrigen bis jetzt bekannt gewordenen libyschen Inschriften dar, alle einsprachig, mit mehrern in der Thugga-Inschrift fehlenden Buchstaben. Vor diesen Räthseln tritt noch jeder Deutungsversuch zurück. IV) S. 225—236. *Synthèse grammaticale.* — *Affinités.* — *Conclusion.* Summarische Zusammenfassung des durch die obigen Analysen für die phönizische Grammatik Gewonnenen, mit vier Capiteln: 1) Die Buchstaben. 2) Die Wörter: a) das Wort im Allgemeinen, b) das Nomen, c) das Verbum, d) das Pronomen, e) die Partikeln. 3) Die Syntax. 4) Schluss über die sprachlichen und geschichtlichen Ergebnisse dieses Werkes, und Aussichten auf neue Bereicherungen unserer Kenntniss des afrikanischen, besonders auch des libyschen Alterthums durch fortgesetzte wissenschaftliche Ausbeutung Algeriens [1]).

---

1) Nicht um das Verdienst des gelehrten Verfassers im geringsten zu schmälern, sondern nur um beiläufig an einem auffallenden Beispiele zu zeigen, wie nahe dem Paläographen ex professo die Versuchung liegt, das natürliche und geschichtliche Verhältniss zwischen Sprache und Schrift umzukehren und das Zeichen auf eine mystische Weise den Laut beherrschen, ja sogar erzeugen zu lassen, führen wir hier ohne weitere Bemerkung aus dem 3. Cap. des 4. Buchs folgende Stelle an: „Le féminin [signe du féminin?], dans les noms qui ont une motion et dans les adjectifs, est presque toujours un *tau* suffixe, tant au singulier qu' au pluriel; quelquefois, au singulier, un *aleph*. On trouve dans des conditions données de fréquentes applications de l'emploi de la première de ces consonnes pour la même fonction en hébreu, en chaldéen et en syriaque; mais ce n'est que dans l'ancienne langue des Egyptiens et dans celle des Libyens ou des Berbères qu'on en rencontre l'usage constant, comme ici, et c'est dans *l'écriture hiéroglyphique* de la première de ces langues que l'on en découvre la raison. En effet, le signe figuratif qui représente dans ce cas le T est, comme on le sait, le segment de sphère. Salvolini n'avait trouvé à comparer cette figure qu'à un polissoir, mais, à mon avis, c'est certainement le profil d'une mamelle, comme le *thêta* grec en est la représentation de face; l'une et l'autre de ces images ont été choisies pour rappeler le bruit de succion de l'enfant qui tette, bruit auquel correspondait le son que la prononciation de la lettre devait faire entendre. Or c'est parceque cette mamelle est l'emblème de la femme qu'elle a été naturellement adoptée pour exprimer le genre féminin; c'est cette idée qui a fait dire en grec, de *θηλή*, mamelon, *θηλυκὸς*, du genre féminin, en terme de grammaire."

Garcin de Tassy, *Rudiments de la langue hindoui*. 100 S. gr. 8. Paris, 1847.

Die Einleitung handelt über die Entstehung, die Geschichte und das wechselseitige Verhältniss der neuern Sprachen Nordindiens: des *Hindui*, *Hindi* und *Hindustani*, mit ihren Dialekten. Das *Hindui*, vergleichbar dem Romanischen als Tochter des Lateinischen, schon vor dem 10. Jahrhundert aus den unter der gemeinschaftlichen Benennung Prakrit begriffenen Vulgärdialekten des Sanskrit gebildet, ist die noch mit Devanagari-Buchstaben geschriebene Sprache des indischen Mittelalters; das *Hindi* das von den Hindus selbst modernisirte, ebenfalls noch die Devanagari-Schrift beibehaltende Neu-Hindui; das *Hindustani* endlich das aus dem Verkehr der Moslems und Hindus entstandene, stark mit Persischem und Arabischem vermischte und, wenigstens bei den Muhammedanern, mit dem arabisch-persischen Alphabete geschriebene Neu-Hindi, ganz eigentlich eine moslemische Sprache, wie sie auch bisweilen geradezu *Musulmâni bhâkhâ* genannt wird, im Gegensatze zu dem nationalen Hindi, dem *Thenth* oder *Khârî boli*, d. h. der reinen Sprache, die sich mehr oder weniger unverfälscht noch in den nördlichen Provinzen unter den Hindus auf dem Lande erhalten hat. Ihr am treusten geblieben ist unter den neuern Dialekten die *Braj-bhâkhâ*, die Sprache des Landes Braj, und die *Purbi-bhâkhâ*, welche im Osten (*purb*) von Dehli gesprochen wird. Das Hindustani entstand seit dem Ende des 12. Jahrh. nach Gründung der Pathanischen Dynastie in Dehli, bildete sich aber erst vollständig aus in Timurs *Urdu*, d. h. seinem in derselben Stadt aufgeschlagenen Heereslager, woher es selbst den Namen *Urdu* oder *Urdu-Sprache* erhielt, während es im höhern Style *Rekhta* (die gemischte) genannt wird. Gegen dieselbe Zeit entstand in Südindien auf ähnliche Weise aus dem dortigen Hindi ein indisch-moslemischer Mischdialekt, das *Dachni* (die Südsprache). — Auf die Grammatik des Hindui lässt der Verfasser als Uebungsstück aus der Hindui-Uebersetzung des Mahâbhârata „Le Barattement de la mer“ folgen und giebt dazu den Sanskrittext des Originals, beide mit französischer Uebersetzung.

Von desselben Verfassers

Histoire de la littérature hindoui et hindoustani
(Oriental Translation Committee)

ist kurz nach jenem Werke der 2. Theil erschienen, XXXII u. 608 S. gr. 8. Paris, 1847. Der 1. Th., XVI u. 630 S. gr. 8. Paris, 1839, enthält nach einer allgemeinen Charakteristik der betreffenden Sprachen und Literaturen ein biographisches, literaturgeschichtliches und bibliographisches Verzeichniss der Schriftsteller in der Ordnung des lateinischen Alphabets. In einem Anhange werden in derselben Reihefolge die Titel der gedruckten und handschriftlichen Werke aufgeführt, welche in jenen Artikeln nicht erwähnt sind. Zum Nachschlagen dienen zwei Indices der Schriftsteller- und Büchernamen.— Die Vorrede des 2. Theiles verzeichnet die Arten und Formen der hindustanischen Literaturerzeugnisse in zwei Reihen, einer indischen und einer moslemischen. (Bemerkenswerth ist hier besonders, S. XVIII—XX, die Schilde-

rung der indischen Commedia dell' arte in ihren verschiedenen Anwendungen und Abstufungen, namentlich auch als satyrische Reaction des Volkswitzes gegen die Engländer, wie das Nationalgefühl in Algerien sich gegen die Franzosen auf ähnliche Weise Luft macht.) Dann folgen kürzere und längere, hier zum ersten Mal erscheinende Auszüge aus mehrern der im ersten Theile aufgeführten Werke, theils in vollständiger oder abkürzender Uebersetzung, theils in selbstständigen Inhaltsanzeigen. Die längsten Stücke sind genommen aus dem *Bhakta-mâl* (Rosengarten der Frommen) von *Nâbhâjî*, einer legendenartigen Lebensbeschreibung indischer Heiligen, besonders von der Sekte Wischnu's (der Waischnawa's); aus dem *Prem-Sâgar* (Ocean der Liebe) von *Lallûjî-Lâl*, einer Geschichte des Gottes Krischna; aus dem *Arâïschi-Mahfil* (Zierde der Versammlung) von *Afsos*, einer Geographie, Statistik und Geschichte des neuern Hindustan — für reelles Wissen das wichtigste der hier vorgeführten Werke. Das Uebrige besteht aus Proben der altindischen und moslemisch-romantischen Epopee, des versificirten Romans, überhaupt der Poesie in allen ihren Gattungen, auch der satyrischen. Zwar hatte die Vorrede des ersten Theiles nur noch diesen zweiten angekündigt, aber die Fülle neuen biographischen und literargeschichtlichen Materials, welches dem Verf. seitdem zugeflossen ist, nöthigt ihn noch einen dritten folgen zu lassen. Da dieser bereits angelegt und sein Inhalt festgestellt ist, so hat in dem erstangezeigten grammatischen Werke einigemal schon *im voraus* auf ihn verwiesen werden können, was wir hier zur Verhütung von Missverständnissen ausdrücklich bemerken. — Mit dem Gefühle vollkommener Sicherheit, welches die ganze Arbeit einflösst, folgt man dem überall orientirten Führer gern durch die immer anziehenden, zum Theil erhabenen und reizenden Gegenden, die er mit uns durchwandert. Fremdartiger — wir gestehen es — als alles Hinduthum im Buche berührte uns die hier und da hervortretende starke Betonung der eigenen kirchlichen Confession des Verfassers und der ihm dadurch gegebenen Stellung gegen seine Schriftsteller und Leser. Hierbei denken wir nun nicht an Aeusserungen über die Ausgelassenheit gewisser Erzeugnisse dieser Literatur und über die Nothwendigkeit der von dem Verf. geübten moralischen Censur, obwohl die Art, wie davon die Rede ist, ebenfalls einen eigenthümlichen Beigeschmack hat und in *unserer* Zeit und an *diesem* Orte fast wie Prüderie erscheint; wohl aber schweben uns dabei Stellen vor, wie die in der Vorrede des 2. Theiles, S. III: „— et à cette occasion je dois protester contre quelques passages de mes traductions, où l'on pourra trouver des idées peu en harmonie avec le christianisme catholique, et rappeler que j'en suis le simple traducteur.“ Wie? Unterliegt denn im Frankreich der Charte-vérité selbst die Ausbeute rein literarischen Fleisses noch der Censur einer engherzigen kirchlichen Vehme? Und wo nicht, warum beschwört der Verfasser, mit dem guten Bewusstsein treu erfüllter Forscherpflicht, einen düstern Schatten herauf, über die Catholicität seines Werkes zu Gericht zu sitzen? — Doch wir vergessen, dass es Jedem freistehen muss, nach eigenem Bedürfnisse seiner Kirche Rechte über sich einzuräumen, die sie selbst nicht mehr in Anspruch nimmt oder deren Ausübung sie wenigstens nicht für zeitgemäss erachtet, und

dass die Wahrheit des Gefühls und die Aufrichtigkeit der Gesinnung auch diese Ueberspannung der Religiosität adelt. Billig überlassen wir daher auch dem eigenen Ermessen des Verfassers die Beantwortung der Frage, ob es nicht angemessen sei, zur Erhöbung des wohlthuenden Eindruckes seiner gelehrten Arbeiten auf Unbefangene, mit solchen Kundgebungen etwas zurückhaltender zu sein?

Die ersten orientalischen Druckwerke der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

1) اوستریا دولتی تبعه سنڭ ممالك عثمانیّه ده تجارتلرینه دائر موادّ عهدیّه مجموعه سیدر [Sammlung der auf den Handel der österreichischen Staatsangehörigen in den osmanischen Ländern bezüglichen Vertragsartikel.] 88 S. Oct.-4. 1846.

2) كتاب بهارستان لمولانا جامى: — *Der Frühlingsgarten von Mewlana Abdurrahman Dschami. Aus dem Persischen übertragen von Ottocar Maria Freiherrn v. Schlechta-Wssehrd.* 117, XVI u. 153 S. Lex.-8. 1846.

3) ***Grammaire turque ou Développement séparé et méthodique des trois genres de style usités, savoir l'arabe, le persan et le tartare. Par Aug. Pfizmaier, Docteur en médecine et Professeur public extraordinaire de langues orientales à l'Université de Vienne.*** **XVI u. 372 S. Oct.-4. 1847.**

4) ***Japanische Chrestomathie. Erster Theil. = Sechs Wandschirme in Gestalten der vergänglichen Welt. Ein japanischer Roman im Originaltexte sammt den Facsimile's von 57 japanischen Holzschnitten, übersetzt und herausgegeben von Dr. Aug. Pfizmaier. — Die Abbildungen sind den japanischen Mustern vollkommen gleich, die Druckfarbe der Tinte möglichst ähnlich; Einband und Papier nach japanischem Vorbild.*** **82 S. japanischer Text mit den eingedruckten Facsimile's; XIV u. 40 S. deutsche Uebersetzung; beide auf unaufgeschnittenen, nur auf den äussern Seiten bedruckten Doppelblättern ohne Signatur; im Anfange und in der Mitte des japanischen Theils noch zwei, nur auf dem Rande der vordern Seite bedruckte Titelblätter. gr. 8. 1847.**

5) كتاب حقوق ملل [Das Buch vom Völkerrechte, türkisch, von *O. M. Freiherrn v. Schlechta-Wssehrd.*] 110 S. Oct.-4. 1847.

6) ספר המפתח של מנעולי התלמוד שחברו מורנו ורבנו ניסים בן כבוד מורנו ורבנו יעקב זצ״ל השתדלתי בהדפסתו והוספתי עליו הגהות קראתים בשם באר יעקב אני יעקב גאלדענטהאל.

Clavis Talmudica auctore Rabbi Nissim Ben Jacob Cairovanensi sec. XI. florente, auctoritate et scriptis clarissimo. Opus adhuc incognitum nunc primum e cod. vetusto et rarissimo membranaceo Augustissimae Bibliothecae Palatinae Viennensis ed. et introductione notisque instr. J. Goldenthal. **63. Bl. Oct.-4. 1847.**

In diesen sechs Werken, der Frucht von nicht ganz zwei Jahren, legt die österreichische Hof- und Staatsdruckerei einen Theil ihres orientalischen Typenreichthums den Fachkennern zur Würdigung vor. Selbst eine nur am Aeussern haftende Beschauung dieser Drucke und ihrer in jeder Hinsicht glänzenden Ausstattung führt schnell zu der Ueberzeugung, dass ein grossartiger Gedanke hier durch imposante materielle und geistige Mittel auf würdige Weise in's Leben getreten ist. Geschaffen von dem erleuchteten Staatsmann, dem Oesterreich die jetzige Ordnung und Blüthe seiner Finanzen verdankt, dem Hofkammer-Präsidenten *Freiherrn Kübeck von Kübau*, fand die Staatsdruckerei in ihrem ersten Director, Herrn *Alois Auer*, nunmehrigem Regierungsrathe und Mitgliede der Wiener Akademie der Wissenschaften, einen Mann, den vielseitige Kenntnisse und reine Begeisterung für sein Fach ganz eigentlich dazu beriefen, an der Spitze des neuen Institutes die hoch- und freisinnigen Entwürfe und Absichten des edeln Gründers zu verwirklichen. Wie er seine Aufgabe fasst, bezeugte sein Vortrag bei der Orientalisten-Versammlung in Darmstadt (s. den Jahresbericht für 1845, S. 21 ff.), und wir konnten schon damals in dem Zusammentreffen dieser Eröffnungen mit der Stiftung der Deutschen morgenländischen Gesellschaft kein blosses Spiel des Zufalls erkennen. Auch nachher hat die kaiserliche Staatsdruckerei unserer Gesellschaft durch Zusendung von Prachtexemplaren ihrer orientalischen Erzeugnisse fortwährend besondere Aufmerksamkeit erwiesen und sie zum grössten Danke verpflichtet.

No. 1. ist die erste Probe einer neuen Neschischrift. Den besten Mustern nachgebildet, correct und schön, schien sie uns doch anfangs etwas zu mager; der Grund davon liegt aber nur in dem geglätteten Papiere, welches den Druck nicht voll und breit genug angenommen hat, wie sich sofort aus den später erhaltenen No. 2 und 3 ergab; denn diese zeigen dieselbe Schrift auf weniger spiegelglatten Grunde in vollkommen richtigen Verhältnissen. Der Titel und das Eingangs-Bismillâh prangen auf goldenem Felde in reicher, ächt morgenländischer Einfassung; die Schriftquadrate sind von goldenen Randlinien umgeben, die Ueberschriften und Abtheilungseingänge roth und die Schlussangabe über Ort und Zeit des Druckes in Gold ausgeführt. Nach einem Inhaltsverzeichnisse beginnen die neunzehn Abschnitte mit dem 14. und 15. Artikel des Karlowitzer Friedens von 1699 und gehen herab bis auf einen Befehl der Pforte an den Fürsten Alexander von Servien im J. 1844 über den Ein- und Ausgangszoll österreichischer Waaren. — Aus einem lithographirten Begleitungs-Circulare des Herrn Director Auer erfahren wir, dass der sel. *Krafft* die Herstellung der Neschi-Typen, und der Handels- und Gewerbs-Referent, Herr Hofrath Ritter *von Kraus Elislago*, die Redaction des Textes geleitet hat, dass ferner die Stempel so oft umgeformt worden sind, bis *Hammer-Purgstall*, *Huszár*, *Rosenzweig* und *Anton v. Hammer* sich einstimmig beifällig darüber ausgesprochen haben.

No. 2. giebt den Text des *Behâristân* nach der Constantinopeler Ausgabe von *Schâkir Efendi's* türkischem Commentar, der auch den Text in einzelnen Absätzen vollständig enthält. Denn dass derselbe nicht bloss, wie man nach der Vorrede der deutschen Uebersetzung glauben könnte, für die

Anordnung der Abschnitte, Erzählungen und Sprüche maassgebend gewesen ist, lehrt eine Vergleichung beider Texte. Gegen die Anlehnung an eine solche Autorität kann natürlich an und für sich und im Allgemeinen kein Einspruch erhoben werden; nur hätten die Fehler und Lücken des Constantinopeler Textes nach Handschriften, zum Theil selbst nach dem angehängten Commentar, durchgängig berichtigt werden sollen. Auch bei der Uebersetzung schwieriger Stellen scheint Schâkir's Erklärung nicht immer so, wie sie es verdiente und Herrn *v. Schlechta's* vertraute Bekanntschaft mit dem Türkischen es erwarten liess, benutzt worden zu sein. Beides im Einzelnen nachzuweisen, bleibt einem andern Orte vorbehalten. Uebrigens ist uns die in der Vorrede der Uebersetzung genannte Ausgabe jenes Commentars, „Constantinopel 1794", völlig unbekannt; wäre sie vielleicht ein falscher Doppelgänger der auch uns vorliegenden Ausgabe von 1836? (S. *Hammer-Purgstall's* Gesch. d. osman. Dichtkunst, Bd. 4. S. 601.) Die häufige Setzung der Interpunctions-Sternchen an unpassenden Stellen des persischen Textes, wo sie Zusammengehörendes zerreissen, wird in einer Schlussanmerkung als ein dem Herausgeber sehr unangenehmer Fehler des Setzers entschuldigt, woraus freilich hervorzugehen scheint, dass der Corrector seinem Geschäfte nicht ganz gewachsen, Herr v. Schlechta aber verhindert war, sich selbst der Druckrevision zu unterziehen. Abgesehen von dem Obenbemerkten, ist die Uebersetzung getreu, im prosaischen wie im poetischen Theile gewandt und zierlich; auch in jenem giebt sie die Endreime der Sätze und Satztheile wieder. Für genaueres Verständniss sorgen erläuternde Anmerkungen. Ist nach dem Gesagten das Ziel nicht ganz erreicht, so hat Herr v. Schlechta doch alle Ursache, das *Est aliquid prodire tenus* des römischen Dichters nicht bloss im Sinne einer Rechtfertigung auf sich anzuwenden.

No. 3. verdankt seine Entstehung dem Bedürfnisse des Verfassers, für seine Vorlesungen über das Türkische an der Wiener Universität ein passendes Lehrbuch zu haben. Er gesteht aber selbst, dass die Kürze der Zeit, die ihm zu dessen Abfassung vergönnt war und die noch überdiess von vielen andern Arbeiten in Anspruch genommen wurde, die dadurch herbeigeführte Nothwendigkeit, das Manuscript in einzelnen Theilen und Theilchen in die Druckerei zu liefern, und die Unzulänglichkeit seiner Hülfsmittel ihm nicht erlaubt haben, dem vorliegenden Werke die wünschenswerthe Vollendung zu geben. Die gewinnende Offenheit dieses Geständnisses könnte selbst eine strengere Kritik, als die unsrige, entwaffnen und lässt nur noch etwa die Frage aufkommen, ob es denn Herrn Prof. *Pfizmaier* durchaus unmöglich gewesen wäre, sich noch etwas länger mit einem andern Lehrbuche zu behelfen? Doch, die unumgängliche Nothwendigkeit dieser „extrême précipitation" zugegeben, können wir es um so weniger zweckmässig finden, dass der Herr Verf. — um, wie er sagt, nicht Gefahr zu laufen, die etwanigen Fehler und Ungenauigkeiten seiner Vorgänger zu wiederholen — keinen derselben zu Rathe gezogen, sondern alle Regeln und Beispiele des persischen und türkischen Theils aus einigen wenigen Originaltexten geschöpft und nur den arabischen nach europäischen Vorlagen bearbeitet hat. Jener Mangel an Zeit und Mitteln hätte, so scheint uns, zu dem gerade entgegengesetzten Verfahren

hinleiten sollen, da ein solches, an und für sich achtbares Halten auf Selbstständigkeit zur Vermeidung der angegebenen Gefahr unter *diesen* Umständen fast wie eine Caprice aussieht und an das *Incidit in Scyllam* u. s. w. erinnert. Indessen glauben wir bemerkt zu haben, dass der Zwang jener strengen Selbstbeschränkung durch ein treues Gedächtniss wenigstens in der allgemeinen Anlage des Buches um vieles gemildert worden ist, woneben wir nicht verkennen, dass des geehrten Verfs. eigene Beobachtung manche gute Einzelheit zu Tage gefördert hat. Mehr lässt sich ohne lange Vorstudien bei einer so compendiarischen Zusammenfassung drei grundverschiedener Sprachen in einen mässigen Band innerhalb zehn Monaten billigerweise nicht verlangen; die besondern Zwecke des Elementarunterrichtes legen überdiess den höhern Forderungen der Wissenschaft Stillschweigen auf, und soll einmal jene Verbindung stattfinden, so ist es jedenfalls rathsamer, die Theile, wie hier geschehen, getrennt zu behandeln, als sie, wie bei Meninski, in einander zu wirken. Warum aber nennt der Verf. das, was nach fester Wortbedeutung Sprache heissen sollte, Stylgattung? Schon als wir die Ankündigung seines Werkes lasen, befremdete uns dieser Ausdruck, bei dem sich in solchem Zusammenhange nichts Passendes denken lässt, und das Buch selbst hat unsere Vermuthung von der Verwechselung jener beiden Begriffe bestätigt. — Obwohl mit innerem Widerstreben, können wir es doch nicht umgehen, zuletzt noch mit dem Verf. wegen eines Punktes zu rechten, über welchen er sich schon in der Vorrede verantwortet hat; — wir meinen den Gebrauch einer Sprache, die er nicht ganz rein schreibt, zum Lehrvortrage. Diess macht schon im Allgemeinen keinen angenehmen Eindruck, noch mehr aber, wenn es ohne dringende Nothwendigkeit geschieht. Fand diese nun hier Statt? Herr Prof. Pf. antwortet, ein solches Buch habe in Deutschland keinen gewissen Absatz und sei, deutsch geschrieben, weniger Personen zugänglich. Wie schön, wenn unser Nationalgefühl stark genug wäre, solche Gründe nie mehr aufkommen zu lassen, besonders da nicht, wo ein grosser deutscher Staat, über ängstliche Berechnung und kaufmännische Speculation erhaben, jedem namhaften Gelehrten die Mittel darbietet, seinen schriftstellerischen Fleiss auf die möglichst vortheilhafte oder wenigstens gefahrlose Weise zu verwerthen. Hoffen wir, dass die türkische Chrestomathie, welche Herr Prof. Pf. am Schlusse seiner Vorrede verspricht, uns ein fleckenloses *deutsches* Gesicht entgegenbringen wird!

No. 4. zeigt uns denselben Sprach- und Literaturforscher auf einem ganz andern Felde, wohin ihm, sei es zur Beurtheilung, sei es zum Mitgenusse, nur Wenige folgen möchten. Auch wir verzichten auf Beides; — zum Ersten fehlen uns die Kenntnisse, zum Zweiten die Empfänglichkeit. Wir achten und bewundern den Heldenmuth und Bienenfleiss, mit dem sich Herr Prof. Pf. als Autodidakt in dieses geistige Antipodenthum eingearbeitet hat; wir sind so gefällig oder gutmüthig, ihm die Treue seiner Uebersetzung auf das Wort zu glauben; aber dann müssen wir bekennen, dass die japanische Ideenwelt, wie sie uns hier vorgeführt wird, des Wunderlichen und für uns geradezu Unverständlichen doch etwas zu viel enthält. Neben der chinesischen Mutter oder Schwester scheint die japanische Belletristik, nach dieser

Probe, sich nicht zu ihrem Vortheil auszunehmen und dürfte bei uns höchstens auf einen vorübergehenden succès de curiosité zu rechnen haben. Doch es wäre übereilt und ungereimt, von diesem vorgeschobenen Posten einen Schluss auf die nachrückende Hauptarmee zu ziehen; ja wir wagen sogar, zur Ehre des Jedo'schen Musenhains, auf eigene Gefahr die Behauptung, Herr Riutei Tanefiko, der Dichter dieser sechs Wandschirme, sei uns nur durch eine kleine Tücke des Zufalls als erster Repräsentant des japanischen Literatenthums zugeschoben worden und gehöre auch daheim nicht unter die Sterne erster Grösse. Seine Manier, soweit wir sie fassen, ist matte, kleinliche, verschnörkelte Genremalerei, der ganze Roman ein spiessbürgerlich empfindsames Stillleben, eine bezopfte Idylle. Hier und da gemahnt es uns, als läsen wir eins der letzten Erzeugnisse des sel. Gustav Schilling in der Hell'schen Abendzeitung oder in dem Becker'schen Vergnügen, mit einigen Acclimatisirungen in das Japanische und aus diesem wiederum mit einigen Quidproquo's in das Deutsche zurück übersetzt. Aber die Taschenbücher, diese periodischen Zugvögel der Literatur, scheinen in Japan eben auch, wie bei uns in der Regel. verunglückte Copien des „Mädchens aus der Fremde" zu sein, und mit einem solchen haben wir es hier ohne Zweifel zu thun. Das Original dieser Ausgabe nämlich, 1821 in Jedo xylographirt und jetzt der k. k. Hofbibliothek in Wien angehörig, ist, wenn uns nicht Alles trügt, eine der Dubletten, welche Herr *v. Siebold* jener Bibliothek aus seiner grossen japanischen Büchersammlung geschenkt hat. Die Uebersicht dieser Erwerbungen von *Endlicher* im Anhange seines Verzeichnisses der chinesischen und japanischen Münzen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinets, Wien 1837, ist uns nicht zur Hand; sonst würde sich die Sache vollständig erhärten lassen. In der Anzeige nun, welche *Brockhaus* im Lpz. Repertor. 1846, Heft 10. S. 372 ff. von dem Kataloge der Siebold'schen Sammlung gegeben hat, ist unter No. 364 ein „Sechsblättriger Windschirm mit neuen Figuren aus der flotten Welt" aufgeführt und dabei bemerkt, dass unter diesem Titel jährlich ein Taschenbuch mit Kupfern (d. h. Xylographien) in Jedo erscheint. Dass jene Worte nur eine andere Uebersetzung desselben Titels sind, ist wohl unzweifelhaft; auch das von Herrn Prof. Pf. in dem Titel weggelassene Beiwort „neue" findet sich in seiner eigenen Uebersetzung der Vorrede wieder. Aber auf jene monumentale Reihe Siebold-Hoffmann'scher Werke, welche Brockhaus in der erwähnten Anzeige ausführlich beschreibt, ist hier überhaupt keine Hindeutung zu finden. Sollten sie dem Herausgeber für seine Studien unzugänglich geblieben sein? Fast möchte man diess aus folgender Stelle der Vorrede schliessen: „Jedermann, der nur einige Begriffe vom Japanischen hat, wird einsehen, wie schwierig es sein musste, das erste Mal eine solche Arbeit zu liefern, bei welcher nichts geringeres erforderlich war, als die Hilfsmittel für das Studium dieser Sprache neu zu schaffen, d. h. ausser der Entzifferung der Schrift, ein Wörterbuch zusammenzustellen und die meisten Regeln der Grammatik zu errathen." Zu diesem allen kommt, wie weiterhin auseinandergesetzt wird, eine ganz eigenthümliche Syntax, ein verwickelter, langgestreckter Periodenbau: — wahrlich, Glück wünschen muss man Herrn Prof. Pf., wenn ihm die Lösung dieser selbstgestellten Aufgabe wirklich so gelungen ist, dass er Recht hat

nur noch „hinsichtlich weniger einzelner Ausdrücke in Zweifel zu sein.“ Doch genug hiervon. Ausser Stande, das philologische Verdienst des Buches zu würdigen, wenden wir uns desto lieber zu seiner künstlerischen Ausführung, die beinahe den Eindruck einer Zauberei macht. Der erste Anblick könnte einen misstrauischen Kritikus auf den Gedanken bringen, es sei hier eine kleine Mystification im Spiele: die ehrenwerthe Staatsdruckerei habe die Originalausgabe in Japan angekauft, eine Partie Papier von derselben Qualität ebendaher bezogen, auf dieses ihre deutsche Uebersetzung gedruckt und dann beide Theile zusammenbinden lassen. Doch nein: dieses feine Seidenpapier — allerdings wohl besser als man es in Japan selbst macht — ist deutsches Fabrikat; diese japanischen Charaktere, in ihren arabeskenartigen Verschlingungen fast wie flüchtige Stenographie anzusehen, und diese eingedruckten Illustrationen mit Gesichtsbildungen, Trachten, Gebäuden und Geräthen die einer andern Welt anzugehören scheinen: sie sind nicht in Jedo xylographirt, sondern in Wien genau nach den Originalen typo- und zinkolithographirt, d. h. jene mit beweglichen Lettern, *den ersten und bis jetzt einzigen ihrer Art*, gedruckt, diese aber mit einigen dazu gehörigen Erläuterungen und der Vorrede in Zink gestochen, auf Papier abgezogen und dann auf Stein übergetragen. Von den japanischen Xylographien unterscheidet sich dieser Druck, so versichert uns der Herausgeber, bloss noch durch einige Ungleichheit der Verbindungsstriche, deren Auffindung wir einem geübteren Auge überlassen; aber auch dieser Mangel soll in dem nächsten, bereits in Angriff genommenen Werke vollkommen beseitigt werden. Darin erkennen wir den Wahlspruch der Staatsdruckerei: *Nil actum reputans, si quid superesset agendum.*

No. 5. ist in jeder Hinsicht eine Curiosität im besten Sinne des Wortes. Zuerst, welcher Umschwung der Dinge! Jene Türken, die alten Erbfeinde des heiligen römischen Reichs und der ganzen Christenheit, sie erhalten hier von Oesterreich zur Vergeltung für die doppelte Bestürmung Wiens ein Lehrbuch der politischen Humanität: Herr *v. Schlechta*, ein türkisch redender Hugo Grotius, tritt unter sie als Prediger und Professor des christlich-europäischen Staaten- und Völkerrechts, — zunächst natürlich des jus pacis, doch verspricht er in einer Endanmerkung auch das, Gott Lob! jetzt eben nicht nöthige jus belli auf gegebene Veranlassung nachzuliefern. Seine Hauptquelle ist ein deutsches Werk, das er nicht näher bezeichnet und wir, in dieser Literatur unbewandert, nicht nachzuweisen vermögen; ausserdem sind noch mehrere andere einschlagende Abhandlungen benutzt. Das Buch enthält drei Abschnitte mit dreiundsechzig Capiteln: der erste Abschnitt handelt von den verschiedenen Staatsformen und den Grundsätzen der Politik, der zweite von den Rechten und Pflichten der Regierungen, der dritte von den Einrichtungen zur Verbindung der Staaten unter einander. Aber, wirft man vielleicht ein, wozu das? Der osmanische Stolz wird sich gegen die wohlgemeinte Lection verschliessen und das Ganze darauf hinauslaufen, dass Herr v. Schlechta seine Meisterschaft im Türkischen bewiesen und der Nachwuchs österreichisch-levantinischer Diplomatie ein Exercitienbuch mehr bekommen hat. Zur Widerlegung so niederschlagender Voraussetzungen freuen wir uns hiermit aus

erster Hand die Nachricht geben zu können, dass *der Sultan* und *der Vicekönig von Aegypten* die ganze erste Auflage dieses Werkes für ihre Politiker und Diplomaten aufgekauft haben, so dass zur Befriedigung anderer Committenten sogleich ein zweiter Abdruck hat veranstaltet werden müssen.

No. 6. ist die erste Probe der hebräischen Quadrat- und rabbinischen Cursivschrift der Staatsdruckerei. Jene ist zu dem Texte des Buches und der Vorrede des Herausgebers, diese zu den Randanmerkungen des letztern gebraucht, in denen auch die Citate aus der Bibel nach Büchern und Capiteln, die aus dem Talmud nach Tractaten und Folien angegeben sind. Das hier zum ersten Mal gedruckte Werk von Rabbi *Nissim Ben Jacob* aus Kairowan (11. Jahrh.) gelangte bald nach seinem Erscheinen zu hohem Ansehn, schien aber in neuerer Zeit verschwunden zu sein, und auch *Rapoport* konnte in seiner trefflichen Lebensbeschreibung des Verfassers bloss nach den Angaben und Citaten früherer Schriftsteller, daher, wie sich nun ergiebt, nicht durchaus richtig darüber sprechen. Auf den Inhalt des Werkes selbst und der für die Entstehungsgeschichte des Talmud wichtigen Vorrede werden wir später zurückkommen und bemerken nur noch, dass der schon durch einige andere gelehrte Arbeiten bekannte Herausgeber, Dr. *Jacob Goldenthal*, die alte Pergamenthandschrift, welche dieser Ausgabe zu Grunde liegt, ein Geschenk seines Landsmannes und Freundes, des Rabbiners *Isaak Schur* in Brody, nun der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien abgetreten hat.

Zakarija Ben Muhammed Ben Mahmud el-Cazwini's Kosmographie. Zweiter Theil. كتاب آثار البلاد *Die Denkmäler der Länder. Aus den Handschriften des Herrn Dr. Lee u. den Bibliotheken zu Berlin, Gotha u. Leyden herausg. v. Ferd. Wüstenfeld. Erste Hälfte. Mit Unterstützung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft.* Göttingen, Dieterichsche Buchh. 1847. 192 S. Oct.-4. (à n. 1 Thlr. 20 Ngr., für die Mitglieder der D. M. G. à n. 1 Thlr. 7½ Ngr.)

Diess das erste Werk dessen Herausgabe von der Deutschen morgenländischen Gesellschaft nach dem Beschlusse ihrer vorjährigen allgemeinen Versammlung [1]) unterstützt wird. Zuerst erscheint hier von den Athâr al-bilâd, einer Länder- Völker- und Ortsbeschreibung nach den sieben Climas (beendigt im J. Chr. 1275 oder 1276), die erste Hälfte bis zum Anfange des vierten Klimas; die zweite Hälfte mit der Vorrede soll Ende dieses Jahres und der erste Theil, die ʿAǵâïb al-machlûqât, im nächsten Jahre erscheinen. Für die Bequemlichkeit des Nachschlagens und Lesens ist gesorgt durch abgesetzten Druck der einzelnen, innerhalb eines Klimas nach alphabetischer Ordnung der Titelnamen auf einander folgenden Artikel, durch Anwendung einer grösseren Schrift für jene Namen, durch Setzung des Interpunktionszeichens ʿ bei stärkeren Sinnesabschnitten, und durch Hinzufügung von Lesezeichen und Vocalen, insoweit es nöthig oder räthlich schien. Unter dem

1) S. Jahresbericht der D. M. G. für d. J. 1846, S. 17.

Texte ist, wie in Jacut's Moschtarik von demselben Herausgeber, eine Auswahl verschiedener Lesarten hinzugefügt. Die etwaige Nachhülfe, deren einzelne Stellen des im Ganzen correcten Textes noch bedürfen, wird ihnen Prof. Wüstenfeld voraussichtlich in der zweiten Hälfte angedeihen lassen.

Hierbei schliessen wir sofort eine andere Publication desselben Gelehrten an:

Jo. Jac. Reiskii Primae lineae historiae regnorum arabicorum et rerum ab Arabibus medio inter Christum et Muhammedem tempore gestarum. Cum tabulis genealogicis tribuum arabicarum. E libro ms. bibliothecae Gottingensis adjectis annotationibus ed. Ferd. Wüstenfeld. Göttingen, Dieterichsche Buchh. 1847, XVI u. 274 S. gr. 8. (n. 1½ Thlr.)

Ein alter Spruch, dass auch Bücher ihre Schicksale haben, ist an dieser Schrift des grossen *Reiske* von neuem wahr geworden. Gerade hundert Jahre nachdem er, aus Leyden nach Leipzig zurückgekehrt, unter Noth und Mangel diese Primae lineae in's Reine schrieb, treten sie aus ihrem Dunkel hervor, um zur Säcularfeier ihres Entstehens einige starke Anleihen wieder einzufordern, welche unterdessen *Eichhorn* in seinen *Monumenta antiquissimae historiae Arabum,* Gotha 1775, und *Rasmussen* in der *Historia praecipuorum Arabum regnorum rerumque ab iis gestarum ante Islamismum,* Kopenhagen 1817, bei ihnen gemacht haben, zwar nicht schlechthin mit Verhehlung der Thatsache, aber doch, besonders der Zweite, nicht mit Angabe des wirklichen Thatbestandes. Wer Reiske's eigenhändige Reinschrift, die in J. B. Köhlers Händen geblieben war, bei der Versteigerung von dessen Bibliothek in Lübeck 1804 an sich gebracht hat und was weiter aus ihr geworden, ist ungewiss; gewiss aber, dass die unausgearbeiteten Collectanea dazu nach Kopenhagen in die königliche Bibliothek gekommen und dort von Rasmussen in dem obengenannten Specimen eruditionis überfleissig ausgeschrieben worden sind; ebenso gewiss, dass 1776, zwei Jahre nach Reiske's Tode, eine Copie seiner Reinschrift in die Göttinger Bibliothek kam, nachdem Eichhorn sie vorher für die Monumenta ebenfalls, jedoch bescheidener, benutzt hatte. So war Reiske immer der reiche Mann, von dessen Schätzen, während seines Lebens wie nach seinem Tode, die Armuth anderer sich nährte. Jene Göttinger Abschrift nun, in dem alphabetischen Bibliotheks-Cataloge unter Ibn Coteiba's Namen versteckt, fand Prof. *Wüstenfeld* wieder auf [1]) und giebt sie hier zur Sühnung der Unterlassungssünde eines seiner Vorgänger, zu Reiske's Ehre und zu unserem Nutzen heraus, aber nicht in einem blossen Abdruck, sondern mit Vorsetzung einer Inhaltsübersicht nach Capiteln und Abschnitten, mit Hinzufügung eines Blattweisers der Eigennamen, mit Berichtigung der Vocalaussprache dieser letztern, besonders nach der von Reiske selbst gebrauchten Leydener Handschrift von Ibn Doreid's genealogisch-etymologischem Werke, Kitâb al-ischtiqâq, aus welchem auch der arabische Text der Hauptstellen am Ende abgedruckt ist, ferner mit Verweisung der häufigen störenden Parenthesen aus dem Texte als Noten unter denselben,

1) S. Jahresbericht d. D. M. G. für d. J. 1846. S. 5.

